Neuer Deutscher Novellenschatz

herausgegeben

von

P. Heyse u. L. Laistner

Band 22.

München u. Leipzig
R. Oldenbourg.

M. BROD.

Verlag von

R. Oldenbourg

in München und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Deutscher Novellenschatz

Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

In 24 Bänden.

86 der gediegensten deutschen Novellen.

Jeder Band einzeln

1 M. geb.

Inhaltsverzeichniß umstehend.

Deutscher Novellenschatz.

Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Gebunden à ℳ 1. —. **24 Bände.** Gebunden à ℳ 1.

Alphabetisches Inhaltsverzeichniß.

Die beigesetzten Zahlen bezeichnen die Bände, in welchen die betreffenden Novellen enthalten sind.

… ellen.

Neuer Deutscher
Novellenschatz.

Herausgegeben

von

Paul Heyse

und

Ludwig Laistner.

Band XXII.

München und Leipzig.
Druck und Verlag von R. Oldenbourg.
1887.

Inhalt.

Um ein Ei.

Von Theodor Hermann Pantenius.

Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem Kurländischen Leben von Theodor Hermann Pantenius. Mitau, E. Behre's Verlag, 1881.

Theodor Hermann Pantenius wurde am 10. October 1843 als Sohn des Pastors Wilhelm Pantenius in Mitau in Kurland geboren. Da er den Vater, der ein tüchtiger Volksschriftsteller war, schon im Jahr 1849 verlor, verbrachte er die Knabenzeit im Hause eines Bruders seiner Mutter, dessen Pfarrhaus an den Ufern der Aa lag. Hier lernte der Knabe das lettische Landvolk kennen und lieben, hier ging ihm das Verständniß für die Poesie der Ebene auf. Da der Sommer immer am Meere verbracht wurde, hat sich auch diesem schon früh seine Neigung zugewendet.

Während Pantenius schon durch seine Geburt jenen Kreisen angehörte, die man in Kurland „Literaten" nennt, d. h. den traditionell akademisch gebildeten Familien, kam er durch die Verbindungen seiner Eltern auch viel in die Familien des Kurländischen Adels. So war ihm denn Gelegenheit geboten, die Bevölkerung seiner Heimat schon als Knabe in allen ihren Schichten kennen zu lernen.

Von 1858—1862 besuchte er das Gymnasium in Mitau und studierte dann, den Traditionen seiner Familie folgend, von 1862 bis 1866 in Berlin und Erlangen Theologie. Die für den Theologen übliche Hauslehrerzeit wurde in Kurland im Hause einer höchst liebenswürdigen Familie verbracht. Dann folgte eine mehrjährige Thätigkeit als Lehrer in Riga. Dort übte bald die Journalistik ihre Anziehungskraft. Er trat in die Redaction der Riga'schen Zeitung ein und gab selbständig die Baltische Monatsschrift heraus. Seit 1876 lebt er in Leipzig als Redacteur des „Daheim".

Seine beiden ersten Romane „Wilhelm Welfschild“ (1872) und „Allein und frei“ (1875) erschienen unter dem Pseudonym Theodor Hermann bei E. Behre in Mitau. „Um ein Ei“ (1876), „Unser Graf“ (1878), „Im Banne der Vergangenheit“ (1880) wurden zuerst im „Daheim“ veröffentlicht, dann (1880) unter dem Titel „Im Gottesländchen“ in einer Buchausgabe (ebenda). Im Jahre 1881 erschien „Das rothe Gold“ (Gebrüder Behre in Hamburg), 1885 „Die von Kelles“ ein historischer Roman aus dem XVI. Jahrhundert (Velhagen & Klasing, Leipzig und Bielefeld). Alle diese Erzählungen spielen in der baltischen Heimat des Dichters, die meisten in Kurland.

Von den drei gleich trefflichen Erzählungen, die unter dem Titel „Im Gottesländchen“ vereinigt sind, haben wir die nachfolgende ausgewählt, weil sie das so vielfach behandelte Kohlhaasmotiv von einer neuen Seite und auf höchst eigenartigem Boden darstellt, mit einem Schluß, der eine durchaus reine, aus den Charakteren sich glücklich entwickelnde Versöhnung der herben Collision herbeiführt.

H.

Erstes Kapitel.

In der Limpik.

Die Frühlingssonne schien warm und voll hernieder, aber aus dem Boden, auf dem unsere Erzählung beginnt, hätten ihre belebenden Strahlen doch kein Grün hervorzaubern können, auch wenn die eisigen Nordwinde, die nun schon seit vierzehn Tagen vom Meer her wehten und noch vor einigen Tagen einen Spätwinter mit regelrechtem Schneetreiben gebracht hatten, nicht gewesen wären. Dieser an der kurischen Küste gelegene Landstrich, den man „die Limpik" nennt, bietet mit Ausnahme des Winters, in dem auch ihn eine schöne, weiße Schneedecke verhüllt, in jeder Jahreszeit immer dasselbe gleichfarbige Bild einer gelbbraunen Sandwüste, die sich von ihren bekannten Schwestern nur dadurch unterscheidet, daß sie nur gegen eine Meile lang und eine halbe Meile breit ist und überdieß eine so abgelegene Lage hat, daß sie gewiß nur höchst selten von einem des Schreibens kundigen Manne betreten wurde.

Die Limpik ist nicht immer eine Wüste gewesen. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts bildete sie eine schmale, mäßig fruchtbare Nehrung zwischen dem öden Meeresstrande und den unter dem Niveau des Meeres liegenden und daher

zu ewiger Unfruchtbarkeit verurtheilten Sümpfen, den sogenannten Grihnen, welche, mit alten, aber kaum manneshohen Krüppelfichten besetzt, in einer Breite von fast einer Meile die Limpik von den eigentlichen Waldungen trennen. Früher standen hier, durch hohe Dünen geschützt, einige Fischerdörfer, deren Bewohner sich mit Hülfe der Fische im Meer und des ihre Kartoffel- und Haberfelder trefflich düngenden Seetangs nicht kümmerlicher nährten als die übrigen Strandbauern an der kurischen Küste. Das wurde aber anders, als ein unverständiger Besitzer des Gutes, zu dem sie gehörten, die alten Kiefern, welche auf den Dünen standen, sammt und sonders zu gleicher Zeit abholzen ließ. Der Wind hob nämlich allmählich die nun schutz- und haltlosen Dünen auf und schüttete den Sand, aus dem sie bestanden, über die Dörfer und die zu ihnen gehörenden Felder aus, so daß nach einigen Jahren diese aufgegeben und jene verlassen werden mußten. Der Sand begnügte sich aber nicht mit dieser Eroberung, er sah sie vielmehr nur wie eine Bresche in der Mauer an und dehnte sich nun nach rechts und links immer weiter aus. Landeinwärts erwies sich bald jeder Widerstand als vergeblich, und man mußte ihn gewähren lassen bis an den Sumpf, der ihm natürlich Halt gebot, von Süden und Norden her aber bekämpfte und bekämpft man ihn noch energisch, wenn auch nicht eben sehr erfolgreich, denn die Einöde dehnt sich von Jahr zu Jahr weiter aus.

In die Limpik nun lenkte um die zehnte Stunde eines Aprilsonntags ein bäuerliches Gefährte ein, das auf einem schmalen Damm, der hier durch den Sumpf führt, dahergekommen war. Auf der Limpik selbst giebt es weder Weg noch Steg; man fährt, wenn man nach Süden will, gerade auf eine hohe einsame Kiefer zu, an deren Fuß das fruchtbare Land und damit auch der Weg wieder beginnt. Der

Wezwagarbauer — so wurde er nach seinem Bauernhofe genannt — legte daher, nachdem er seinem Pferde die Richtung angegeben hatte, die Leine unter sein rechtes Bein und wandte sich zu seiner neben ihm sitzenden Frau, die sich, vor dem rauhen Nordwinde fröstelnd, tief in ihren Pelz eingehüllt hatte.

Es ist mir unbegreiflich, sagte der Bauer, während er mit der Peitsche von Zeit zu Zeit in den Sand schlug, wie die Leute hier so träge und faul sein konnten, daß sie dem Sande ruhig das Feld räumten. Da hätte ich dabei sein sollen!

Das muß doch so Gottes Wille gewesen sein, meinte die Bäuerin.

Wie kannst du so thöricht reden, braus'te ihr Mann auf. Wie soll es Gottes Wille sein, daß wir träge die Hände in den Schooß legen, wenn uns ein Unglück droht. War es etwa auch Gottes Wille, daß man so unsinnig war, alle Bäume auf den Dünen gleichzeitig zu fällen?

Nun, wenn Gott es nicht gewollt hätte, so wären sie nicht gefällt worden.

Recht so! rief der Bauer höhnisch. Natürlich! Als die Anna in Wedge mit offenem Licht in die Flachskammer ging und darüber das ganze Gesinde aufbrannte, so daß die Wirthe um alle ihre Habe kamen, geschah das wohl auch nach Gottes Willen?

Warum nicht? fragte die Bäuerin, wandte sich um und sah ihren Mann aus ihren blauen Augen so tief ernst an wie immer, wenn sie über solche Dinge in Streit geriethen, — was oft geschah. Hast du den Leuten in Wedge so tief in die Seelen gesehen, daß du wissen kannst, ob sie es nicht reichlich verdienten, daß ihnen Habe und Gut vom Feuer verzehrt wurde? Wie können wir wissen, ob sie sich nicht so schwer versündigt hatten, daß es allerdings nach Gottes Willen geschah, daß die Anna mit offenem Licht in die

Flachskammer ging und so die Feuersbrunst hervorrief? Müssen wir nicht annehmen, daß es wenigstens zu ihrem Besten geschah?

Dann meinst du wohl auch, daß die Bewohner der Dörfer, die einst hier standen, so arge Sünder waren, daß Gott ihnen die Felder versanden ließ?

Das weiß ich nicht. Ich will den Leuten nicht Unrecht thun, allein es liegt nahe, anzunehmen, daß sie Gottes Zorn auf sich geladen hatten. Wenn Gott die Städte Sodom und Gomorrha um ihrer Sünden willen im Feuer untergehen ließ, warum sollte er da nicht auch diese Dörfer um der Sündhaftigkeit ihrer Bewohner willen verderbt haben?

Der Bauer griff unwillig wieder zu den Zügeln und ließ den Fuchs rascher traben.

Du hättest den Pastor heiraten sollen, sagte er mit kurzem Auflachen. Ich will dir nun aber sagen, wie dein Mann, der freilich nur ein einfacher lettischer Bauer ist, die Sache ansieht. Wie das mit Sodom und Gomorrha zuging, weiß ich nicht — das ist lange her, geht mich auch nichts an, — wie aber diese Dörfer versandeten, weiß ich ganz genau. In dieser Geschichte kommt der liebe Gott gar nicht, wohl aber kommen darin viele dumme Menschen vor. Dumm war einmal der Baron, der die Dünen abholzen ließ; dumm waren zweitens die Bauern in den Dörfern, die sie nicht gleich mit Rasen bedeckten und mit jungen Bäumchen bepflanzten; dumm war endlich die Gemeinde, die, statt sich zusammenzuschaaren wie Ein Mann und dem Uebel zu wehren, ruhig zusah, wie ein Gesinde nach dem anderen vom Sande verschlungen wurde. Ich will dir nun aber noch etwas sagen, was dir, die du jung und unerfahren bist, schrecklich klingen wird, was aber darum nicht weniger wahr ist: in Bezug auf menschliche Dinge giebt es gar keinen Willen Gottes. Gott will gewiß mancherlei, aber um mensch=

liche Angelegenheiten bekümmert er sich nicht. Auf die haben nur zwei Dinge Einfluß: die Natur und der menschliche Wille. In Bezug auf erstere kann Niemand etwas ändern, weder Gott noch Menschen; wenn es nicht regnet, so verdorrt Alles, trotz Gott und Menschen. Was aber den letzteren anbetrifft, so ist er eben dumm oder klug, je nachdem der Mensch, der ihn hat, dumm oder klug ist. Ist der Mensch klug, so kommt er überall vorwärts und schafft etwas, ist er aber dumm, so bleibt er in allen Dingen zurück und bringt Nichts zu Stande.

Du hast Unrecht, erwiderte die Bäuerin fest. Nicht darauf kommt es an, ob unser Wille klug oder dumm, sondern darauf, ob er gut oder böse ist. Uebrigens, fügte sie seufzend hinzu, können wir uns ja hierüber leider doch nicht verständigen.

Leider, rief der Bauer und lachte nach seiner Art kurz auf. Das thut aber nichts. Halte du es nur immer mit deinem „gut“, ich will schon dafür sorgen, daß du es auch mit meinem „klug“ hältst. Du wirst sehen, dann wird es Gottes Wille sein, daß es uns gut ergehen wird, nach wie vor. Wie die Saat, so die Ernte. Es ist noch nie vorgekommen, daß Jemand Hafer säete und Disteln erntete.

Rede nicht so lästerlich, schluchzte die Bäuerin. Dein Reden muß und wird Unglück herabziehen auf uns und unsere Kinder.

Der Bauer umfaßte nun seine Frau, drückte sie an sich und sagte ihr die zärtlichsten Liebesworte. Er hörte damit nicht eher auf, als bis sie sich die Thränen aus den Augen gewischt hatte und ihn wieder so freundlich anlächelte wie gewöhnlich. Dann setzten sie ihren Weg schweigend fort, bis sie ihr Ziel, das Gesinde nämlich, das der Bruder der Bäuerin in Pacht hatte, erreicht hatten.

Das Breedegesinde, so hieß der Bauerhof, stieß von Süden her hart an die Limpik, ein Umstand, der sich nur zu sehr bemerkbar machte. Die verwahrlos'ten und verfallenden Baulichkeiten lagen nämlich hart am Fuße eines hohen Sandberges, der dadurch entstanden war, daß man hier zum Schutz gegen den Sand mehrere haushohe, mit einander gleichlaufende Zäune aus Flechtwerk aufgerichtet hatte.

An diesen Zäunen hatte sich der vom Nordwest herangepeitschte lockere Flugsand zu einem hohen Hügel aufgethürmt und an den Zäunen gleichsam ein Gerippe gefunden, das ihm wenigstens einen Halt gab. Trotzdem erwies sich auch dieses Mittel als unzureichend, denn seit der Sand den Rücken des Zaunes erreicht hatte, trieb jeder anhaltende Wind die oberste Sandschicht über die Zäune und Häuser weg auf die Felder, welche in den sie einfassenden aus Feldsteinen roh aufgerichteten niedrigen Mauern nur zu wenig Schutz fanden.

Die langgezogenen schaumgekrönten Wogen des Meeres brandeten kaum hundert Schritte von den Gebäuden des Gesindes an den Sand der Küste.

Kommt, ihr Mädchen, laßt uns schauen
Linnen, auf dem Meer gewebt!
Schilf ist Aufschlag, Schaum ist Einschlag,
Aber Weber ist der Sturmwind.

sang die Bäuerin leise vor sich hin.

Als der Wagen vor dem Wohnhause hielt, erhoben einige nur sehr dürftig bekleidete Kinder, die bis dahin damit beschäftigt gewesen waren, ein graues hochbeiniges Kalb durch einen kleinen gelben Köter unter lautem Zuruf: He, Hatz, Citron! auf dem Hofe umherhetzen zu lassen, ein lautes Jubelgeschrei und riefen dadurch ihre Eltern vor die Thüre. Die junge Hausfrau, deren Haar trotz des Sonn=

tags arg zerzaus't aussah, sprang, obgleich sie ihr jüngstes Kind auf dem Arm hatte, der Schwägerin leichtfüßig entgegen, küßte sie und drückte dem Schwager herzlich die Hand. Auch ihr Mann hieß in seiner linkischen Weise die Gäste willkommen und sah dann halb neugierig, halb scheu zu, wie die Schwester allerlei Gutes aus dem Wagen hervorholte, das sie, die wohlhabende, den armen Verwandten mitgebracht hatte. Da waren zwei Packen Wand (ein selbstgewebter Kleiderstoff), ein paar Schinken, zwei große Stücke Schweinefleisch für die Erwachsenen, Sohlen (Pfefferkuchen) und süßduftende frische Schmandkuchen für die Kinder.

Während die Wezwagarwirthin so ihre Schätze auskramte und sich in ihrer bescheidenen Weise noch bei jeder einzelnen Gabe entschuldigte, daß sie aus diesem oder jenem Grunde nicht so gerathen wäre, wie sie wohl hätte gerathen sollen und hätte gerathen können, und während andererseits die Schwägerin sich in Danksagungen erschöpfte, stand der Wezwagarwirth oder, wie wir ihn nach Landessitte kurzweg nennen wollen, Wezwagar, mit tief in die Hosentaschen versenkten Händen dabei und schmunzelte behaglich. Er war sehr glücklich, und zwar aus doppeltem Grunde: einmal, weil er an der liebevollen und bescheidenen Art, in der sein herziges Weib ihre Gaben darbrachte, seine helle Freude hatte, dann aber auch, weil er stolz darauf war, daß sein Wohlstand ihr erlaubte, so nach Herzenslust zu schenken. Aus diesen Gründen war er denn auch mit dem Schenken ganz einverstanden, obgleich er der Ueberzeugung lebte, daß durch dasselbe ebensoviel erreicht wurde, als wenn man Wand, Schinken und Schweinefleisch gleich ins Meer geworfen hätte.

Die Frauen begaben sich nun in die Wohnstube, in der es schmutzig und verwahrlos't aussah, so daß die Neuangekommene erst den ihr angebotenen Stuhl mit einem auf dem Tisch liegenden Lappen reinigen mußte, ehe sie Platz nehmen

konnte. Die Hausfrau schien das nicht zu bemerken; sie holte sich aus der Nähe des Ofens einen hohen Schemel herbei, auf dem bisher eine große schwarze Henne Mittagsruhe gehalten hatte, und setzte sich neben die Schwägerin, die sie zärtlich umfaßte.

Du glaubst nicht, Schwesterchen, sagte sie dann, wie sehr ich mich nach dir gesehnt habe, und wie sehr ich mich freue, dich wieder hier zu haben. Seit wir euch zu Weihnachten besuchten, habe ich die Tage bis zum Wiedersehen gezählt.

Sie erzählte nun in ihrer Art von allerlei Vorkommnissen in der Nachbarschaft und ging dann unter vielen Entschuldigungen in die Küche, um für das Mittagsessen zu sorgen.

Frau Wezwagar saß still da, lauschte dem eintönigen Brausen des Meeres und blickte thränenfeuchten Auges umher in der Wohnstube ihres väterlichen Hauses. Da hatte es ja, auch als ihr Vater noch lebte, sehr viel ärmlicher ausgesehen, als in den Zimmern der wohlhabenden Bauern drüben, jenseits der Grihnen, aber sie war sauber gewesen wie ein Puppenschächtelchen und wohl im Stande. Damals hatte auch noch allerlei seltsames, fremdartiges Geräth, wie es von den gestrandeten Schiffen her gelegentlich in die Hütten der Strandbauern kommt, sie geschmückt. Da waren blau und weiß gewürfelte Schüsseln und Teller gewesen, eine Mahagonikommode mit blanken Messingbeschlägen, ein großes kunstvoll aus Holz geschnitztes Tintenfaß. Alle diese Herrlichkeiten, die von dem kleinen Mädchen so oft angestaunt worden waren, hatte später, als der Vater todt war und der Sand immer weiter vorrückte, der Bruder für wenig Geld an einen wandernden jüdischen Krämer verkauft. Was würde, dachte die junge Frau, der Vater dazu sagen, wenn er jetzt hier hereinträte und fände Alles so schmutzig und

verkommen. Sie sah im Geist sein strenges, von zahlreichen Falten durchfurchtes Gesicht sich plötzlich gleichsam zusammenfassen, während die Zornesader an seiner Stirn mächtig anschwoll. Wie hatte er selbst sie, seinen Liebling, rauh anfahren können, wenn sie es ihm nicht sauber genug gemacht hatte! Es schien ihr, als ob draußen das Meer zorniger rauschte als bisher.

Jetzt kam die Schwägerin wieder herein, auf einen Augenblick, wie sie sagte, und erzählte in aller Eile von Heinrich Dalus, der vor einigen Wochen, während er bei nächtlicher Weile den Elenthieren nachstellte, vom Buschwächter überrascht und, als er sich zur Wehr setzte, erschossen worden war. Das würde übrigens dem Buschwächter schlecht bekommen, denn Hans Dalus und Peter Wilks hätten geschworen, daß sie es dem deutschen Schurken schon bezahlen wollten, und sie seien die Männer dazu, ihre Drohung wahr zu machen. Man könne sich also auf interessante Ereignisse gefaßt machen, zumal Michel Sidorow, der neue Grenzreiter in Lapskaln, auch mit dem Fremden ein Hühnchen zu pflücken habe, weil er ihn bei der Marie-Lihse vom Meschinggesinde ganz und völlig aus dem Sattel gehoben habe.

Damit war die Schwägerin wieder zur Thüre hinaus. Die junge Frau fragte sich, während die redselige Schwägerin neben ihr schwatzte, ob der selige Vater wohl zufrieden wäre, wenn er auf ihre Wohnung und ihren Haushalt herabsehen könnte, und sie war glücklich, die Frage bejahen zu können.

Als sie so im Geiste ihr Haus mit dem der Schwägerin verglich, entschuldigte sie diese sogleich mit ihrer Armuth. Ja, ja, es ist nicht schwer, Haus und Kinder ordentlich und reinlich zu erhalten, wenn man es vollauf hat; erst die Armuth würde daraus ein Verdienst machen. Ach ja, die Armuth!

Die Schwägerin kam nun wieder herein und deckte den Tisch. Frau Wezwagar seufzte schwer und fragte dann plötzlich: Werdet ihr morgen die Pacht bezahlen können? Die Schwägerin stutzte und erröthete tief, lachte aber dann gezwungen auf und erwiderte: O, gewiß!

Frau Wezwagar war aber nicht so leicht abzufertigen. Du weißt doch, sagte sie, daß morgen der Georgitag ist, an dem die Pacht gezahlt werden muß. Habt ihr denn wirklich alles nöthige Geld zusammen?

Oh! das ist ja nicht so viel. Du weißt doch, daß wir, seit uns der Sand auf den Hals kam, nur noch ein Drittheil der früheren Pachtsumme zu entrichten haben. Die Pacht ist jetzt nicht hoch.

Einerlei, aber habt ihr dieses Drittheil beisammen?

Warum sollte Jakob es nicht beisammen haben?

Die junge Frau seufzte abermals schwer. Jakob hat es bisher noch nie rechtzeitig gehabt, erwiderte sie. Hat er dir gesagt, daß er es jetzt besitzt?

Nein, das nicht. Wir haben noch nicht darüber gesprochen. Aber nun komm, ich muß dir doch mein Kalb zeigen.

Die junge Frau seufzte wieder. Herzensschwesterchen, sagte sie, das Kalb können wir auch nachher besehen. Jetzt wollen wir die Geldfrage erledigen. Du weißt doch, daß der Baron Jakob am vorigen Georgi drohte, daß er, wenn er noch einmal die Pachtsumme nicht voll und rechtzeitig entrichtete, von Haus und Hof müßte. Du weißt doch auch, daß der Baron immer so handelt, wie er spricht, wie kannst du da so leicht über die wichtige Frage hinweggehen? Hat Jakob das Geld?

Ob er das Geld hat? Aufrichtig gesagt: ich glaube nicht. Wie sollte er es auch haben? Denke doch nur an den Sand, Schwesterchen. Es wächs't ja fast Nichts mehr auf den Feldern. Dann weißt du ja auch, wie uns der

liebe Gott in diesem Winter heimgesucht hat. O Gott, o Gott, wie hat er uns heimgesucht! Im Herbst fiel uns der Braune, zu Weihnachten wurden uns zwei Schweine so krank, daß wir sie schlachten mußten, und zu Ostern stürzte auch die schwarze Kuh. Jakob hatte nur gerade noch Zeit, sie zu tödten und so das Fleisch zu retten. Ich bitte dich, Schwesterchen, wie sollen wir da das Pachtgeld haben? Ich sage dir, die Leute singen Spottlieder auf unsere Armuth. Heinrich Dalus sang mir noch am Tage, ehe er erschossen wurde, zu:

Ach, du lieber See von Durben,
Gönn mir einen einz'gen Gründling!
Davon kocht sich mein Gesinde
Für drei Tage Vesperkost.

Wie sollen wir da das Pachtgeld haben?

Was werdet ihr denn aber morgen thun?

Ich weiß noch nicht, was Jakob thun wird, aber er wird sich schon zu helfen wissen. Er wird sich das Geld morgen leihen.

Daraus wird nichts werden, Schwesterchen. Habt ihr denn gar Nichts?

O, wir haben den größten Theil. Wie werden wir denn am Vorabend von Georgi gar Nichts haben? Es fehlen uns eben nur noch einige Rubel.

Wie viel habt ihr denn?

Die Schwägerin wollte mit der Zahl nicht recht heraus, aber ihr Gast ließ ihr keine Ruhe, bis sie zugab, daß sie bisher nur über einige wenige Rubel, den sechsten Theil des Pachtgeldes, verfügten.

Herzensschwesterchen, sagte Frau Wezwagar nun, indem sie ihr Taschentuch hervorholte und aus einem Knoten in demselben die noch fehlende Summe entnahm, ich kann es nicht ansehen, daß Jakob aus dem Gesinde unserer Väter sollte. Da habt ihr für diesmal das Geld, aber werdet

doch um Gottes Willen sparsamer und umsichtiger. Ich kann euch das Geld nicht alljährlich schaffen, und der Baron versteht keinen Spaß. Es wäre doch entsetzlich, wenn ihr einmal das Gesinde verlieren solltet!

Der jungen Frau strömten, während sie so sprach, die Thränen über die Wangen. Auch die Schwägerin schluchzte laut und versprach unter nicht enden wollenden Danksagungen, künftig mit mehr Umsicht zu handeln.

Während die Frauen so mit einander Rücksprache hielten, waren die Männer draußen damit beschäftigt, daß sie das Pferd ausspannten, bedeckten und in den Stall führten. Da das als Stall dienende Gebäude sich arg gesenkt hatte, so ließ sich Wezwagar's Fuchs nur mit Mühe durch die niedrige Thüre bringen. Das Thier schien übrigens auch sonst keine Lust zu haben, das unreinliche Gelaß, aus dem ihm ein paar struppige Klepper entgegenwieherten, für einen Stall anzusehen, und es bedurfte energischen Zugreifens von Seiten seines Herrn, um es hineinzubringen.

Schwager, sagte Wezwagar, als das Unternehmen geglückt war, du könntest deinen Stall auch reinlicher halten. Das sieht hier eher wie eine Behausung von Schweinen als wie ein Pferdestall aus.

Ach, du lieber Gott, rief der Angeredete und zog die Schultern so hoch in die Höhe, daß es aussah, als säße sein Kopf unmittelbar auf dem Rumpfe, ach, du lieber Gott, du hast gut reden, du hast Stroh v llauf und kannst deine Pferde, wenn du willst, auf Erbsenstroh stellen, aber wo soll ich Armer die Streu hernehmen? Ich bin froh, wenn mir der Sand so viel Stroh zu ernten erlaubt, daß ich meine Pferdchen damit füttern kann.

Nun, meinte Wezwagar, du könntest dir mit getrocknetem Seetang helfen.

Ach, du lieber Gott, wie soll ich mir mit getrocknetem Seetang helfen! Was kann alle Streu helfen, wenn der Regen freien Zutritt hat?

Breede wies bei diesen Worten nach oben, wo allerdings der blaue Himmel durch eine breite Bresche im Dache hereinblickte.

Du müßtest eben mit der Reparatur des Daches anfangen, rief Wezwagar zornig. Wie kann man ein solches Dach auf seinem Hof dulden.

Ach du lieber Gott, du hast gut reden! Ihr, die ihr drüben im fetten Lande sitzt, könnt natürlich eure Dächer in Ordnung erhalten, aber wie soll ich Armseliger damit fertig werden? Der Sand bringt mich um mein letztes bischen Habe und Gut, und ich sehe die Zeit kommen, wo ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen müssen. — Wezwagar stieß unmuthig die Stallthür auf und trat hinaus, Breede folgte ihm. Dann wies er mit der Rechten auf den Sandberg, der, von der Stallthüre aus gesehen, unmittelbar über dem Wohnhause zu hängen schien, und sagte kläglich: Du siehst selbst, daß es Gottes Wille ist, daß wir hier zu Grunde gehen.

Ich sehe das durchaus nicht, brach nun Wezwagar los, ich sehe nur, daß du zu träge bist, um dir zu helfen.

Der Schwager starrte ihn in sprachlosem Erstaunen an. Erbarme dich, was soll ich denn aber gegen Gottes Willen thun? rief er.

Mißbrauche nicht Gottes Namen, zürnte Wezwagar. Du sollst nicht Gottes Willen bekämpfen sondern deine Trägheit. Setze in der Gemeinde durch, daß Alle dir mit vereinten Kräften beistehen, und thut dann nicht halbes Werk, sondern ganzes, haltet den Sand nicht nur fest, sondern deckt ihn auch zu und macht ihn unschädlich.

Ach, wie sollte es mir Unglücklichem gelingen, die ganze Gemeinde meinetwegen auf die Beine zu bringen?

Versuche es wenigstens. Wenn es dir nicht gelingen sollte, so sprich mit dem Baron.

Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich Bettler mit dem Baron sprechen? Wie kann ich ihn bitten, um meinetwillen so große Arbeiten zu unternehmen?

Er wird die Arbeiten natürlich nicht um deinetwillen unternehmen, sondern um sich selbst, dein Gesinde und alle anderen hinter ihm liegenden Strandgesinde zu erhalten.

Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich es wagen, mich nur vor dem Baron zu zeigen! Er hat mir gedroht, daß er mich, wenn ich künftig noch einmal die Pacht schuldig bleibe, von Haus und Hof jagen wolle. Die Pachtsumme ist unerschwinglich hoch; wie lange wird es währen, so kann ich sie nicht aufbringen, und dann müssen ich und die Meinigen mit dem weißen Stabe durch das Land ziehen. Der Baron ist unbarmherzig.

Das Pachtgeld ist durchaus nicht hoch, und du würdest es mit Leichtigkeit beschaffen können, wenn du nur recht wolltest und thätiger wärest. Der Baron thut ganz recht, wenn er darauf dringt, daß du das Pachtgeld vollzählig und rechtzeitig entrichtest.

Sie waren unterdessen an das Meer gegangen, dessen Wogen sich rauschend an der sandigen Küste brachen. Eine große Schaar Möven hielt ein paar hundert Schritte von ihnen, auf den Wogen schaukelnd, Mittagsruhe, während viele andere kreischend hin und her flogen und sich um die erbeuteten Fische balgten. Ein Paar Krähen, die mit vom Winde aufgesträubtem Gefieder in einer Wasserpfütze einigen vom Meer an das Land geworfenen Fischen den Garaus machten, betrieben ihr Geschäft weit stiller. Am Strande lag ein tief in den feuchten Ufersand vergrabenes Fischer=

boot. Sonst war kein Nachen sichtbar. Rechts dehnte sich die Einöde der Limpik aus, links begannen wieder die bewaldeten Dünen. Die Gefahr nahte nicht vom Meer, sondern von der Limpik aus.

Du fischest gar nicht mehr?

Ach, du mein lieber Gott! Nein. Es lohnt sich nicht mehr der Mühe, Brüderchen. Früher, als mein seliger Vater noch lebte, da fingen wir hier Butten und Strömlinge und Brätlinge, daß die Netze sie nicht fassen konnten, aber jetzt sind die Fische alle in den Meerbusen gezogen. Der liebe Gott hat uns die Fische genommen und die Felder; es ist sein Wille, daß ich und die Meinigen mit dem weißen Stabe durch das Land gehen.

Wezwagar zuckte die Achseln. Er war am Meere aufgewachsen, und der Anblick der See, den er jetzt oft lange entbehren mußte, machte ihm die Seele weit. Er trat hart an das Meer heran, so daß ihm die Wellen den Fuß umspülten, und blickte scharf hinaus in die Ferne, in der hier und da im Sonnenschein ein Segel weiß erglänzte oder ein Rauchwölkchen einen Dampfer verkündete.

Der Schwager betrachtete ihn unterdessen mit jener ehrfurchtsvollen Bewunderung, mit welcher der Schwache auf den Starken zu blicken pflegt. Wezwagar war ein hühnenhafter Mann. Breede dachte darüber nach, ob er wohl je einen größeren Mann gesehen habe, oder einen Mann mit breiteren Schultern und reicherer Muskulatur. Wie er jetzt so da stand und, gegen den Wind gekehrt, mit scharfem Blick in die Ferne spähte, hätte ihm Niemand angesehen, daß er wohl dreißig Jahre älter war als seine Frau, daß er mehr als fünfzig Jahre gelebt und viel Schweres erlebt habe.

So standen sie eine Weile. Um sie war Nichts sichtbar als das grüne Meer mit seinen weißen Wellenkämmen, über

denen ebenso weiße Möven flatterten, der gelbbraune Sand der Limpik und der blaue Himmel über ihnen.

Nach einiger Zeit riß sich Wezwagar von seinen Erinnerungen los und wandte sich wieder zu seinem Schwager.

Hast du das Pachtgeld für morgen zusammen? fragte er.

Ach, du mein lieber Gott! Wie soll ich das Pachtgeld zusammenbringen? Wie soll ich eine solche Summe zusammenbringen?

Wie hofftest du dir denn morgen das Geld zu verschaffen? Glaubst du, es dir borgen zu können?

Erbarme dich! Wer wird der Kirchenmaus ein Stof Hafer leihen!

Wezwagar stampfte ungeduldig mit dem Fuße auf den Boden. Wo willst du denn aber das Geld hernehmen?

Wo soll ich das Geld hernehmen? Ich und die Meinigen werden mit dem weißen Stabe durch das Land wandern müssen.

Wezwagar wandte sich unwillig ab, und Beide kehrten in das Gesinde zurück.

Gegen Abend fuhren die Gäste davon. Als Frau Wezwagar sich nach einer Weile umwandte und nach dem Hause ihrer Väter zurückblickte, sah sie den Bruder und die Schwägerin noch vor dem Hause stehen und ihnen nachsehen. Der Wind spielte mit den Zipfeln des rothen Tuches, das die Schwägerin sich lose um den Kopf gebunden hatte, und die Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten hell die verwahrlos'ten Gebäude, den künstlichen Sandberg im Hintergrunde und die Menschen davor. Die verfallenden Werke der Menschenhand paßten nur zu gut zu der Einöde, an der sie gelegen waren und die sie zu verschlingen im Begriff war.

Die junge Frau hatte den Tag über oft geseufzt, sie seufzte auch jetzt wieder schwer, schwer.

Zweites Kapitel.

Aus früheren Tagen.

Du hast deinem Bruder das Pachtgeld gebracht, sagte Wezwagar nach einer Weile.

Die junge Frau sah erschreckt zu ihm auf. Warum glaubst du das? fragte sie betreten.

Der Bauer lächelte. Ich müßte mein Weiblein schlecht kennen, erwiderte er, wenn ich glauben sollte, es sei im Stande, die Noth der Geschwister anzusehen, ohne ihnen zu helfen. Es geschah nicht ohne Absicht, daß du gerade heute zu ihnen wolltest.

Die Bäuerin ergriff ihres Mannes Hand und drückte einen Kuß auf den wollenen Handschuh, der sie bedeckte. Ich danke dir, sagte sie innig und nickte ihm dankbar zu.

Wezwagar schlang seinen rechten Arm um ihren Leib, drückte sie herzlich an sich und sprach: Mein liebes Weiblein, du bist mein Ein und Alles. Ich habe nicht nur nie geglaubt, daß mir je so reiches Glück auf Erden geschenkt werden würde, als mir durch dich zu Theil geworden ist, ich glaubte überhaupt nicht, daß es so viel Glück auf Erden geben könne. Wie sollte ich es da nicht gern sehen, wenn du die Deinigen unterstützest. Macht es dir doch Freude.

Lieber Mann, begann die Bäuerin eifrig, ich habe —

Du hast dir das Geld natürlich rechtschaffen erspart, fiel ihr der Mann ins Wort. Ich bin über das, was in meiner Abwesenheit in meinem Gesinde vorgeht, nicht so wenig unterrichtet, daß ich nicht wüßte, daß mein Weiblein dann bis tief in die Nacht am Webstuhl saß. Ich habe dich nur gewähren lassen.

Wie bist du gut, flüsterte die Frau und schmiegte sich zärtlich an ihn.

Ich will dir nicht abrathen, die Geschwister zu unterstützen, fuhr der Bauer fort. Es macht dir Freude, und wir können es ja. Du bist nicht leichtsinnig, ich bin nicht faul und verzagt, da geht natürlich Alles gut, und wir kommen vorwärts. Trotzdem thut es mir leid um das schöne, schwer verdiente Geld. Die dort — er wies mit der Peitsche nach rückwärts — werden sich doch nicht lange halten, und ich fürchte, wir werden ihnen nur zu bald die Badestube als Wohnung einräumen müssen. Der Jakob ist jetzt träge und faul, ich hoffe aber, daß er, wenn man ihn kurz hält, einen brauchbaren Knecht abgeben wird.

O, wie muß es schwer sein, sein Gesinde verlassen und bei Anderen in den Dienst treten zu müssen.

Ach ja! Ich überlebte das nicht. Ich habe lange genug anderer Leute Brod gegessen, um zu wissen, wie bitter es schmeckt.

Sie verließen bald die Limpik und fuhren schweigend weiter. Der Weg führte Anfangs durch die Sümpfe, dann durch einen prachtvollen Hochwald von Nadelholz, lief dann durch Wiesen und Felder und mündete endlich in die große Landstraße, die in einiger Entfernung von der Küste von Norden nach Süden läuft. Dort stand ein großer, aus Feldsteinen erbauter Krug, und in ihm schien heute Abend frohes Leben zu herrschen. Durch die halbgeöffnete Thüre des Stalles sah man beim Schein einer vom Querbalken herabhängenden Lampe eine Anzahl Wagen und Pferde, die Flur des Hauses war hell erleuchtet, und aus den Fenstern ertönten Tanzmusik, lustiges Gelächter und frohe Lieder.

Als Wezwagar's Gefährt auf die Landstraße eingebogen war und an dem Kruge vorüber wollte, wurden seine Insassen von einer Anzahl Männer, die in lebhafter Discussion vor dem Kruge standen, erkannt und sofort angehalten. Es waren das lauter Wirthe aus derselben Gemeinde und

zwar meist ältere, denn die jüngeren tanzten in der großen Krugsstube.

Wezwagar hatte eigentlich nach Hause fahren wollen, er ließ sich aber bereden, noch auf ein Stündchen in den Krug zu treten, und seine Frau hatte nichts dagegen.

Nach einiger Zeit hatte sich Alles wieder gruppirt. Wezwagar und die übrigen Wirthe hatten sich zu einem Glase Bier in das hinter der Tanzstube gelegene kleinere Zimmer zurückgezogen, Frau Wezwagar bei bekannten Frauen in der Tanzstube Platz genommen, um dem Tanze zuzusehen.

Wezwagar, habt Ihr schon von dem neuesten Stückchen gehört, das der Baron hat ausgehen lassen? fragte der Namikwirth, ein langer, hagerer Mann mit blondem Haupthaar und stechenden schwarzbraunen Augen.

Nein. Was hat es denn gegeben?

Er hat gestern Gulbe das Fischen in dessen eigenem Teiche untersagt.

Aber warum denn? Gulbe hat doch von jeher in dem Teiche gefischt?

Und Gulbe's Frau ist überdies des Barons Amme gewesen, fügte ein alter, weißhaariger Wirth hinzu.

Nun, dann hat er ja nur fortgesetzt, was er bereits anfing, rief einer der wenigen jungen Wirthe. Erst hat er sie ausgesogen, jetzt saugt er auch ihre Familie aus.

Schallendes Gelächter belohnte den frechen Witz. Es war aber ein ingrimmiges, unheilverkündendes Gelächter.

Aber aus welchem Grunde hat der Baron ihm das Fischen im Teich untersagt? forschte Wezwagar, als es wieder still geworden war, weiter. Welchen Grund hat er denn angegeben?

Oh, an Gründen fehlt es dem Wolf nicht, wenn er das Lamm zerreißen will, meinte Namik.

Laßt doch Pilskaln erzählen! hieß es jetzt von mehreren Seiten.

Was ist da viel zu erzählen, begann jetzt Pilskaln, der Eidam Gulbe's. Gestern Nachmittag kommt der Baron auf seinem hochbeinigen Braunen nach Gulbe geritten und fragt nach meinem Schwiegervater. Als der herauseilt, sagt er: Gulbe, du darfst von Georgi an nicht mehr im großen Teich fischen. Warum nicht? stammelt mein Schwiegervater. Ich habe das doch bisher immer thun dürfen!

Allerdings, versetzt der Baron und sitzt so kalt und steif auf seinem Pferde wie ein Götze, du hast allerdings bisher im Teiche fischen dürfen, aber ich habe aus alten Papieren ersehen, daß früher in dem Teiche vom Gut aus gefischt wurde, und wünsche, daß es in Zukunft wieder so gehalten werde.

Herr, versetzt mein Schwiegervater darauf, nicht ich allein, nein, auch mein Vater und mein Großvater haben darin gefischt. Da lächelt der Baron und sagt: Es giebt noch ein Mittel, durch welches du dir die Berechtigung, im Teiche zu fischen, wenigstens für einige Zeit bewahren kannst. Welches? fragt mein Schwiegervater eifrig. Da erwidert der Baron: Kündige mir übermorgen das Gesinde, dann kannst du noch bis zum nächsten Georgi, also ein rundes Jahr hindurch deine paar Fische fangen. — Damit wendet der Baron sein Pferd um und reitet langsam, im Schritt, aus dem Hofe des Gesindes.

Die Bauern hatten, obgleich ihnen der Vorgang schon bekannt war, der Erzählung doch wieder mit gespannter Aufmerksamkeit gelauscht. Jetzt brach von allen Seiten ein Strom von Verwünschungen gegen den Baron los. Er hat gut spotten, hieß es. Er giebt uns nur jährliche Contracte, und wenn wir uns seiner Willkür widersetzen, so

heißt es einfach: Du kannst ja kündigen und fortgehen. Wilks aber sang:

O, du Deutscher, Teufelskind,
Wärst du doch nicht groß geworden!
Machst nun Jagd auf meine Brüder,
Wie der Kater auf die Mäuse!

Wezwagar saß mit gerunzelter Stirn nachdenklich da. Dann fragte er: Hat der Baron wirklich ohne jede Entschädigung Gulbe seine Fischereiberechtigung genommen?

Die Bauern blickten alle auf Pilskaln.

Nun, nicht gerade ohne jede Entschädigung, erwiderte dieser mürrisch. Er hat ihm dafür 15 Rubel von dem Pachtgelde erlassen, aber was will das sagen?

Ja, was will das sagen? hieß es nun wieder von allen Seiten.

Das will so viel sagen, rief Wezwagar eifrig, daß der Baron damit Gulbe die paar Fische, die überhaupt in dem Teiche gefangen werden können, reichlich bezahlt hat.

Die Bauern schwiegen und sahen einander an.

Es handelt sich nicht um die paar Fische, rief Wilks, sondern um unser Recht. Die Fische wollen wir ihm gern gönnen und aufrichtig wünschen, daß er an ihnen ersticken möge.

Wie soll das Herrchen nicht übermüthig werden, meinte Namik, wenn wir uns Alles von ihm gefallen lassen? Wir wollen diese Angelegenheit benutzen und Alle zusammen klagen.

Was, klagen! rief Pilskaln. Sollen die Mäuse beim Fuchs über die Krähe Klage führen? In allen Gerichten sitzen lauter Edelleute, und die thun einander nichts. Bei uns giebt es weder Recht noch Gerechtigkeit, wohl aber Flinten, Pulver und Schrot.

Nun, bei den Gerichten dringen wir natürlich nicht durch, erwiderte Namik, aber wir können ja nach Riga zum Generalgouverneur. Das ist ein russischer Herr, der an des Kaisers Statt Recht spricht, der wird auch uns zu unserem Recht verhelfen.

Das führt zu nichts, wandte Wilks ein, das kennt man. Der Generalgouverneur meint es gut und verspricht mehr, als wir verlangen. Er kann aber doch nicht nach Waldburg kommen und sich selbst überzeugen, wie die Dinge stehen. Er fragt also beim Hauptmann an, und dieser, der, wie ihr Alle wißt, des Barons Vetter ist, antwortet, wir hätten Alle gelogen, an der Geschichte sei kein wahres Wort. Ist er so mit dem Generalgouverneur fertig, dann kommt die Reihe an uns. Er läßt Diejenigen, die in Riga waren, vorladen und als Verleumder auspeitschen, daß ihnen das Fleisch in Fetzen vom Rücken hängt. Damit ist die ganze Sache dann zu Ende. Ich schlage vor, daß wir uns mit dem Baron selbst auseinandersetzen. Nachher möge dann der Hauptmann kommen und sich noch ein Dutzend Kosaken aus der Stadt holen lassen. Was geschehen ist, ist geschehen, und wir haben Ruhe.

Hört, Leute, begann Wezwagar jetzt, ich kann und will den Baron nicht in allen Dingen entschuldigen, denn er ist oft unnütz hart und eigensinnig wie ein russisches Pferd, aber er ist ein gerechter Mann. Er giebt uns zwar nur einjährige Pachtcontracte, aber wir stehen uns mit ihnen doch nicht schlechter, als unsere Nachbarn, deren Pachtverträge auf zwölf Jahre lauten. Seit die Frohnde aufhörte und die Gesinde verpachtet wurden — und das mag doch schon fünfundzwanzig Jahre her sein — ist uns das Pachtgeld nicht erhöht worden, und es ist auch nicht vorgekommen, daß Jemand, der sein Gesinde in Ordnung erhielt und sein Pachtgeld pünktlich entrichtete, aus dem Gesinde gesetzt worden

wäre. Wenn der Baron kleine Veränderungen vorgenommen hat, wie in dem Fall mit Gulbe, so hat er die Wirthe immer reichlich entschädigt.

Ja, ja, erwiderte Wilks, daß du es mit dem Baron hältst, wissen wir Alle seit lange.

Ja, ich halte es mit dem Baron, erwiderte Wezwagar gereizt. Ich halte ihn für einen Narren aber für einen guten, gerechten Menschen.

Du stehst dich dabei nicht schlecht.

Was willst du damit sagen? fragte Wezwagar erröthend.

Ich will damit sagen, daß er dich wohl deßhalb aus einem armen Fischerknecht in Warpeln zu einem reichen Wirth in Walburg gemacht hat.

Wezwagar wollte heftig antworten, aber Namik schnitt ihm das Wort ab.

Das ist nicht wahr, rief er. Wezwagar hat sich die Gunst der Barons schwerer erworben als dadurch, daß er Gutes von ihm redete. Er hat ihm mit eigener Lebensgefahr das Leben gerettet.

Andere sagen, der Baron habe ihm das Leben gerettet.

Wie verhält es sich eigentlich damit? fragte man jetzt von verschiedenen Seiten.

Wezwagar sah eine Weile vor sich nieder auf den Tisch; dann sagte er: Ich will euch die Geschichte erzählen, damit das alberne Gerede darüber aufhört. Ihr wißt Alle, daß der Baron, so lange sein Vater lebte, nicht in Waldburg sondern in Warpeln wohnte. Ich hatte, als das Laiwe-Gesinde des Sandes wegen aufgegeben werden mußte, Laiwe, der nach Warpeln übersiedelte, in sein neues Gesinde begleitet und stand bei ihm in Dienst, allerdings als Fischerknecht. In einem Jahr hatten wir einen unerhört frühen und kalten Winter. Der Frost kam sozusagen stoßweise, das heißt, das Meer ging dazwischen auf und fror dann

unglaublich rasch wieder zu. Eines Tages hatte ein Südwest alles Eis zerbrochen und fortgetrieben, gegen Nachmittag aber wurde es windstill, und zugleich trat starker Frost ein. Ueber Nacht war das Meer ruhig und unbewegt wie ein Landsee und fror auch wie ein solcher zu. Als ich am folgenden Morgen hinaustrat, um Holz in das Haus zu bringen, und meiner Gewohnheit nach einen Blick auf das Meer warf, erblickte ich trotz des trüben Morgenlichts ein paar Werst von der Küste ein Boot. Ich lief ins Haus, holte den Wirth und die Wirthin heraus, und wir blickten nun alle Drei nach dem Boot, denn ein solches hatten wir zweifellos vor uns. Als es heller wurde, gewahrten wir auch Menschen darin, die uns mit einem Frauentuch zuwinkten. Nun riefen wir das ganze Dorf herbei, aber da war guter Rath theuer. Wir thaten uns zwar fünf beherzte Bursche zusammen, versahen uns mit Stricken und Leitern und versuchten, das Boot zu erreichen, aber wir mußten schon auf halbem Wege umkehren, denn das Eis hielt uns, zumal weiter von der Küste ab, durchaus nicht. Die Verzweiflung, welche die Leute im Boot packte, als sie uns umkehren sahen, war unbeschreiblich. Wir sahen sie wie unsinnig im Boote hin und her laufen und sich das Haar raufen vor Jammer und Verzweiflung.

Wezwagar hielt einen Augenblick inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn und that einen tiefen Trunk. Die Tanzmusik im Nebenzimmer hatte aufgehört, die Frauen und die Jugend waren leise hereingekommen und hörten nun, Kopf an Kopf gedrängt, in athemloser Spannung zu.

Die Lage war schrecklich, fuhr Wezwagar fort. Die Sonne schien so hell vom blauen Himmel, und wir sollten Alle ruhig zusehen, wie die Leute dort im Boot dem bitterlichen Frost erlagen. Mittlerweile waren auch der Baron und die Baronin herbeigeholt worden. Die Baronin, die

damals erst seit vier Wochen verheiratet war, weinte bitterlich und flehte uns an, zu helfen, der Baron bot für die Rettung der Unglücklichen hundert Rubel. Er hatte gut bieten, es fand sich Niemand, der für hundert Rubel sein Leben aufs Spiel setzen wollte. Da trat ich vor und sprach: Gnädiger Herr, Ihr Geld will ich nicht, aber mich dauern die armen Leute. Finden sich noch zwei Männer, die mich begleiten, so will ich es versuchen. Es fand sich aber keiner. Da spricht der Baron und wird so bleich wie der Sand unter seinen Füßen: Nun denn, Georg — so heiße ich nämlich — bin ich dir genug, so nimm mich mit. Wie der Baron das sagt, fällt ihm die Baronin um den Hals, weint und schluchzt: Thu mir das nicht an! Ich kann es nicht ertragen! Herr, sage ich, das geht über Ihre Kräfte. Hier geht es ums Leben. Und er: Her mit einer Leiter und einem Strick! Zurück, Frau! Soll ich feige zusehen, wie die Menschen dort erfrieren? Als die Leute sahen, daß es dem Baron Ernst war, da traten zwei Strandreiter von der Zollstation am Warpeln'schen Leuchtthurm vor und sagten, sie wollten uns begleiten. Wir nahmen je zwei eine Leiter und machten uns auf den Weg. Die Leute im Boot waren nicht mehr sichtbar, wir wußten nicht, ob sie schon erfroren waren oder sich nur warm zugedeckt auf den Boden des Bootes gelegt hatten. Da es stark fror, war die Eisdecke jetzt fester als am Morgen, so daß wir die erste Werst ohne Unfall zurücklegten. Dann aber brach bald der Eine, bald der Andere ein. Wir zogen uns zwar an der Leine immer wieder glücklich heraus, aber das Eis wurde, je weiter wir vordrangen, um so dünner. Ich verstehe heute noch nicht, wie wir endlich bis an das Boot gelangten. In dem lagen, wie sich jetzt erwies, drei Leute, ein Mann, eine Frau und, warm zugedeckt, ein kleines Mädchen. Der Mann und die Frau lagen wie todt da, aber das Kind hatte nur geschlafen

und war frisch und gesund. Wir Drei, die beiden Strandreiter nämlich und ich, nahmen nun Jeder eines der Fremden auf den Rücken, und der Baron ging voran. Er war aber von Nässe und Kälte so erschöpft, daß er hin und her schwankte und seine Hand, als er wieder einmal einbrach, die Leiter fahren ließ. Ich hatte diesen Fall vorhergesehen und deßhalb nur das Kind genommen. So gelang es mir denn, ihn glücklich wieder herauszuziehen. Schließlich gelangten wir alle sieben unversehrt an den Strand, auf dem die Baronin und die übrigen auf den Knieen lagen und für uns beteten.

Wezwagar schwieg, sichtlich ergriffen. Es war im Zimmer so still, daß man eine Stecknadel hätte zu Boden fallen hören.

Und was waren das für Leute, die ihr gerettet hattet? fragte endlich ein junger Mann.

Es waren die alten Breedes, meine späteren Schwiegereltern, und das kleine Mädchen war meine Frau. Die beiden Alten hatten mit Kartoffeln zu Boot zur Stadt gewollt und das Kind mitgenommen, weil sie seine Pathe, die in der Stadt diente, besuchen wollten. Als sie schon dicht am Ziel waren, hatte der Südwest sich zum Sturm gesteigert und sie über den Hafen hinausgetrieben. Am andern Morgen waren sie der Küste von Oesel so nahe gewesen, daß sie die einzelnen Häuser unterscheiden konnten, da war der Wind umgeschlagen und hatte sie wieder aufs hohe Meer zurückgetrieben. Ueber Nacht führte sie dann eine Strömung an die Küste von Warpeln.

Nun, und dafür bekamst du das Gesinde?

Ja. Als ich dabei blieb, eine Geldbelohnung auszuschlagen, fragte der Baron: Gut, aber würdest du ein Gesinde annehmen, ein schönes, großes Gesinde, nicht hier in

Warpeln, sondern da unten in Waldburg? Mein Vater hat eins frei.

Nun, ihr wißt Alle, daß man ein Gesinde nicht auf der Straße findet. Wenn Sie mir ein Gesinde geben wollen, erwiderte ich, so nehme ich es gern an, gnädiger Herr. Sie wissen aber, daß ich mir das Inventar nicht beschaffen kann. — Da fragt er: Hast du denn keine Verwandten, die dir helfen können? — Herr, erwidere ich, meine Mutter begruben sie, als ich eben geboren war, und mein Vater ertrank im Meer, lange ehe ich ein Ruder führen lernte. Ich habe mir nun zwar etwas erspart, aber es reicht nicht aus. — Da ruft die Baronin: Sei nur unbesorgt, ich schenke dir das Inventar und noch dazu ein so vollständiges, wie es nur irgend ein Wirth hat. — Und ich: Schenken dürfen Sie es mir nicht, gnädige Frau, aber wenn Sie es mir leihen wollen, so nehme ich es dankend an. — So geschah es, schloß Wezwagar seine Erzählung, daß ich wieder nach Waldburg kam und zwar als Wirth in das Wezwagar-Gesinde.

Und das war gut so, hieß es von mehreren Seiten.

Frau Wezwagar mahnte jetzt zum Aufbruch, und die Eheleute fuhren davon, obgleich man von allen Seiten in sie drang, noch zu bleiben.

Der Wind hatte aufgehört, die Nacht war still und klar.

Es ist merkwürdig, sagte Wezwagar, als sie im Wagen saßen und ihrem Gesinde zurollten, wie verhaßt der Baron ist. Ich fürchte, daß sein wunderliches und eigensinniges Verfahren noch Unheil anrichten wird, obgleich er es so gut meint und gewiß nie Jemand wissentlich zu nahe trat.

Als Wezwagar vor dem Schlafengehen nach seiner Gewohnheit noch einmal einen Gang durch Hof und Gebäude machte, wurde er sich seines Wohlstandes so recht bewußt. Ja, bei ihm sah es anders aus als beim Schwager in Breede!

Als er wieder ins Wohnzimmer trat, fand er seine Frau damit beschäftigt, ihm seine besten Kleider für den folgenden Tag zurechtzulegen.

Du vergißt doch das Ei nicht? fragte er. Daß es nur ja nicht wieder zurückbleibt!

Sei ohne Sorge. Es liegt mir schwer genug auf dem Herzen.

Dann gingen die Beiden zu Bett. Die Bäuerin war bald eingeschlafen, der Bauer aber lag noch lange wach und dachte, durch seine Erzählung im Kruge dazu angeregt, an die alten Zeiten. Er sah sich wieder als von Jedermann mißhandelten Waisenknaben, wie er in der Gemeinde von einem Wirth zum andern wanderte, um den Leuten das Vieh zu hüten. Hatte ihm ein Wolf — damals gab es in den Grihnen noch hin und wieder Wölfe — ein Schaf geraubt, so wurde er unbarmherzig geschlagen, als ob er, der sich doch selbst so sehr vor den Wölfen fürchtete, das Raubthier hätte verscheuchen können. Damals hatte er keinen andern Freund gehabt als den jungen Hund, den ihm der benachbarte Buschwächter in jedem Frühling mitgab. Der Buschwächter erzog und dressirte Hühnerhunde für den Verkauf. Da er der Meinung war, daß die Hunde am besten geriethen, wenn sie den ersten Sommer halbwild auf der Hütung zubrachten, so gab er das betreffende Thier immer dem Hirtenknaben mit.

Als der Knabe älter geworden war und man ihn auf den Fischfang mitnahm, hatte er es Anfangs kaum weniger schwer gehabt, denn sein erster Herr war ein harter und ungeduldiger Lehrmeister gewesen. Erst als er zum Jüngling herangewachsen war, hatten ihn sein Muth, seine Kraft und seine Geschicklichkeit so beliebt gemacht, daß er sich den besten Wirth in der Gemeinde hatte aussuchen können. Und doch war er nicht glücklich gewesen. An den Wochentagen,

an denen es vollauf zu thun gab, vermißte er nichts, wenn er aber am Sonntagnachmittag auf dem Schnabel seines ans Land gezogenen Bootes saß und die leise heranrauschenden Wogen ihm den Fuß umspülten, dann hatte ihn die Sehnsucht gepackt nach einer Mutter, einem Weibe, nach irgend Jemand, der ihn so recht von ganzem Herzen liebte, den er so recht mit ganzer Seele lieben konnte, daß er geglaubt hatte, das Herz müsse ihm brechen vor Kummer. Und doch hatte ihm keines der jungen Mädchen gefallen, so daß er lange Junggesell gewesen war und schon fast auf jedes Eheglück verzichtet hatte. Und nun war doch Alles so schön geworden, wenn auch erst spät.

Der Bauer lag bewegungslos da und lauschte den leisen Athemzügen seines jungen Weibes. Es war ihm, als ob die Laima, die alte Glücksgöttin seines Volkes, neben ihm athme. So schlief er ein.

Drittes Kapitel.

Gediegene Grundsätze.

Um dieselbe Stunde, in der Wezwagar und sein Weib in Breede eintrafen, fielen die Strahlen der Sonne, die ihnen Meer und Limpik beleuchteten, auch in den weiten Garten von Waldburg. Während aber auf der Limpik der kalte Wind ihre Wirkungen zunichte machte, verbreiteten sie hier, wo erst die uralten Bäume des Parks, dann die Shrubs und Bosquets des Gartens den argen Gesellen fern hielten, die behaglichste Wärme. Der Baronin Thorhaken, die im Garten lustwandelte, während die Gouvernante und die Kinder damit beschäftigt waren, an dem der Sonne zugewandten Abhang eines künstlichen Erdhügels nach den ersten Veilchen zu suchen, thaten diese warmen Strahlen

unsäglich wohl. Wie köstlich! rief sie ein über das andere Mal. Fräulein Armbach, so machen Sie doch auch Ihrem Entzücken Luft.

Die Angeredete, ein kleines, zierliches Fräulein, das sich eben tief auf den Rasen hinabgebeugt hatte, wandte sich der Baronin zu und lachte lustig auf.

Lassen Sie mich doch auf meine Weise entzückt sein, erwiderte sie.

Ihre Weise ist gar keine Weise, versetzte die Baronin. Sie halten sich immer mit dem Kleinkram der Natur auf, mit der einzelnen Blume, dem einzelnen Vogel. Sie sollen das Ganze bewundern: Himmel und Erde und was zwischen ihnen ist.

Wenn ich mich auch nur auf das Ganze einlassen wollte, wie sollte dann wohl unser Veilchenstrauß zu Stande kommen?

Den Veilchenstrauß müssen wir aber zusammenhaben, ehe Papa und Tante nach Hause kommen, erklärte die dreizehnjährige älteste Tochter der Baronin entschieden.

Ja, stimmte die jüngere Schwester bei, ehe wir den Strauß haben, können wir unmöglich nach Hause gehen.

Die Baronin lächelte und ging langsam auf dem großen Gang, der sich vor dem Hügel an einer natürlichen Hecke entlang zog, weiter. Die Baronin war sehr glücklich. Die warmen Sonnenstrahlen, der Chor der Lerchen vom Himmel, das Lied der Finken vom Park her — das Alles vereinigte sich in ihr mit dem halb unbewußten Gefühl, daß sie einen trefflichen Mann habe, liebe Kinder, gute Nachbarn, treue Leute und was sonst Alles zum Menschenglück gehört.

Da erklang aus dem Park, durch den der Weg zur Landstraße führte, lustiges Peitschenknallen. Der Baron und seine Schwester, die am Tage vorher in das benachbarte Städtchen gefahren waren, um nach den ältesten Söhnen, die dort das Gymnasium besuchten, zu sehen und allerlei

Einkäufe zu machen, kehrten nach Hause zurück. Die Baronin eilte jetzt den Gang wieder hinauf, rief die Kinder herbei und begab sich mit ihnen nach dem Ausgange des Gartens.

Sie trafen auch noch rechtzeitig ein, um den Baron und seine Schwester aus dem Wagen steigen zu sehen. Diese machten damit nur den beiden jüngsten Söhnen des Hauses Platz, die mit ihrer Bonne ebenfalls herbeigeeilt waren und nun nach flüchtiger Begrüßung mit Vater und Tante eilig in den Wagen kletterten, um sich von dem gefälligen Kutscher noch ein wenig im Hof umherfahren zu lassen.

Der Baron küßte seiner Frau erst die Hand, gab ihr dann einen Kuß auf den Mund und küßte ihr wieder die Hand. Fräulein Alexandra küßte die Schwägerin auf beide Wangen, so daß es laut schallte.

Wir werden zu Tisch Gäste haben, sagte der Baron. Der Herr von Thorhaken auf Nörgeln wird uns das Vergnügen machen, mit uns zu speisen, und auch der Herr Pastor und der Herr Doctor waren so freundlich, uns für heute Mittag ihren Besuch zuzusagen.

Ja, Fannychen, wiederholte die Schwägerin, sie kommen alle Drei: der Pastor, der Doctor und der Nörgelnsche.

Nun, der Letztere hätte auch wegbleiben können, erwiderte die Baronin.

Der Baron blickte seine Frau ernst an. Liebe Frau, sagte er dann, vergiß nicht, daß du von einem Herrn redest, der noch heute unser Gast sein wird.

Pardon, mein Lieber, erwiderte die Baronin und drückte ihrem Mann begütigend die Hand.

Nun, das thut nichts zur Sache, meinte Fräulein Alexandra. Ich kann ihn auch in den Tod nicht leiden. Er macht sich über uns Alle lustig.

Herr von Thorhaken wußte aus langjähriger Erfahrung, daß Reprimanden bei seiner Schwester nicht verfingen,

er schwieg daher zu diesem Ausfall und wandte sich wieder zu seiner Frau.

Ich bringe schlechte Nachrichten mit, sagte er. Ich sprach bei Otto einen Baron Schmidt, einen angenehmen jungen Livländer, der vor vierzehn Tagen in Petersburg gewesen war. Es soll dort ein uns höchst ungünstiger Wind wehen.

Es liegt doch aber nichts Bestimmtes vor.

Nein, das nicht, aber es soll dort, wie gesagt, zur Zeit ein höchst ungünstiger Wind wehen. Wir werden gut thun, wenn wir jetzt zäher denn je an unserem Recht festhalten, und wir werden zumal darauf hinwirken müssen, daß über unsere Gerechtsame auch nicht der geringste Zweifel entstehen kann. Wir können uns jetzt, wo Alles um uns schwankt, nicht streng genug an den Buchstaben unserer Privilegien und das gute alte Gewohnheitsrecht halten.

Die Baronin fragte nun nach den Söhnen, und Alle begaben sich in das Haus.

Gegen vier Uhr trafen der Pastor und der Doctor, die zusammen kamen, vor der Hausthüre von Waldburg mit dem Nörgelnschen Baron Thorhaken zusammen.

Guten Morgen, rief dieser den Herren zu, und sprang aus dem Wagen, guten Tag, Herr Pastor, guten Tag, Doctor! Also Sie auch! Dachte ich es mir doch, daß ich Leidensgefährten haben würde.

Wie meinen Sie das, Herr von Thorhaken? fragte der Pastor.

Ich meine, daß — dieser und jener die verdammten Diners bei meinem Vetter holen soll. Pardon, Her Pastor, daß ich fluche, aber es sitzt im Herzen und will heraus. Ich kann die Engländer nicht leiden und Libausche am allerwenigsten. Hätte ich nur einen einzigen Auerhahn in meinem Walde, nur ein einziges Elen — nicht mit Zangen brächte man mich nach Waldburg, wenigstens nicht um diese Zeit. Es

ist doch der Wahnwitz in Person, sich um eine Stunde, in der jeder vernünftige Kurländer Kaffee trinkt, den Magen mit halbrohem Gemüse und blutigem Fleisch zu überladen.

Jetzt kamen zwei Diener, die zum äußersten Unwillen ihres Herrn gerade in dem Moment das Vorzimmer verlassen und sich in die Küche begeben hatten, in welchem die erwarteten Gäste eintrafen, auf die Freitreppe gestürzt und machten dadurch dem Gespräch ein Ende. Sie führten die Gäste in das Vorzimmer und zerrten ihnen, da sie ihr Versäumniß von vorhin durch verdoppelten Eifer wieder gut machen wollten, fast die Kleider zugleich mit den Paletots vom Leibe. Dann stieß der Eine die Flügelthüren auf, und der Andere rief mit Stentorstimme:

Herr Baron von Thorhaken auf Nörgeln! Herr Pastor Petri! Herr Doctor Pauli!

Das nenne ich doch mit Ehren ein Haus-betreten, flüsterte Herr von Thorhaken noch rasch dem Doctor zu, ehe er sich mit der Hausfrau und dem Hausherrn begrüßte.

Letzterer war, gegen alle Gewohnheit des Landes, im Frack, und ihm zu Liebe war auch der Doctor im Frack erschienen. Der Pastor, der über ein solches Kleidungsstück nicht verfügte und sich als alter Mann und als Geistlicher von dieser Förmlichkeit entbunden glaubte, hatte sich auf einen schwarzen Rock beschränkt; ebenso der Nörgelnsche, der, wie er sich unter Freunden ausdrückte, ein Kurländer war und kein Libau'scher Engländer und daher in der Komödie nicht mitspielte.

Man unterhielt sich nun eine Weile von dem Wetter, dem Stande der Saaten und dem Kirchenbesuch und ging dann, nachdem ein Diener gemeldet hatte, daß die Tafel angerichtet sei, zu Tisch. Der Waldburgsche führte seine Schwester, die Baronin nahm den Arm des Pastors, der Nörgelnsche und der Doctor bewarben sich gleichzeitig um

Fräulein Armbach. Der Doctor wollte zurücktreten, der Baron fing aber die Sache so geschickt an, daß er ohne Dame blieb, ein Umstand, der ihm höchst willkommen war. Er konnte es nicht leiden, eine Dame zu Tisch zu führen. Man gebe mir die Dame apart und das Essen apart, pflegte er zu sagen. Beides zugleich ergiebt eine Collision der Pflichten, bei der weder unser Herz und unser Gemüth noch unser Gaumen und unser Magen zu ihrem Recht kommen. In diesem Fall mochte ihm sein Alleinstehen besonders lieb sein, denn wenn er auch dem nur in Wasser gekochten Gemüse und dem Charles X keinen Geschmack abgewinnen konnte, und sich dem „trockenen" Champagner gegenüber ablehnend verhielt, so ließen doch die übrigen Gänge nebst Madeira, Markobrunner und Léoville nichts zu wünschen übrig. Er lehnte übrigens die zuerst genannten Speisen zum stillen Aerger des Hausherrn einfach ab und bemerkte es natürlich gar nicht, daß der Waldburgsche eben deßhalb sich eine doppelte Portion nahm.

Als die Damen sich nach beendeter Mahlzeit zurückgezogen hatten und die Cigarren herumgereicht waren, wurde dasjenige Thema berührt, das damals -- am Anfang der sechziger Jahre — alle Gemüther in Athem hielt, die Agrarfrage.

Haben Sie, meine Herren, fragte der Pastor, schon das jüngste Heft der baltischen Monatsschrift gesehen? Eine mit einem kleinen w gezeichnete Zuschrift aus Kurland macht darin in Bezug auf die Agrarfrage sehr weit gehende Vorschläge.

Nein, ich habe das Heft noch nicht erhalten, erwiderte der Hausherr. Was will man denn?

Oh, der Mann macht, wie gesagt, sehr weitgehende Vorschläge. Er will einmal, daß gesetzlich festgestellt werden soll, daß alle Gesinde nur durch schriftliche Contracte und

nur auf mindestens zwölf Jahre verpachtet werden dürfen. Er will zweitens —

Das ist aber doch zu toll! unterbrach ihn der Waldburgsche. Warum wird denn nicht lieber gleich verlangt, daß wir die Gesinde ihren Inhabern erb- und eigenthümlich abtreten?

Nun, Herr Baron, bis dahin ist denn doch noch ein weiter Weg.

Erlauben Sie, mein Herr Pastor, erlauben Sie, rief der Baron eifrig, der Weg ist gar nicht so weit, als Sie zu glauben scheinen. Es handelt sich hier um ein Princip, um das Princip des Eigenthums. Gehören die Gesinde uns oder unseren Bauern? Gehören sie den Bauern, so darf der Staat nicht dulden, daß wir von ihnen ein Pachtgeld erheben; gehören sie aber, wie das Jedermann weiß, uns, dann hat uns auch Niemand dareinzureden, und es ist unsere Sache, ob wir es für vortheilhafter halten, unsere, wohlverstanden, Herr Pastor, unsere Gesinde auf zwölf Jahre zu verpachten oder auf eins, ob wir uns zu diesem Zweck schriftlicher Contracte bedienen oder mündlicher.

Nun, meinte der Nörgelnsche, darüber läßt sich denn doch noch streiten.

In allen Ländern Europa's, fügte der Pastor hinzu, hat sich die Regierung früher oder später der Bauern angenommen.

Der Waldburgsche legte seine Cigarre weg und blickte voll Verwunderung von einem der Herren zum andern.

Ich verstehe Sie nicht, meine Herren, sagte er. Wenn Sie einem solchen Gesetz das Wort reden, so predigen Sie, natürlich ohne sich dessen bewußt zu werden, den reinen Socialismus oder richtiger Communismus.

Sollte das nicht zu viel gesagt sein, Herr Baron? fragte der Pastor und fuhr sich mit der Rechten über Stirn und Haar.

Ich denke doch nicht, war die Antwort. Es liegt in der Natur des Eigenthums, daß der Eigenthümer darüber nach seinem Ermessen verfügen kann.

Nun, das fragt sich denn doch noch, warf der Nörgelnsche hin.

Mit welchem Recht sollte das in Frage gestellt werden dürfen? Aussprüche wie: darüber läßt sich denn doch noch streiten, oder: das fragt sich denn doch noch, beweisen nichts.

Na ja, aber darüber kann man denn doch wieder verschiedener Meinung sein, erwiderte der Nörgelnsche mit unzerstörbarem Ernst und stieß eine Wolke von Rauchkugeln aus, die sich zu größeren Rauchringen entfalteten, immer weiter und weiter wurden und sich endlich ganz auflös'ten.

Der Waldburgsche wandte sich ärgerlich von seinem Vetter ab und dem Pastor wieder zu.

Erlauben Sie, Herr von Thorhaken, begann dieser, daß ich den Beweis zu führen suche, daß Ihre Behauptung doch nur mit großen Einschränkungen zugegeben werden kann. Sie besitzen in der Stadt ein Haus. Glauben Sie nun, daß Sie berechtigt wären, dieses Haus, das doch unzweifelhaft Ihr Eigenthum ist, niederzureißen, die Trümmer zu einem wüsten Haufen übereinanderzuwerfen und dann den Platz ruhig seinem Schicksal zu überlassen?

Der Baron sann eine Weile nach. Dann sagte er: Nein, das dürfte ich allerdings nicht. Die Sachen liegen eben in der Stadt anders als auf dem Lande. Ich gebe zu, daß der Städter, der dicht zwischen seinen Nachbarn sitzt, sich gewisse Beschränkungen seines Eigenthumsrechts gefallen lassen muß. Auf dem Lande aber würde sich Niemand um ein so unsinniges Unternehmen zu kümmern haben.

Aus dem, was ich angeführt habe, fuhr der Pastor fort, ergiebt sich, wie mir scheint, das Princip, daß das Privateigenthum immer nur so weit vom Staate geschützt

werden kann, als es dem öffentlichen Interesse nicht widerstreitet. Ist eine Regierung davon überzeugt, daß das Staatswohl die Erhaltung oder die Begründung einer Klasse von ökonomisch sicher gestellten bäuerlichen Pächtern, oder ich sage sogar Besitzern, erfordert, so ist sie verpflichtet, ihre Lage gesetzlich so zu ordnen, wie es ihr wünschenswerth erscheint. Die Grundherrn aber, denen doch ohnehin nur der Staat ihr Eigenthum sichert, haben sich zu fügen.

Meine Herren, rief der Baron eifrig, Sie irren, wenn Sie glauben, daß es der Staat ist, der das Eigenthum verleiht. Das Eigenthum ist nicht von Menschen sondern von Gott verordnet, und er weiß, wem er es giebt. Sie irren aber auch, wenn Sie glauben, daß das Staatswohl je eine Ungerechtigkeit erfordern kann. Ich weiß sehr wohl, daß nach den Ansichten, die Sie, Herr Pastor, so eben aussprachen, fast in allen Ländern Europas verfahren worden ist, aber, meine Herren, ich glaube nicht, daß der Freiheit, der wahren Freiheit damit ein Dienst erwiesen worden ist. Die wahre Freiheit besteht eben zum größten Theil in der absoluten Sicherheit des Privateigenthums. Blicken Sie auf das freieste Land der Welt, blicken Sie auf England. In England hat es nie eine Agrarfrage gegeben und wird es nie eine solche geben. Dort fällt es Niemand ein, die starken Säulen der Ordnung und Freiheit, die mit großem Grundbesitz ausgerüsteten Edelleute dadurch zu schwächen, ja zu vernichten, daß man ihnen im angeblichen Interesse des Staatswohles das Eigenthumsrecht über ihre Güter beschränkt. In diesem großen und wunderbaren Lande ist das Haus des Mannes, ist sein Eigenthum eine feste Burg, an deren starken Mauern die Wogen der Willkür machtlos zerschellen. Keine Behörde, kein Gesetz hat dort die Beziehungen zwischen Gutsherren und Bauern zu regeln versucht, und doch sind sie die normalsten von der Welt. Nicht auf solche Gesetze kommt

es an, sondern darauf, daß Gerechtigkeit in den Herzen der Menschen wohne. Die peinlichste Gerechtigkeit muß von beiden Seiten beobachtet werden, nicht aus äußerem Zwang, sondern aus innerem Pflichtgefühl. Die Gerechtigkeit hat aber als ihr Fundament das Recht. Gerade in unseren Tagen, in denen Alles schwankt, Alles willkürlich verrückt wird, giebt es nur einen Felsen von Bronze — das Recht.

Na, dagegen dürfte doch Manches eingewendet werden können, warf der Nörgelnsche hin.

Summum jus — summa injuria, citirte der Pastor.

Das ist ein alter Spruch, eiferte der Baron, aber er ist trotzdem unwahr. Es giebt nur Ein jus, und das ist niemals eine injuria. Das jus kann ebensowenig je eine injuria werden, als die injuria je ein jus. Darin besteht ja die ganze Misère auf dem Continent, daß man sich daran gewöhnt hat, die Bedeutung des Rechts zu unterschätzen. Dieses Waldburg hier ist mein Eigenthum, und ich habe das Recht, mit ihm zu schalten und zu walten, wie ich will, vorausgesetzt natürlich, daß ich nichts Unsittliches oder Verbrecherisches will. Ich ziehe es vor, meine Bauernhöfe zu verpachten, statt sie selbst zu bewirthschaften. Mit dem Eingehen eines Pachtvertrages — derselbe sei nun mündlich oder schriftlich abgefaßt, das thut für einen Ehrenmann Nichts zur Sache — begebe ich mich theilweise und für eine gewisse Zeit meines unbedingten Verfügungsrechts. Sobald aber die Pachtperiode abgelaufen ist, oder aber die Vertragsbedingungen nicht pünktlich eingehalten werden, tritt mein Eigenthumsrecht wieder voll in Kraft. Ich will das an einem Beispiele erläutern. Ich habe das Gulbegesinde auf ein Jahr an seinen jetzigen Inhaber verpachtet. Es hatten bisher er und seine Vorgänger in dem Teiche neben dem Gesinde gefischt, und ich hatte ihnen dieses Recht ohne Weiteres eingeräumt. Nun ersah ich aber in der vorigen

Woche aus alten Papieren, in denen ich jetzt fleißig umherstöbere, um alle Gerechtsame des Gutsbesitzers festzustellen, so lange das noch möglich ist, daß in dem fraglichen Teich früher vom Hof aus gefischt worden ist. Ich reite also zu Gulbe hinüber und sage: Entweder hörst du von Georgi ab mit dem Fischen auf, oder aber du fischest dieses Jahr über noch — dieses Recht ihm zu nehmen, hielt ich mich nicht für berechtigt — mußt aber dann übers Jahr aus dem Gesinde. Ich denke, das war correct gehandelt, meine Herren?

Ob das correct war? warf der Nörgelnsche hin und zündete sich eine neue Cigarre an.

Warum nahmen Sie dem Manne überhaupt seine Fischereiberechtigung? fragte der Pastor mild. Ihnen konnte an den paar Fischen nichts gelegen sein, ihn aber werden Sie dadurch tief verletzt haben, denn ihm, der, seit er denken kann, in dem Teiche gefischt hat, muß es doch erscheinen, als ob Sie einen Eingriff in sein Eigenthumsrecht begingen.

Eben deßhalb that ich es, rief der Baron. Ich glaube nicht, daß ein englischer Lord gestatten würde, daß sich bei seinen Pächtern die Ansicht ausbildet, sie hätten ein Recht auf sein Eigenthum. Es müssen sich auch bei uns in Bezug auf das Eigenthum gediegene Grundsätze bilden.

Das Gespräch wurde hier durch die Baronin unterbrochen, welche die Herren aufforderte, sich doch wieder der Damen anzunehmen.

Jetzt thaute auch der Doctor, der den Gesprächen der Herren ziemlich gelangweilt zugehört hatte, auf. Er war ein Poet und veröffentlichte ein um das andere Jahr einen Band Gedichte im Commissionsverlage. Als er jetzt aufgefordert wurde, ein Erzeugniß seiner Muse vorzutragen. ließ er sich erst eine Weile nöthigen und declamirte dann nicht ohne Pathos eine Ballade, deren Held Walther von Pletten=

berg war, und eine Ode auf Patkul. Beide Dichtungen waren voll Schwung und ernteten den verdienten Beifall.

Es ist mir unbegreiflich, Herr Doctor, sagte Fräulein Alexandra in ihrer derben Weise, wie Ihre Gedichte so wenig Beifall finden können. Man sieht sie in keinem Hause, und doch sollten sie auf jedem Tische liegen.

Mein Fräulein, erwiderte der Doctor mit einem wehmüthigen Aufschlagen seiner großen braunen Augen, während er sich mit der Rechten über den glänzend schwarzen Bart fuhr, die Welt will heute von wahrer Poesie nichts wissen. Sie wendet sich dem Roman zu, und je mehr der das tägliche Leben in seiner ganzen traurigen Nacktheit darstellt, je realistischer er ist, wie man sagt, um so wärmer heißt man ihn willkommen. Was sollen auch die zarten Blüten der wahren Poesie in unserer grob-sinnlichen Zeit! Wir leben in einer demokratischen Periode, und wann gedieh in einer solchen je die Poesie?

Sie haben Recht, rief Fräulein Alexandra eifrig, das ist es, was Ihre Poesien so unpopulär macht. Sie sind ein Freund ständischer Gliederung, Sie verstehen die Bedeutung des Adels, und Sie haben den Muth, das offen auszusprechen. Das ist es, was man Ihnen nicht verzeiht.

Das dürfte denn doch noch zu beweisen sein, meinte der Nörgelnsche. Er kam aber bei Fräulein Alexandra schlimmer an als bei ihrem Bruder.

Ja, ja, Herr Vetter, rief das Fräulein, ich weiß sehr wohl, daß auch Sie des Doctors Gedichte nicht mögen. Sie sind eben auch ein halber Demokrat.

Der Angeredete lachte. Wenn Ihre Vermuthung richtig wäre, Cousine, erwiderte er, so müßten die Gedichte des Doctors, den ich, offen gestanden — Sie nehmen es mir nicht übel, Doctor, nicht wahr? — mehr als Menschen und

Arzt schätze, denn als Dichter, doch wenigstens in allen adeligen Häusern zu finden sein.

Das wäre noch kein Beweis gegen die Ansicht meiner Schwester, nahm nun der Waldburgsche, dem die Rücksichtslosigkeit, mit der die Beiden das heikele Thema in Gegenwart des Doctors verhandelten, äußerst peinlich war, das Wort. Unsere Standesgenossen haben bisher überhaupt nur allzuwenig Verständniß für die Vertretung ihrer eigenen Interessen. Denken Sie z. B. an die neue conservative Zeitung. Dieses einzige conservative Organ im Lande wird, wie ich höre, demnächst aus Mangel an Abonnenten eingehen. In England ist das anders. In England würde jeder Edelmann auf dieses trefflich redigirte Organ abonnirt haben.

Sollte das wirklich in England so sein?

Der Pastor griff die fragliche Zeitung an, und daraus entwickelte sich nun eine lebhafte Debatte.

Als die Drei sich am anderen Morgen verabschiedeten, fuhr der Nörgelnsche mit dem Doctor. Glauben Sie, fragte Ersterer, sobald sie den Gutshof verlassen hatten, daß Fräulein Alexandra und ihr Bruder ganz zurechnungsfähig sind?

Der Doctor blickte den Baron verwundert an. Wie meinen Sie das? fragte er.

Nun man pflegt doch sonst Leute, die immer nur einen Gedanken haben und beständig nur von diesem sprechen, für nicht recht gescheidt zu halten.

Was wollen Sie damit?

Nun, Doctor, Hand aufs Herz, haben Sie je mit meiner Cousine eine Unterhaltung gehabt, in der sie nicht von der Stellung des Adels sprach oder mit meinem Vetter, ohne daß er Ihnen sein England vorritt? So etwas nennt man doch Manie.

Der Doctor war nicht gesonnen, auf diesen Scherz einzugehen. Er lächelte also ein wenig, um den Baron nicht zu verletzen, und ging dann auf ein anderes Thema über.

Unterdessen sann der Pastor, der einsam seines Weges fuhr, darüber nach, wie es doch kam, daß der sittenreine und wohlmeinende Waldburgsche, der sich doch so ehrlich bemühte, vor Gott und Menschen so recht als ein christlicher Edelmann zu leben und seinen Bauern ein guter und gerechter Herr zu sein, von eben diesen Bauern auf das tödtlichste gehaßt wurde, während die Nörgelnschen Bauern für ihren ungleich roheren und selbstsüchtigeren Herrn, der nicht einen Grundsatz im Leibe hatte und sich um Recht und Gerechtigkeit nicht mehr kümmerte, als durchaus nothwendig war, durch Feuer und Wasser gegangen wären.

Das machen seine abscheulichen „gediegenen Grundsätze“, seufzte der Pastor endlich.

Viertes Kapitel.

Mein Recht.

Wezwagar war am folgenden Morgen eben damit beschäftigt, die Morgensuppe einzunehmen, als die Magd, die noch im Viehstall zurückgeblieben war, hineinstürzte und meldete, daß die schwarze Bläße offenbar gefährlich erkrankt sei. Die schwarze Bläße war die beste Kuh im Stall, der Bauer und sein Weib sprangen daher erschreckt auf und eilten zu dem kranken Thier. Dort wurde nun frisch zugegriffen. Die Kuh wurde aufgerichtet, mit Strohwischen abgerieben, ein Trank bereitet — genug, es gab ein paar Stunden vollauf zu thun, so daß es ein Glück war, daß Peter, der Knechtsjunge, an der Kuh weniger Interesse nahm als sein

Herr und sich daher noch rechtzeitig darauf besann, daß dieser ins Gut müsse, um seine Pacht zu entrichten. Sobald Peter den Bauer gefragt hatte, ob er denn nicht jetzt anspannen solle, da es doch hohe Zeit sei, winkte ihm dieser bejahend zu, ermahnte seine Frau, im Stall zu bleiben und die Bemühungen um das Thier ununterbrochen zu controliren, und eilte dann in das Haus. Hier kleidete er sich so rasch als möglich um, nahm seine braunlederne Brieftasche aus dem Schränkchen an der Wand, steckte sie zu sich und sprang dann in den Wagen.

Lebe wohl, Weiblein! rief er seiner Frau zu, die den Kopf aus der Stallthüre steckte, und ließ dann seinen Fuchs tüchtig ausgreifen. Seine Gedanken waren ganz bei der Kuh. Er hatte sie als drei Tage altes Kalb im Hof gekauft und auf das Sorgfältigste aufgezogen. So war sie denn zu einem prachtvollen Thier herangewachsen und hatte ihm auf der landwirthschaftlichen Ausstellung, die im Sommer des Vorjahres in der Stadt abgehalten worden war, eine schöne silberne Medaille eingebracht. Wie ärgerlich, daß er jetzt fort mußte, ehe ihr Schicksal entschieden war!

Plötzlich blieb das Pferd stehen. Der Bauer fuhr aus seinem Nachsinnen auf und sah zu seinem höchsten Aerger, daß ein hochgewachsener, in Lumpen gekleideter Mann dem Thier in die Zügel gefallen war.

Guten Morgen, Brüderchen! rief der Betrunkene mit hoher Stimme; hat man dich auch von Haus und Hof gejagt? Fährst du jetzt auch von Gesinde zu Gesinde und von Krug zu Krug?

Laß die Zügel los, du Schurke, rief der Bauer zornig, oder ich werde dich lehren, die Leute auf der Landstraße aufzuhalten.

Der Betrunkene aber hielt das unruhig rückwärts drängende Thier nur noch fester und sang:

Wohl zum Kruge wußt' den Weg ich,
Aber wußt' ihn nicht zur Kirche!
Ach, sie tauften mich im Kruge,
Brachten nimmer mich zur Kirche.

Laß die Zügel fahren, du Trunkenbold! rief der Bauer abermals, raffte die Fahrleine zusammen und sprang aus dem Wagen. Jener aber starrte ihn hin und her schwankend mit gläsernen, starren Augen an und krächzte:

Branntwein hab' ich, Bier getrunken,
Doch vertrank ich den Verstand nicht.
Mußte ja Verstand behalten,
Mit dem Herrn mich zu bereden.

Der Bauer suchte nun die Hände des Trunkenen von den Fahrleinen zu entfernen, aber dessen Finger schlossen sich nur immer fester um sie. Der Betrunkene sank endlich in die Kniee, der Fuchs prallte scheuend zurück, der Wagen rollte in den Graben und fiel um.

Der Bauer packte nun zornig den Schuldigen und schleuderte ihn über den Weg, so daß er in den andern Graben kollerte. Dort raffte er sich aber wieder auf, stützte sich mit den Ellbogen auf den Weg und grins'te boshaft zu dem Bauer hinüber. Die zerfetzte Pelzmütze war ihm vom Kopfe gefallen, die zerzaus'ten Haare, der struppige Bart und die starren Augen gaben der ganzen Erscheinung ein unsäglich wüstes Aussehen.

Hi, hi, hi! kicherte er. Hi, hi! Jetzt fährst du dahin, Wezwagar, wie ein großer Herr. Uebers Jahr, wenn der Baron dich weggejagt hat, ruft dich der Kukuk zum Essen, und die Lerche macht dir das Bett! Hi, hi! Ich, der lange Jehze, weiß, wie es thut, wenn man auf Haidekraut schläft und sich mit Morast zudeckt! Ich hatte auch einmal einen Fuchs, dessen Fleisch haben aber die Füchschen gegessen, und mit seinen Knöchelchen haben die Krähen Kurrnik gespielt.

Und mit jähem Umschlag in der Stimmung fing er an zu jammern: Ach, ich Unglückseliger! Wie einen Hund haben sie mich weggejagt! Jetzt muß ich mit dem weißen Stabe durch das Land. Und nun kreischte er wieder:

Ach, wer kaufet wohl im Laden
Für die arme Wais' ein Kränzlein?
Roggenblumen, Dornenblüten
Taugen für der Waise Kränzlein.

Der Bauer hatte unterdessen seinen Wagen aus dem Graben gezogen und wieder in Ordnung gebracht. Der Ton, den der Betrunkene zuletzt angeschlagen hatte, erinnerte ihn peinlich an seinen Schwager. Es überlief ihn kalt. Er sprang hastig in den Wagen und fuhr rasch davon. Er hörte aber noch, wie der lange Jehze, der jetzt auf der Landstraße hin und her schwankte und nach seiner Mütze suchte, wieder lustig sang:

Heda, Brüderchen!
Wo ist die Mütze?
Im Kruge, Schwesterchen,
Als Bierkanndeckel.

Der lange Jehze war nicht immer ein Trunkenbold gewesen, er hatte sich aber als Soldat das Trinken angewöhnt und war nachher immer tiefer gesunken, so daß er schließlich aus seinem Gesinde gestoßen werden mußte. Seitdem haßte er den Baron tödlich. Da dieser nun, wie der Leser schon weiß, seinen Bauern verhaßt war, so war der lange Jehze sicher, sich allezeit durch ein Spottlied auf ihn bei jedem Bauer eine bescheidene Mahlzeit und ein paar Gläser Branntwein verdienen zu können. Wezwagar bildete in dieser Beziehung eine Ausnahme und wurde deßhalb von dem Trunkenbold kaum weniger gehaßt, als der Baron.

Als Wezwagar auf dem Hofe eintraf, hatte er kaum Zeit, sein Pferd anzubinden und zu bedecken. Sein Name sei schon aufgerufen worden, hieß es. Kaum hatte er das Vorzimmer, in dem sich die Wirthe drängten, betreten, so

rief der Diener, der die Thüre zu dem Arbeitszimmer des Barons hütete, abermals: Wezwagar! Der Gerufene drängte sich nun durch die Menge und betrat das Zimmer, dessen Thür sich hinter ihm sofort wieder schloß.

Der Baron saß, die ungewöhnlich langen Arme aufgestützt, vor seinem Schreibtisch, auf dem verschiedene Packete Papiergeld lagen. Im Hintergrunde des Zimmers war der Gutsschreiber damit beschäftigt, auf einem Tisch das eingelaufene Geld nochmals durchzuzählen, den Betrag in ein vor ihm liegendes Buch einzutragen und es dann in den feuerfesten Geldschrank zu legen, der mit weit geöffneten Thüren an der Wand stand.

Das Gesicht des Barons hatte eine rundliche Form, die Nase war ein wenig gestutzt, die Lippen etwas aufgeworfen. Nur das röthlich blonde Haupthaar, das, hinten gescheitelt, glatt am Kopfe lag, und die blauen Augen erinnerten an die niedersächsische Abstammung. Das Gesicht des Schreibers war fast kugelrund, die äußere Seite der Augenbrauen stark in die Höhe gezogen, die Farbe der Augen grünlich, was zugleich mit dem Lächeln, das beständig um den Mund des Mannes spielte, dem Gesicht etwas Katzenartiges gab. Die dunklen Haare waren zurückgekämmt und lagen kaum weniger glatt am Kopf, als die des Barons. Er trug einen Anzug aus grobem Wand und hatte plumpe Schmierstiefel an den Füßen. Trotzdem trat er immer sehr leise auf.

Wo warst du, Wezwagar? fragte der Baron freundlich. Du wurdest schon einmal aufgerufen.

Entschuldigen Sie, gnädiger Herr, versetzte Wezwagar, daß ich habe warten lassen. Der Trunkenbold, der lange Jehze, machte mir das Pferd scheu, so daß es den Wagen umwarf.

Ah so! Nun ich hoffe, daß du dich nicht beschädigt hast.

Wezwagar trat nun an den Tisch, zog seine Brieftasche hervor und entnahm derselben einen Packen Papiergeld, den er vor dem Baron auf den Tisch legte.

Der Baron nahm das Geld in die Linke und zählte es, indem er mit der Rechten langsam die einzelnen Scheine umschlug. Dann sagte er: Es ist richtig. Wo ist das Ei?

Wezwagar schlug sich bestürzt mit der Rechten vor die Stirn.

Gnädiger Herr, rief er dann, ich schwöre Ihnen, daß meine Frau mir schon gestern Abend das Ei neben die Brieftasche legte, daß ich es aber in der Eile vergaß.

Hattest du denn so große Eile? fragte der Baron mit ungläubigem Lächeln.

Ja, gnädiger Herr. Als ich heute morgen bei der Milchsuppe saß, kam die Magd hereingestürzt und sagte mir, daß die beste Kuh schwer krank geworden sei. Wir eilten sogleich hinaus und waren so lange um die Kuh beschäftigt, bis mich der Junge daran erinnerte, daß ich zu Hofe müsse. Ich fuhr in aller Eile in meine Kleider und kam dann hierher. So vergaß ich das Ei.

Vorhin gabst du als Entschuldigung für dein spätes Kommen ein Zusammentreffen mit dem langen Jehze an.

Gnädiger Herr, rief Wezwagar eifrig, glauben Sie, daß ich Sie belügen will? Beides trug sich so zu, wie ich es Ihnen erzählte. Erst erkrankte die Kuh und nachher fiel der lange Jehze mir in die Zügel.

Im vorigen Jahr brachtest du das Ei auch nicht, obgleich dir damals weder eine Kuh erkrankte, noch Jemand dein Pferd aufhielt.

Gnädiger Herr! rief Wezwagar und trat hart an den Tisch heran, im vorigen Jahr hatte ich das Ei wirklich vergessen, diesmal aber haben meine Frau nnd ich es seit Wochen bereit gehalten, und ich bin nur durch die Eile, in

der ich mein Haus verließ, daran verhindert worden, es Ihnen zu bringen.

Der Baron zuckte die Achseln.

Es ist gleichgültig, warum du es mir nicht brachtest. Ich sagte dir, daß, wenn du mir auch in diesem Jahr das Ei nicht bringst, der Weg durch den Wald damit für dich geschlossen ist. Andersohn, wandte sich der Baron an den Schreiber, der scheinbar in seine Bücher vertieft, doch mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, Andersohn, protocolliren Sie, daß Wezwagar, weil er das stipulierte Ei nicht gebracht hat, den Weg durch den Wald nicht mehr benutzen darf.

Ja wohl, Herr Baron, schallte es zurück.

Wezwagar stand wie erstarrt da und rang mühsam nach Luft. Gnädiger Herr, sagte er endlich mit bebender Stimme, Sie werden meine Vergeßsamkeit nicht so streng bestrafen.

Ich werde sie gar nicht bestrafen, erwiderte der Baron kalt. Meine Anordnung ist eine einfache und streng gerechte Folge deines Verfahrens. Ich sagte dir gleich anfangs, daß, wenn du mir einmal das Ei nicht bringen würdest, der Weg durch den Wald für dich verschlossen bleiben müsse. Du brachtest es mir im vorigen Jahr nicht. Ich sah, weil ich dir wohl will, darüber hinweg, sagte dir aber, daß, wenn das Ei noch einmal ausbliebe, der Weg für dich verloren wäre. Es ist ausgeblieben — einerlei aus welchem Grunde — und eben damit ist der Weg für dich gesperrt.

Gnädiger Herr, sagte der Bauer jetzt, Sie scherzen mit mir. Sie sind mir immer ein guter Herr gewesen, Sie werden mir mein Recht auf den Waldweg nicht nehmen.

Wezwagar hatte in seiner Aufregung das allerunglücklichste Wort gewählt.

Dein Recht? fragte der Baron gedehnt. Ich will dich lehren, was für ein Recht du und ihr Alle auf meinen Wald

habt. Nicht mit einem Fuß betrittst du mir den Wald mehr. Nie, in deinem ganzen Leben nicht.

Wezwagar stand wie betäubt da. War der Mann da vor ihm wirklich sein guter und gerechter, wenn auch strenger und harter Herr? Er fühlte, wie sein Jähzorn jach in ihm aufstieg.

Herr, rief er mit mühsam unterdrücktem Zorn, indem er dicht an den Baron herantrat und seinen Arm berührte, Herr, ist das Ihr letztes Wort?

Der Baron sah ihm scharf und kalt in die zornflammenden Augen. Natürlich, erwiderte er.

Der Bauer wandte sich rasch um und verließ ohne Gruß das Zimmer. Der Baron erhob sich ein wenig, als wolle er ihm folgen, setzte sich aber wieder und blickte starr auf das vor ihm liegende Geld. Sein gutes Herz und sein von thörichten Principien eingeschnürter Verstand kämpften mit Blitzesschnelle einen harten Kampf. Sein Herz trieb ihn an, aufzuspringen, den Mann, der ihm einst das Leben gerettet hatte und der jetzt sein bester Bauer war, zurückzurufen und zu ihm zu sprechen: Bring mir heute Abend das Ei, so ist Alles vergeben und vergessen. Sein Verstand aber rieth ihm: Gieb ja nicht nach. Gerade hier bietet sich eine Gelegenheit, vor aller Welt zu zeigen, daß vor dir kein Ansehn der Person gilt, daß du nur von den Principien der strengsten Gerechtigkeit geleitet wirst.

Sein Herz war eben in Begriff zu siegen, und er erhob sich schon, als der Schreiber hinter ihm sagte: Ja, das geht in so einen Bauernkopf schwer hinein, daß man bei dem Baron mit solchen Praktiken nicht durchkommen kann. Der Wezwagar schien so sicher zu hoffen, daß er sich doch noch ein Servitut auf den Weg erschleichen würde. Geben Sie Acht, Herr Baron, in zehn Minuten ist er mit dem Ei hier, im nächsten Jahr geht das Spiel aufs Neue an.

Das unselige Wort veränderte mit einem Schlage Alles. Der Baron setzte sich wieder.

Der geschilderte Vorgang hing so zusammen: Die große Heerstraße, die der Meeresküste parallel läuft, vereinigt sich auf Waldburgschem Gebiet in spitzem Winkel mit einer anderen, die aus dem Innern des Landes herankommt. Unweit dieser letzteren Straße liegt nun das Wezwagargesinde. Wollten seine Bewohner in die nur einige Meilen entfernte, im Süden gelegene Stadt, so mußten sie, wenn sie die Landstraße benutzten, erst auf ihr bis zur Heerstraße und dann auf dieser in spitzem Winkel wieder zurückfahren. Dadurch wurden sie zu einem Umweg von fast einer Meile gezwungen. Nun hatte der Baron in Anbetracht dieses Umstandes dem Bauer gestattet, einen Holzweg, der gerade durch den Gutswald führte, zu benutzen, hatte sich aber dafür, damit der Bauer nicht etwa die unentgeltliche Benutzung des Weges ein Recht auf denselben erwerbe, die Zahlung eines Hühnereies ausbedungen.

Wezwagar hatte sich wie ein Unsinniger durch die ihn verwundert anblickenden Wirthe gedrängt und war hinausgeeilt ins Freie. Sein erster Gedanke war, in seinen Wagen zu springen, nach Hause zu jagen und sich das Ei zu holen. Er ergriff auch bereits die Decke des Pferdes, um sie ihm abzunehmen, als er plötzlich anderen Sinnes wurde. Die ganze Geschichte war denn doch zu toll. Sollte er wie ein dummer Junge nach Hause zurückeilen, nur um dem Baron zu beweisen, daß er nicht gelogen habe? Der Baron kannte ihn genug, um zu wissen, daß er nicht lügen würde. Die Scham über seine lächerliche Lage trieb ihm das Blut zu Kopf. Es regte sich in ihm ein heftiger Unwille gegen den Baron. War dieser nicht so hart und schlecht, wie ihn die Leute schilderten? Aber nein, nein und tausendmal nein, so war er nicht. Der Bauer wischte sich mit der Rechten die

kalten Schweißtropfen von der Stirn. Vergeblich suchte er nach einem Motiv für die Handlungsweise des Barons. Es war ihm, als ob er in einem tollen Traum läge und als ob nun sein Weib neben ihm sagen müßte: Was träumst du, mein Liebling? Du wälzest dich hin und her und stöhnst schwer.

Unschlüssig und verwirrt stand der Bauer, die Hand noch immer an der Pferdedecke, da und blickte vor sich nieder. Da kam ihm Erlösung von seinem Weibe, wie er das erwartet hatte.

Wirth, sagte plötzlich die Stimme des Knechtsjungen Peter neben ihm, die Wirthin schickt Euch das Ei, das Ihr zu Hause vergessen habt.

Dank, Weiblein, tausend Dank! dachte Wezwagar, nahm dem Jungen das Ei aus der Hand, eilte zurück in das Vorhaus und ließ sich sofort bei dem Baron melden. Er wurde auch sogleich vorgelassen. Als er eintrat, räusperte sich der Schreiber vernehmlich.

Herr! rief Wezwagar, sobald er vor dem Baron stand, freudestrahlend und wischte sich mit seinem Taschentuch den Schweiß von Stirn und Wangen, Herr, mein Weib hat das Ei zu Hause bemerkt und es mir nachgeschickt. Hier ist es. Mit diesen Worten hielt er dem Baron ein großes schneeweißes Ei hin.

Dieser aber versetzte, ohne das Ei zu berühren, kalt: Jetzt ist es zu spät, Wezwagar, und fuhr dann, als der Bauer sich nicht rührte und ihn nur starr anblickte, fort: Ich will dir nun noch etwas sagen, Wezwagar. Ich bin es nicht gewohnt, daß meine Wirthe ohne Gruß von mir gehen, und beabsichtige auch nicht, mich künftig daran zu gewöhnen. Verstehst du?

Als der Baron so redete, überkam der Zorn den Bauer mit Allgewalt. Er warf das Ei auf den Tisch, daß der

Dotter den Tisch, den Baron und das Geld bespritzte, wandte sich um und verließ hochaufgerichtet das Zimmer.

Die Wirthe, welche sich draußen im Vorzimmer befanden, hatten unterdessen bemerkt, daß sich zwischen dem Baron und Wezwagar merkwürdige Dinge zutrugen. Jetzt löſ'ten sich Namik, Wilks und Pilskaln, die eigentlich schon fertig waren und nur noch mit Bekannten geplaudert hatten, von diesen los und folgten Wezwagar in den Hof. Wezwagar schien sie nicht zu bemerken. Er ging mit großen Schritten auf seinen Wagen zu. Die Wirthe, welche das Ei hatten aufklatschen hören, glaubten sich den Ton nicht anders erklären zu können, als durch die Annahme, daß ein übrigens beim Waldburgschen unerhörter Fall eingetreten sei und der Baron den Bauer geschlagen habe.

Hat der Schurke dich geschlagen? fragte Pilskaln gerade heraus.

Wezwagar blieb stehen und starrte den Frager wild an. Dann schwang er den rechten Arm hoch in die Höhe und rief: Glaubst du, daß er, wenn er mich berührt hätte, noch am Leben wäre?

Nun, nun, beschwichtigte Namik, die Frage war nicht böse gemeint. Was gab es denn?

Wir hörten einen Ton, wie einen Schlag, sagte Wilks, und glaubten, der Baron habe dich geschlagen.

Wißt ihr, was da klatschte? rief Wezwagar höhnisch auflachend. Ein Ei, das ich vor dem Baron auf den Tisch warf, daß es den saubern Herrn und seinen Tisch und sein Geld über und über bespritzte! So spreche ich mit ihm, ich, Wezwagar! Ich habe das Bürschchen aus dem Meer gezogen, wie man ein Kätzchen herausholt, das in den Zuber gefallen ist, und es will mir nun mein gutes Recht nehmen, es will mich zu Grunde richten! Oho, es giebt noch ein Recht in Kurland und Gerechtigkeit für Jedermann! Und nun fahre

ich erst recht durch den Wald, und wenn sich mir zwanzig Barone in den Weg stellten mit allen ihren Buschwächtern! Es giebt noch einen Generalgouverneur in Riga und den Kaiser in Petersburg, die nicht dulden werden, daß wir hier aus Laune zu Grunde gerichtet werden.

Wezwagar war weder seiner Worte mächtig noch seiner Geberden. Er hatte, während er so redete und mit der Faust nach dem Wohnhaus hinüberdrohte, das halbunbewußte Gefühl, daß sein Benehmen sehr unsinnig war und ihm später bitter leid thun würde, aber sein jähzorniges Temperament war ganz und gar Herr über ihn geworden.

Als Wezwagar das Zimmer des Barons verlassen hatte, war dieser nun auch seinerseits kreidebleich, aber äußerlich durchaus ruhig, aufgestanden und hatte den Diener herbeigerufen. Das Ei ist zerbrochen, sagte er dann, du mußt hier aufwischen. Als der Diener gegangen war, hatte er wieder Platz genommen und aufmerksam in ein Rechnungsbuch geblickt, das er sich für diesen Zweck vom Tisch des Schreibers geholt hatte.

Der Schreiber war nun auch aufgestanden und hatte sich an ein Fenster gestellt. Nach einiger Zeit ließ er einen kichernden Ton hören.

Der Baron wandte sich nach ihm um und fragte: Was giebt es?

Der Wezwagar droht mit der Faust hierher, war die Antwort.

Wirklich? fragte der Baron mit ruhiger Stimme, aber mit funkelnden Augen. Also er droht mit der Faust hierher! Andersohn, schicken Sie dem unsinnigen Menschen sofort eine schriftliche Kündigung.

Ja wohl, Herr Baron.

Draußen war es unterdessen den Wirthen gelungen, Wezwagar soweit zu beruhigen, daß er sich bereit erklärte,

mit ihnen in den Krug zu fahren. Er besuchte sonst nie an einem Wochentage das Wirthshaus, aber heute war es ihm ein Bedürfniß, mit den geschworenen Feinden des Barons zusammen zu sein. Er trank mit ihnen ein Glas nach dem anderen und stieß immer wildere und wildere Drohungen gegen den Baron aus. Seinen Kameraden war das eben recht, und sie bestärkten ihn nach Kräften in seinen veränderten Anschauungen.

Erst spät am Nachmittag verabschiedete sich Wezwagar von ihnen und fuhr allein seinem Hause, seinem Weibe zu.

Fünftes Kapitel.

Meine Schuld.

Wezwagar war in der widerwärtigsten Stimmung. Ihm war zu Muth wie einem für gewöhnlich nüchternen, mäßigen Manne, der viel auf sich hält und der sich nun sagen muß, daß er sich nun einen Rausch angetrunken und vor vielen Leuten wie ein Betrunkener benommen habe. Jetzt, wo der Jähzorn von ihm gewichen war, schämte er sich desselben tief, noch mehr, bereute er ihn tief. Wäre ich ruhig geblieben, sagte er sich, so hätte der Baron doch noch nachgegeben, wenn nicht jetzt, so doch gewiß nach einem Jahr. Und nun? Nun ist Alles aus. Dieses Alles umfaßte ein Meer von Frieden und Glück, nicht nur für ihn, nein, auch für sein Weib. In all dem Schmerz, der des Bauern Herz durchwühlte, stand der Gedanke an sein Weib doch immer obenan. Aber ließ sich denn wirklich gar nichts mehr thun, um das Unglück noch abzuwenden? Wie, wenn er morgen hinüberfuhr in den Hof und den Baron um Verzeihung bat? Nein, das konnte nichts helfen. Der Mann, der ihm

den Wald verschloß, weil er das Ei ein wenig später brachte, konnte ihm seinen Zornausbruch, der noch dazu in Gegenwart des Schreibers erfolgt war, nimmermehr verzeihen. Er würde den Bauern mit Schimpf und Schande aus dem Zimmer jagen. Als Wezwagar an diese Möglichkeit dachte, stieg ihm das Blut wieder so jäh zu Kopf wie am Vormittag.

Nein, das ging nicht, darauf konnte er es nicht ankommen lassen. Da gab er lieber sein Gesinde hin. Ich bin vierzig Jahre lang ein armer Fischerknabe und Fischerknecht gewesen, dachte er, ich verstehe zu arbeiten, und ich werde mir schon mein Brot verdienen. Es wird Anfangs bitter schmecken, aber ich werde mich daran gewöhnen, wieder Fremden zu dienen. Ich — ja, aber mein Weib? O, die ist brav und fleißig, die wird sich auch darein finden.

Der Bauer sah im Geist, wie sein Weib so recht lebensfroh in dem eigenen Heim schaltete, wie sie mild und doch fest die Leute regierte, so daß in ihrem Hause mehr gearbeitet wurde, als in allen anderen. Und doch gingen die Leute für sie durch Feuer und Wasser. Jetzt sollte sie durch seine Schuld das Alles verlieren, mit ihm in eine Knechtskaserne ziehen auf ein Gut, oder in die Knechtsstube eines Gesindes. Er sah die schlecht verhehlte Schadenfreude voraus, mit der die übrigen Bäuerinnen ansehen würden, wie die Tochter des armen Strandbauern nun hinabsteigen mußte von dem vielbeneideten Hausfrauensitz im fetten Wezwagargesinde, um eine Knechtsfrau zu werden.

Als der Bauer daran dachte, stieg ein grimmiger Haß gegen den Baron in ihm auf und verwirrte ihm den sonst so klaren Sinn.

Durfte ihm der Baron überhaupt das Gesinde nehmen? Vor dem Gesetz vielleicht, aber durfte er es auch vor Gott? Mußte ihn aber dann nicht auch das Gericht in seinem

Recht schützen? Wenn er Recht hatte vor Gott und das Gericht schützte ihn nicht in seinem Recht, dann mußte er eben zur Selbsthülfe greifen, dann mußte er die Gerechtigkeit selbst in die Hand nehmen und — ja was war das für ein schreckliches „und“!

Der Bauer erhielt sein Pferd, das den ganzen Tag über nichts gefressen hatte und jetzt ungeduldig nach Hause wollte, mit starker Hand im Schritt und sann nach über dieses entsetzliche „und“, das sein Antlitz erdfahl färbte und seine starken Glieder wie im Fieber beben ließ. Er wußte, daß er nicht war wie die Andern, die Jahre lang mit in der Tasche geballter Faust umhergehen und sich immer und immer wieder gegenseitig aufreizen konnten, ohne doch zu einem Entschluß zu kommen. Wenn er sich erst für dieses entsetzliche „und“ entschied — dann wehe dem Baron, wehe ihm selbst!

Während die Seele des Bauern hinabgestiegen war in die finstersten Tiefen des Menschenherzens, lächelte rings um ihn der köstlichste Frühlingsabend. Der dichte Wald, durch den der Weg führte, war ein aus allen Holzarten, aus Kiefern, Tannen, Lärchen, Birken, Eschen und Eichen gemischter, recht wie die Vöglein und die Thiere des Waldes ihn lieben. Jetzt klang er wieder von vieltausendstimmigem Vogelgesang, die Waldschnepfen zogen sich jagend über die feuchten Lichtungen, auf den Waldwiesen sah man schon äsende Rehe. Kein Blättlein regte sich an den Bäumen, als ob sie alle den Athem anhielten, um sich des lauen Frühlingsabends ganz zu erfreuen.

Dort, wo der enge Gesindeweg von der Landstraße auf die Lichtung und zum Gesinde abführte, hielt das Pferd plötzlich an.

Als Wezwagar aus seinem Grübeln auffuhr, sah er sein Weib vor sich. Die Bäuerin lehnte an einer schlanken

Birke, und die untergehende Abendsonne übergoß mit ihrem Roth den weißen Stamm der Birke und die holden Züge des jungen Weibes. Ach, ihre Strahlen glänzten in den Thränen wieder, die unaufhaltsam über die zarten Wangen herabrannen!

Der Bauer sprang aus dem Wagen, ging auf sein Weib zu und schloß es in seine Arme. Die junge Frau verbarg ihr Haupt an seiner breiten Brust, und nur das gewaltsame Zucken ihres Leibes verrieth ihm, daß sie bitterlich weinte.

Der Fuchs hatte eine Weile still gehalten und den Kopf mit gespitzten Ohren nach der Bäuerin gewendet, als erwartete er, daß sie ihm wie gewöhnlich, wenn er nach Hause kam, eine Brotkruste reichen würde; da er aber gar nicht beachtet wurde, so stieß er erst ein leises Wiehern aus und ging dann, als auch das nicht verfing, langsam, im Schritt nach Hause. Der verhallende Ton seiner Hufen und das Knirschen der Wagenräder auf dem Kies des Weges unterbrachen allein die Abendstille.

Weiblein, fragte der Bauer nach einer Weile mit bebender Stimme, weißt du um Alles?

Keine Antwort.

Der Bauer richtete nun mit der Rechten das in Thränen gebadete Gesicht seiner Frau empor und küßte sie heiß auf Augen, Stirn und Mund. Die Bäuerin überließ sich ihm widerstandslos.

Hat man dir Alles gesagt? wiederholte er.

Sie nickte.

Wer?

Die Bäuerin fuhr sich mit dem Taschentuch über Augen und Gesicht und erwiderte mühsam: Gulbe.

Kam Gulbe eigens deßhalb zu dir?

Nein, erwiderte die Bäuerin und bemühte sich, ihrer Thränen Herr zu werden. Er fuhr zur Stadt. Ich hatte

die schwarze Blässe hinausgetrieben, da wurde er mich gewahr und hielt an.

Nun, und was sagte er? fragte der Bauer finster.

Ach, wozu soll ich das wiederholen?

Sprich nur. Was sagte er?

Er sagte, schluchzte die junge Frau und verbarg ihr Antlitz wieder an seiner Brust, er sagte, daß der Baron dich geschlagen habe.

Der gewaltige Körper des Bauern erbebte. Das hat er nicht gethan, sagte er ganz leise.

Die Bäuerin erhob ihr Haupt und sah ihn fragend an.

Nein, das hat er nicht gethan. Er wies aber das Ei zurück, weil ich es ihm, wie er behauptete, zu spät brachte, und verbot mir den Weg durch den Wald.

Das Antlitz der Bäuerin erhellte sich. War es weiter nichts? fragte sie. Das ist ja auch schlimm genug, aber doch nicht so schrecklich.

Der Bauer schwankte einen Augenblick, ob er seinem Weibe jetzt gleich die volle Wahrheit sagen sollte; es kam ihm aber unrecht vor, sie zu täuschen.

Weiblein begann er, das ist noch nicht Alles.

Die Bäuerin blickte ihn erschreckt an. Wenn sie erregt war, zogen sich auf ihrer Stirn zwischen den Brauen ein paar Falten zusammen, die ihrem guten, unschuldigen Gesichtchen einen unsäglich rührenden Ausdruck gaben.

Als der Baron das Ei nicht nahm, fuhr der Bauer fort, da überkam es mich —

Um Gott, du hast doch nicht—

Ich warf das Ei vor ihm auf den Tisch und ging davon.

Die Bäuerin hatte sich von ihrem Mann gelös't und wieder an die Birke gelehnt. Jetzt verhüllte sie ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Ueber ihr flatterte ängstlich lockend und rufend ein Finkenpaar von Zweig zu Zweig. Dem hatten die Kinder des Knechtes am Morgen das kaum begonnene Nest zerstört.

Weiblein, rief der Bauer, Weiblein!

Ach, laß mich nur! schluchzte die Bäuerin. Ich habe nicht verdient, dein Weib zu sein.

Was weinst du, mein Weiblein?

Ach, nenne mich nicht dein Weiblein, mich, die ich über dich Guten so schweres Leid gebracht habe!

Mein Herzensweib, dich trifft keine Schuld.

Gewiß trifft sie mich und nur mich. Ich wußte, wie viel an dem Ei lag, wie konnte ich dich von mir lassen, ohne mich überzeugt zu haben, daß du es mithattest!

Mein liebes, liebes Weiblein, ich wußte das so gut wie du. Mich trifft die Schuld und Niemand anders.

Die freundlichen Worte des Bauern machten seine Frau nur noch unglücklicher. Ach, was würde mein seliger Vater dazu sagen, rief sie, daß ich so pflichtvergessen gewesen bin! Wie soll ich mir das je vergeben!

Die Beiden standen noch lange bei einander, und die Sonne war längst untergegangen, als sie sich dem Gesinde näherten. Ueber dem Bemühen, sein Weib zu trösten, war der Groll des Bauern gegen den Baron zurückgetreten vor der Trauer über die Thatsache; er loderte aber wieder hell auf, als er, sobald er sein Haus betrat, die Kündigung vorfand. Gut! knirschte er, indem er das zerknitterte Schreiben auf den Boden warf und mit Füßen trat, gut! Du kündigst mir; wir wollen aber sehen, wer zuerst heraus muß, du aus dem Hof oder ich aus dem Gesinde!

Die Bäuerin nahm den erwarteten Schlag verhältnißmäßig ruhiger auf. Sie fand die Kündigung auch natürlich und in der Ordnung; sie hütete sich aber wohl, diese Ansicht vor ihrem Manne zu entwickeln und ihn dadurch noch mehr

zu reizen. Sie maß innerlich die Schuld an allem Unglück nach wie vor hauptsächlich sich zu, und sie war sehr niedergedrückt, sie sagte sich aber, daß es jetzt galt, vor ihrem Manne gefaßt zu erscheinen. Sie sprach daher, obgleich ihr bei dem Gedanken, ihr liebes Wezwagar verlassen zu müssen, das Herz still stand, so ruhig als möglich:

Sei nur unbesorgt, Georg, wir finden schon ein anderes Gesinde. Ein Mann wie du wird sich nicht lange nach einem solchen umzusehen brauchen.

Ehe ich das thue, muß ich doch erst aus Wezwagar vertrieben sein, erwiderte der Bauer mit funkelnden Augen.

Die Bäurin that, als ob sie die Drohung, die in diesen Worten lag, nicht verstanden hätte. Ich meine natürlich nur im schlimmsten Fall, fuhr sie fort und streichelte ihrem dreijährigen Erstgeborenen, den sie auf den Schooß genommen hatte, den flachsblonden Kopf. Wir werden uns in dem neuen Gesinde gewiß bald ein eben so trauliches Daheim schaffen, wie wir es hier haben.

Es ist auch ganz gut, daß wir hier fortmüssen, sprach sie weiter, als ihr Mann, der, den Kopf auf die hohle Hand gestützt, bewegungslos dasaß, schwieg, hier muß es zwischen dem Baron und den Bauern doch bald zu Händeln kommen, in denen du, der du den Baron achtest und liebst, viel leiden würdest. In dem neuen Gesinde werden wir damit nichts zu thun haben.

Der Bauer lächelte spöttisch; aber es that ihm doch wohl, daß seine Frau von dem „neuen Gesinde" so sicher sprach, als ob er ein solches schon gepachtet hatte. Sie hatte übrigens Recht, er war vorhin zu kleinmüthig gewesen. Mit dem Knechtsstande hatte es noch gute Weile.

Wenn wir weiter im Lande wohnen werden, werden wir auch besseres Vieh halten können, fuhr die Bäuerin fort. Darauf freue ich mich ganz besonders. So große

Kühe wie unsere schwarze Blässe können bei der Waldweide hier doch nicht gut fortkommen.

Der Bauer hatte sich erhoben und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann blieb er plötzlich vor seiner Frau stehen und fragte, während es in seinem Gesicht seltsam zuckte: Frau, wenn ich nun aber ein Knecht werden müßte und du eine Knechtsfrau?

Die Frau sah ihn aus ihren großen Augen ernst an und erwiderte langsam: Wenn du ein Knecht werden müßtest, so müßtest du nichts anderes werden, als was du lange gewesen bist, und wenn ich eine Knechtsfrau werden müßte, so würde ich nichts Anderes werden, als was ich, die Tochter eines armen Strandbauern, ohne dich jetzt ohnehin wäre. Gottes Wille geschehe, nicht unserer! Wir sind auch als Knecht und Knechtsfrau Gottes Kinder.

Der Bauer beugte sich auf sein Weib nieder und küßte es heiß. Dann ging er wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und rang, während die Bäuerin ihren Knaben, der auf ihrem Schooß eingeschlafen war, zu Bett brachte, mit sich selbst. Die wunderbare Größe seines einfachen schlichten Weibes, für die er Verständniß hatte, machte ihm die Seele weit und groß; aber der Gedanke an die Erlebnisse des heutigen Tages schnürte sie wieder ein. Jetzt erschien ihm die Nothwendigkeit, sein Gesinde aufgeben zu müssen, wie kein unerträgliches Unglück — blieben ihm doch sein herziges Weib, seine lieben Kinder, reichliche Habe; jetzt wieder empörte sich sein männlicher Sinn wider jede Resignation, schrie Alles in ihm nach Rache an dem Baron — verlor er doch um einer Laune willen das Gesinde, das er so lange und sorgsam bebaut hatte, mußte doch auch sein Weib hinaus in die Fremde!

Als die Bäuerin vor dem Schlafengehen das Vaterunser gesprochen hatte, betete sie laut weiter: Ja, Herr, vergieb

uns unsere schwere Schuld. Strafe uns, gnädiger Gott, nicht dadurch, daß du Ungeduld aufkommen läßt in unseren Herzen, sondern verleihe uns vielmehr Geduld, daß wir uns willig beugen unter deine Hand. Laß uns stets eingedenk sein der eigenen Sündhaftigkeit, auf daß wir nicht ins Gericht gehen mit unserem Nächsten. Gieb uns nicht Gedanken der Rache, sondern des Friedens und des Verzeihens. Gieb, daß wir erkennen, daß Nichts geschieht wider deinen allezeit guten und gnädigen Willen! Amen.

Der Bauer saß mit gefalteten Händen still neben seinem Weibe. Es erschien ihm jetzt der ganze Handel, der ihn eben noch bis ins Innerste erregt hatte, gar erbärmlich, ja es kam ihm vor, als ob er ihn eigentlich kaum angehe. Was lag an dem Gesinde? War nur seine Frau bei ihm mit ihrer weichen, melodischen Stimme und ihrem frommen, geraden Sinne; da erschien es im Grunde gleichgültig, ob sie Beide in Wezwagar hauſ'ten und sich liebten, oder sonst wo. Der Bauer dachte jetzt ohne Groll an den Baron wie an einen ihm fremden und gleichgültigen Menschen.

Als aber Wezwagar am folgenden Morgen nach kurzem Schlaf erwachte und die Erinnerung an die Erlebnisse des vorhergehenden Tages plötzlich vor ihm stand, überkam ihn wieder jene widerwärtige Empfindung, in der er sich gestern seinem Heim genähert hatte. War es denn wirklich möglich, daß all das Glück, das ihm bisher an jedem Morgen entgegenlachte, auf Nimmerwiedersehen verschwunden war? Und warum? Weil er in der Eile ein Ei vergessen hatte. Das war barer Unsinn. Ein so dummes Ding wie ein Ei konnte ein Menschenglück nicht zerstören. Es mußte noch Alles gut werden, es galt nur, kalt zu überlegen und klug zu handeln.

Der Bauer richtete sich in seinem Bett auf, stützte sich auf seinen rechten Arm und blickte durch das Fenster hinaus

in die Morgendämmerung. Was thun? Sollte er zum Baron fahren und ihn zu versöhnen suchen? Das ging nicht, er hatte den Baron zu schwer beleidigt. Sollte er das ganze Erlebniß als eine Fügung Gottes hinnehmen und sich, froh der ihm gebliebenen Güter, geduldig von Haus und Hof treiben lassen? Gestern Abend war ihm das so selbstverständlich, so leicht erschienen — heute lehnte sich Alles in ihm dagegen auf. Hatte der Baron das Recht, ihm den Weg zu verbieten? Nein, denn in dem Pachtvertrage war nur verabredet worden, daß der Bauer das Ei pünktlich am 23. April entrichten müsse. Diese Bedingung hatte er erfüllt, der Baron durfte ihm also den Waldweg nicht versperren. Durfte der Baron ihm das Gesinde kündigen? Wezwagar hätte diese Frage gern verneint, aber er mußte sie doch bejahen. Der Baron hatte ihm das Gesinde immer nur auf ein Jahr verpachtet; es kam daher nur auf ihn an, ob er den Pachtvertrag verlängern wollte oder nicht. Nun war dem aber so nur in der Theorie, denn in der Praxis wurden die Waldburgschen Gesinde von ihren Inhabern nicht ohne Grund als auf ihre Lebenszeit verpachtet angesehen, da es noch nie vorgekommen war, daß der Baron einem Bauern, der tüchtig war und sein Gesinde in Ordnung hielt, das Pachtgeld erhöht oder ihm gar gekündigt hatte. So erschien der ganze Vorgang Wezwagar als eine empörende Ungerechtigkeit. Konnte nun aber eine Handlungsweise, die ungerecht war, zugleich gerecht sein? Vor Menschen ja, vor Gott nein. Vor Gott lag hier einzig eine gen Himmel schreiende Ungerechtigkeit vor. Wie, wenn Wezwagar nun diese Ungerechtigkeit nicht menschlichen Gerichten, sondern Gottes Gericht zur Entscheidung vorlegte? Wenn er diese Entscheidung durch sein von Gott erleuchtetes Gewissen fällte und die Sentenz dann selbst vollstreckte?

Wezwagar stand wieder an dem Punkt, zu dem er bereits

gestern zu seinem Schrecken gelangt war. Er sprang mit einem Satz aus dem Bett und fuhr eilig in die Kleider. Seine Frau schien sein Aufstehen nicht zu bemerken und nach wie vor fest zu schlafen. Gottlob, daß du dir wenigstens die Sorgen verschlafen kannst, dachte er und eilte dann hinaus ins Freie. Er wollte sich die bösen schweren Gedanken fortarbeiten.

Als er auf den Hof trat, schien es ihm, als ob ihn der Knechtsjunge, der, mit einem Pflug auf der Schulter, eben sein Pferd aus dem Stall zog, mit spöttischem Lächeln betrachte. Peter hatte eben dem Braunen gegenüber einen Witz gemacht und lächelte nun für seinen Zuhörer; Wezwagar aber glaubte, der Junge habe wohl auch schon von dem Gerücht gehört, daß der Baron ihn geschlagen habe, und lache nun darüber. Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf, er sagte aber nichts, sondern begab sich mit Pferd und Pflug auf das Feld und ackerte dort so rasch und sicher wie gewöhnlich. In seinem Innern aber wälzte er immer drei Fragen umher. Wenn er die Furche begann, so dachte er: Es wird sich schon noch ein Ausweg finden lassen und Alles gut werden; wird es nicht gut, so ist das auch kein Unglück, meinte er, wenn er sich in der Mitte des Feldes befand; wenn er den Graben erreicht hatte und sein Pferd auf dem Feldrain umwandte, schrie Alles in ihm nach Rache.

Die Frühstücksstunde war längst herangekommen, aber der Knecht und der Knechtsjunge warfen heute vergeblich fragende Blicke auf ihren Herrn, der, mit raschen Schritten hinter seinem schweißtriefenden Pferd einherschreitend, seine Furchen so tief und regelmäßig zog, als habe er eben mit der Arbeit begonnen.

Endlich sagte der Knecht: Wirth, es ist Frühstückszeit!

Gut, erwiderte Wezwagar, spannte sein Pferd aus und ging mit den Leuten nach Hause. Dort begrüßte er sein

Weib kurz und zerstreut, nahm schnell und schweigend sein Frühstück ein und ging dann sofort in den Stall. Er holte aus diesem ein anderes Pferd und ackerte wieder so rasch und regelmäßig, wie sein Geist die Fragen erwog, auf die er keine entscheidende Antwort fand. Er hatte heute keinen Sinn für den blauen Frühlingshimmel über ihm, den Vogelgesang, der vom Walde her zu ihm herüberschallte, und das üppige Grün der prächtig gedeihenden Winterfelder.

So bemerkte er auch das seltsame Gespann nicht, das auf dem vielerwähnten Waldwege daherkam. Es war ein jämmerliches Fuhrwerk: das Pferd rauhhaarig, klein und entsetzlich mager, das Angespann geflickt uud zerrissen, der Wagen auf unbeschlagenen Rädern, die sich mit lautem Quieken um die Achsen drehten. In diesem Wagen saßen Breede und seine Frau.

Als Breede Wezwagar erblickte, wandte er sich zu seiner Frau und jammerte: Erbarme dich, was wird er sagen?

O, er weiß ja von nichts, erwiderte die Frau, und mit deiner Schwester werde ich reden. Sie ist eine kluge Frau und wird verstehen, daß man Unglück haben kann.

Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich! Erbarme dich! wehklagte aber Breede, ohne näher anzugeben, worüber seine Frau sich erbarmen sollte.

Sei nur guten Muthes, tröstete diese, Wezwagar weiß von nichts.

Aber wenn er doch schon darum wüßte? fragte Breede und zog die Zügel an. Der Gaul blieb sofort stehen und suchte mit der weit vorgestreckten Oberlippe das Gras am Rande des Grabens zu erreichen; die Bäuerin aber riß ihrem Mann ungeduldig die Peitsche aus der Hand und schlug so derb auf das Thier los, daß es, für einige Augenblicke wenigstens, in eine Art Trab verfiel.

Je näher das Gefährt Wezwagar kam, um so mehr

fiel Breede in sich selbst zusammen. Auch seiner Frau schlug das leichtlebige Herz schneller, denn sie hatte vor dem Schwager gewaltigen Respect.

Wezwagar bemerkte den Wagen, der schon seit einer Weile in seiner Nähe hielt, erst, als ein unbestimmter jammernder Ton, der Breede ausstieß, sein Ohr erreichte. Er hielt nun sein Pferd an, stützte sich auf seinen Pflug und sagte: Willkommen!

Die Schwägerin sprang mit einem Satz aus dem Wagen, ihr Mann folgte ihr langsam.

Das ist doch einmal köstliches Wetter! rief Frau Breede und schüttelte dem Schwager die Hand. Wie die kleinen Lerchen da oben jubiliren, und wie warm das Sonnchen scheint! Wir werden im Herbst eine Erndte haben, die wir kaum in zwei Wintern werden ausdreschen können!

Der Mann blickte unterdessen unverwandt auf Wezwagar, zog mit der rechten Hand an den Fingern der linken, bis sie knackten, und hob bald den einen bald den andern Fuß ein wenig auf.

Ach du lieber Gott, begann er jetzt, wie ist der Weg hierher schlecht! Ach, mein armes Pferdchen hat uns kaum hierher bringen können. Es ist ja freilich auch nur armer Leute Pferd und bekommt Hafer nicht zu sehen. Ach, und im Herbst wird es nicht einmal Mehl bekommen können, denn wenn das Wetter so trocken bleibt, wird man ja die Sommerfelder gar nicht bestellen können. Ach du lieber Gott! Erbarmt euch, Schwager, erbarmt euch!

Fahrt nur voraus, bat Wezwagar, ich folge euch sogleich.

Es war, als ob Breede jetzt das ärgste Kanonenfieber hinter sich hätte. Er kletterte rasch in den Wagen, zerrte unbarmherzig an den Fahrleinen, schwang die Peitsche und schrie: Noh! Ach du Litthauer! Ach du verdammter Litthauer! Ach du Judenpferd! Warte, ich will dich lehren!

Das Pferdchen nahm denn auch schließlich Vernunft an und setzte sich, wenn auch nur langsam, in Bewegung.

Was mögen Die nur wollen? dachte Wezwagar, als er, nachdem er sein Pferd ausgespannt hatte, ihnen folgte. Daß die Breedes immer nur kamen, wenn sie ein Anliegen hatten, wußte er. Der Schwager verstand es eben gar nicht, sich selbst zu helfen. Wezwagar hatte bisher immer nur mit verächtlichem Mitleid an diese Thatsache gedacht; jetzt ging ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er sich zur Zeit in derselben Lage befinde. Es fiel ihm ferner ein, daß er seinen Schwager gestern nicht gesehen hatte. Aber das war ja bei der Aufregung, in der er sich selbst befunden hatte, natürlich genug. Ueberdies ging ihm der Schwager, wenn er irgend konnte, aus dem Wege — wie die Dummheit dem Verstande, hatte Wezwagar bisher gesagt.

Unterdessen hatten sich die Gäste mit Frau Wezwagar, die, sobald sie dieselben gewahr wurde, gleichfalls Schlimmes ahnte, auf das Herzlichste begrüßt.

Nein, wie ihr hier hübsch wohnt! rief die Schwägerin. Ich glaube nicht, daß es in der ganzen Hauptmannschaft, ja im ganzen Gottesländchen noch ein Gesinde giebt wie eures. Man glaubt wahrhaftig, man käme auf einen Herrenhof! Was habt ihr für Gebäude! Was für Dächer!

Die Worte der Schwägerin zerrissen das wunde Herz der jungen Bäuerin nur noch mehr; sie fühlte aber, daß noch ein Unglück im Anzug sei, und daß sie aller ihrer Kraft bedürfen würde, um es ertragen zu können. Sie hielt sich daher gewaltsam aufrecht.

Als sie ihre Gäste ins Zimmer geführt hatte, sagte sie gerade heraus: Ich sehe aus Jakob's Gesicht, daß euch ein Unglück zugestoßen ist. Was ist es?

Ach Gott, Schwesterchen, erbarme dich, ein schweres, schweres Unglück! Nun ist Alles aus, und wir sind ganz verloren.

Die Bäuerin stand fest und ruhig da. Ihr habt das Pachtgeld verloren? sagte sie.

Nicht verloren, Schwesterchen, — wer wird denn Geld verlieren? — nein, nur verlegt. Es wird sich gewiß noch finden, noch vor Sonnabend finden.

Ach du mein lieber Gott, wie soll es sich finden? Erbarme dich, wie haben wir es gesucht! Das ganze Haus haben wir durchsucht, und den ganzen Stall und die ganze Kleete (Vorrathshaus) und den Hof haben wir durchharkt, aber es war Alles vergebens. Man sieht, es ist Gottes Wille, daß wir Bettler werden und mit dem weißen Stabe durch das Land sollen.

Ach, geh doch! Wie kann man so thöricht reden! Wo kann es denn geblieben sein? Man verliert doch nicht Geld? Ich sage dir, noch vor Sonnabend wird es sich finden.

Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, wo soll es sich finden? Im Sande ist es geblieben, im bösen gelben Sande, in dem auch unsere Felderchen geblieben sind und unsere Wiesen. Da wird es liegen bis zum jüngsten Gericht.

Breede schien eine Art Trost darin zu finden, daß die Ersparnisse seiner Schwester so sicher angelegt waren.

Diese saß wie gebrochen da. Es war ihr zu Muth wie der Birke, die man mit dem Stumpf herausheben will, um die man einen Graben gezogen hat, und der eine unbarmherzige Hand nun eine Wurzel nach der anderen durchhaut. Diese beiden Tage nahmen ihr das eigene Heim und das Vaterhaus.

An dem Zaune steht die Weide,
Unter ihrem Schatten wuchs ich.
Als man mich zur Fremde führte,
Brach der Sturmwind ab die Weide —

klang es in ihr wieder.

Liebes Schwesterchen, begann unterdessen die Schwägerin und umfaßte die junge Frau zärtlich, glaube ja nicht, daß uns irgend welche Schuld trifft. Als ihr vorgestern fortfuhrt, wollte ich noch auf einen Augenblick hinüber zu Butte. Die Wirthin hatte mir Wolle versprochen, und ich wollte sie mir abholen, um die Woche über tüchtig arbeiten zu können. Ich hatte mir das Geld hinter das Busentuch gesteckt, wo es ganz sicher war; als ich es aber am Abend hervorholen wollte, war es fort. Es kann aber gar nicht verloren sein, es wird sich gewiß noch finden. Man darf nicht gleich verzagen, man muß Vertrauen auf Gott haben.

Wezwagar, der in diesem Augenblick ins Zimmer trat, hörte die letzten Worte der Schwägerin. In welchem Anlaß ist wieder einmal Gottvertrauen nöthig? fragte er. Ist euch abermals ein Stück Vieh erkrankt, so daß ihr es nothwendig schlachten und aufessen mußtet?

Nein, lieber Schwager, erwiderte die Schwägerin rasch, unser Vieh ist ganz gesund, und es geht uns auch sonst vortrefflich.

Frau Wezwagar saß mit in den Schooß gefalteten Händen still da. Sie haben das Pachtgeld verloren, sagte sie jetzt und sah ihren Mann an mit einem Blick voll Jammer und Qual.

Die Schwägerin wurde feuerroth, Breede kratzte sich den Kopf und blickte ängstlich zu Boden.

Seid ihr denn ganz toll! braus'te Wezwagar nach alter Art auf. Geht ihr so mit dem schwer verdienten Geld um, das euch gute Menschen schenken? Habt ihr nicht verdient, daß man euch mit Schimpf und Schande von Haus und Hof jagt, euch leichtsinniges Volk?

Ach du mein lieber Gott! Es ist Gottes Wille, daß wir aus unserem Gesinde müssen. Wer will sich ihm widersetzen?

Scheltet mich allein, Schwager! Jakob ist an Allem ganz unschuldig. Ich bekam das Geld, und ich habe es verloren oder richtiger verlegt, denn es muß und wird sich ja noch finden. Findet es sich aber nicht, so ist das ganz meine Schuld.

Die Schwägerin erwartete nun, daß Wezwagar abermals aufbrausen würde; er schwieg aber und blickte nur finster vor sich nieder. Bei den Worten der Verwandten war ihm der Gedanke gekommen, daß er sich ziemlich in derselben Lage befinde wie sie. Sie hatten das Geld nicht gebracht, er das Ei nicht, dafür mußten sie nun alle aus den Gesinden. Und doch oder vielmehr gerade deßhalb lehnte sich sein innerstes Empfinden gegen die Möglichkeit auf, daß er das Unglück nun ebenso als Gottes Willen hinnehmen solle, wie sein tief verachteter Schwager. Breede war wirklich im Unrecht, er in seinem Recht. Mit ihm sollte darum der Baron einen schweren Stand haben.

Breede bat nun Wezwagar, er möge sich doch für ihn bei dem Baron verwenden, und erschrak nicht wenig, als er erfuhr, daß sein Schwager sich selbst mit dem Herrn überworfen habe. Er bat dann, man möge doch wenigstens ihn und seine Familie, die nach sechs Wochen ihr Gesinde verlassen müßten, in die Badstube aufnehmen. Als Wezwagar versprach, seine Bitte zu erfüllen, war er ganz glücklich. Seine Frau fand sogar ihren Humor wieder. Von uns wird es jetzt auch heißen:

Hirten, treibt heim nun!
Schon dampft das Essen!
Drei Hundefüße,
Ein Welpenköpfchen,

sang sie.

Als die Gäste am Abend davonfuhren, hatte Wezwagar einen Entschluß gefaßt. Er wollte zunächst zur Stadt, um von einem Sachverständigen zu erfahren, ob seine Sache rechtlich ganz aussichtslos sei.

Sechstes Kapitel.

Die Frauen.

Am folgenden Morgen theilte Wezwagar seinen Entschluß seiner Frau mit. Sie schüttelte wehmüthig den Kopf dazu, meinte aber, es könne jedenfalls nicht schaden, wenn er sich nach dieser Richtung hin Gewißheit verschaffe. So traf denn Wezwagar seine landwirthschaftlichen Anordnungen für den Tag und fuhr dann davon.

Sobald er fort war, rief die Bäuerin ihre treue Magd Dorothea herbei, theilte ihr mit, daß sie selbst auf ein paar Stunden ausfahren müsse, und befahl ihr, sorgfältig auf die Kinder Acht zu geben. Dann ordnete sie an, daß Peter ihr ein Wägelchen herrichte, und begab sich selbst in die Kleiderkammer. Hier kleidete sie sich sorgfältig an, küßte hierauf ihre sich ängstlich an sie klammernden Kinder der Reihe nach und fuhr dann in der Richtung auf den Gutshof davon.

Das Wetter war in der Nacht umgeschlagen, und ein warmer Südwest hatte schwere Regenwolken herbeigeführt, die nun tief herab hängend über dem Walde dahinzogen.

Wie hätte die Bäuerin sich sonst über den in dieser Jahreszeit immer so hoch willkommenen Regen gefreut! Heute aber hatte sie keinen Sinn für Regen oder Sonnenschein. Sie war fest entschlossen, das, was ihrer Meinung nach ihre Nachlässigkeit verschuldet hatte, nach Kräften wieder

gut zu machen, und sie hoffte auf einen günstigen Erfolg ihrer Bemühungen. Trotzdem schlug ihr Herz unruhig. Sie, die in einem einsamen Strandgesinde aufgewachsen war, hatte außer mit dem Pastor fast noch nie ein Wort mit einer den gebildeten Ständen angehörenden Person gesprochen, denn die freundlichen Worte, mit denen der Baron und seine Frau sie nach ihrer Rettung begrüßt hatten, waren zu flüchtiger Natur gewesen, um in dieser Beziehung in Betracht zu kommen. Nachher hatte die entlegene Lage ihres väterlichen Gesindes jede weitere Berührung verhindert, und sie hatte die Herrschaften nur zuweilen in der Kirche gesehen. Später hatte ihr Mann sie absichtlich vom Hofe ferngehalten, weil es seinem Hochmuth wehthat, seine Frau in Beziehung zu höher gestellten Personen treten zu sehen. Nun hatte ihr zwar die Baronin, die ihr wie die Verkörperung der höchsten Schönheit erschien, immer überaus gefallen, und sie hatte stets geglaubt, daß dieselbe ohne Zweifel eine herzensgute Frau sei — eine Annahme, die auch durch den Ruf, dessen sich die Dame in den Gesinden erfreute, durchaus gerechtfertigt wurde —; trotzdem machte der bloße Gedanke daran, mit der vornehmen Frau reden zu müssen, ihr das Herz still stehen vor Blödigkeit. Die junge Frau flehte in heißen Gebeten zu Gott, daß er ihr wenigstens die Sprache nicht nehmen und ihr die Kraft verleihen möge, ihr Anliegen vorzutragen.

Der Braune vor dem Wagen, der mit der Baronin nichts zu thun hatte und daher guter Dinge war, griff frisch aus, bald waren sie aus dem Walde und dann auf dem weitläufigen Hof des Gutes. Als die Bäuerin das Pferd angebunden hatte, lös'ten sich ihr fast die Kniee vor Aufregung, und sie mußte sich eine Weile auf den Rand des Wagens stützen. Dann raffte sie sich aber auf und ging mit festen Schritten dem Herrenhause zu.

Dort traf sie auf die Zofe der Baronin und fragte sie, ob die gnädige Frau zu Hause und zu sprechen wäre. Die Zofe, ein schmuckes junges Ding mit einem naseweisen Stutznäschen, kniff die Augenlider halb zu, betrachtete die Bäuerin von Kopf bis zu Fuß und sagte dann kühl: Wartet hier. Nachdem sie sodann die Baronin aufgesucht hatte, nickte sie der Fremden vornehm zu und führte sie um das Wohnhaus herum auf die an den Garten stoßende Veranda, auf der die Baronin und Fräulein Alexandra mit ihren Handarbeiten beschäftigt saßen. Die Zofe, welche die Wirthin nicht kannte, hatte gemeldet, ein junges Mädchen wünsche die Baronin zu sprechen.

Als die Bäuerin die Veranda betrat, machte sie eine tiefe Verbeugung und blieb dann mit zu Boden geschlagenen Augen stehen.

Man konnte sich kaum größere Gegensätze denken als diese drei Frauen.

Die Baronin galt noch immer mit Recht für eine Schönheit ersten Ranges. Sie war von hohem Wuchs und schlank wie ein Reh. Das reiche blauschwarze Haar und die großen schwarzbraunen Augen, die einen träumerischen Ausdruck hatten, ließen ihre zarte Hautfarbe nur noch weißer erscheinen.

Fräulein Alexandra war eine mittelgroße, sehr kräftig gebaute Dame. Ihr röthlich-blondes Haar lag dicht an der niedrigen Stirn, unter der ein paar hellblaue Augen sehr selbstbewußt in die Welt blickten. Das kleine Bärtchen auf der Oberlippe paßte vortrefflich zu der tiefen Stimme und der ganzen etwas männlichen Erscheinung.

Die Bäuerin war klein und von zartem Wuchs. Alle Umrisse ihres Körpers waren weich und von rundlicher Form. Aschblondes Haar, eine zarte Hautfarbe und treuherzige dunkelblaue Augen machten auch sie zu einer hübschen

Erscheinung, und der unschuldige, kindliche Ausdruck ihres regelmäßig geschnittenen Gesichts bewirkte, daß Alle, die mit ihr zu thun hatten, die Neigung verspürten, ihre Zuneigung durch Zärtlichkeit an den Tag zu legen.

Die Baronin, die kurzsichtig war, zog die Augenlider ein wenig zusammen und betrachtete die junge Frau vor ihr mit freundlichem Lächeln. Auch Fräulein Alexandra blickte mit Wohlgefallen auf die Fremde.

Was wünschest du, mein Kind? fragte die Baronin.

Ich komme wegen des Eies, brachte die Bäuerin mühsam über die Lippen.

Weßhalb? fragte die Baronin.

Wegen des Eies.

Die Baronin blickte fragend auf die Schwägerin, aber diese wußte ebenso wenig Bescheid als sie selbst.

Von was für einem Ei redest du? fragte Fräulein Alexandra freundlich.

Sollten die Damen noch von Nichts wissen? dachte die Bäuerin. Dann konnte der Zorn des Barons doch nicht gar so groß sein. Sie faßte Muth.

Gnädige Frau, sagte sie, ich bin die Wezwagarwirthin.

Ah siehe da! rief die Baronin erfreut und reichte der Bäuerin die Hand. Nun, das ist schön, daß du dich uns auch einmal vorstellst. Der Herr und ich sind deinem Mann zu ewigem Dank verpflichtet. Wie du dich verändert hast, seit dich dein Mann damals über das Eis trug. Ich bin deinem Mann recht böse. Ich habe ihn mehr als einmal gebeten, dich mir zuzuführen, und er hat es doch immer wieder unterlassen. Euch geht es gut, nicht wahr? Ihr habt Kinder?

Ja, gnädige Frau, drei.

Natürlich lauter Jungen? rief Fräulein Alexandra.

Das Herz der Bäuerin wurde immer leichter. Das ließ sich ja Alles so gar nicht nach einem Bruch an.

Ja, gnädiges Fräulein, erwiderte sie lächelnd, lauter Jungen.

Nun, siehst du wohl! Also es geht euch gut!

Die Bäuerin gefiel Fräulein Alexandra immer mehr.

Es entstand eine kleine Pause, während welcher die beiden Damen die junge Frau freundlich anblickten und diese zu Boden sah und vergeblich nach einem Anknüpfungspunkt für ihr Anliegen suchte.

Was sprachst du denn vorhin von einem Ei? fragte die Baronin endlich.

Gnädige Frau, begann die Bäuerin, ich komme in meiner Herzensangst zu Ihnen, weil ich es nicht wage, gleich mit dem Herrn zu sprechen. Mich, mich ganz allein trifft die Schuld.

Ja, aber woran denn, liebe Frau? fragte die Baronin gespannt.

Die Bäuerin berichtete jetzt, was sich ereignet hatte. Gnädige Frau, sagte sie zum Schluß, und ihre Thränen flossen reichlich, halten sie meinen Mann nicht für undankbar. Er hat den gnädigen Herrn immer geliebt und ihn, wenn die anderen Bauern ihn angriffen, vertheidigt, aber er ist sehr heftig und weiß dann nicht, was er thut.

Die Damen, welche aufmerksam zuhörten, hatten Anfangs gelächelt, bald aber waren ihre Gesichter ernst und immer ernster geworden.

Ist denn aber Wezwagar ganz toll, rief das Fräulein jetzt, daß er es wagt, sich so gegen seinen Herrn zu benehmen?

Die Baronin blickte still zu Boden. Das Benehmen ihres Mannes war ihr unverständlicher als das des Bauern.

Fräulein Alexandra nahm sich fest vor, den Frieden wieder herzustellen, sie hielt es aber für angemessen, dem

Bauern, wenigstens in Stellvertretung, tüchtig den Kopf zu waschen und ihm den von Gott geordneten Unterschied zwischen den Ständen klar zu machen. Sie erging sich in wohlgesetzter Rede über dieses ihr Lieblingsthema und entwickelte vor ihrer still und gedrückt dastehenden Zuhörerin, daß der liebe Gott vier Stände geschaffen habe: den Edelmann, damit er der Herr sei und Alles in Zucht und Ordnung erhalte; den Literaten, damit er Gottes Wort verkünde oder die Kranken wieder gesund mache oder in der Stadt die Verwaltung führe oder die Kinder unterrichte; den Bürger, damit er Handel und Gewerbe treibe, und den Bauer, damit er die Felder bestelle. Der letztere dürfe übrigens keineswegs verachtet werden. Fräulein Alexandra warf die Frage auf, was wohl aus uns Allen werden würde, wenn der Bauer das Feld nicht bestellen wollte, und beantwortete sie dahin, daß wir es in diesem Fall mit einer Hungersnoth zu thun bekämen. Sie schloß daraus, daß wir Alle den Bauernstand hoch in Ehren halten und ihm dankbar sein müßten. Der Bauer dürfe aber auch seinerseits nicht etwa deßhalb die Welt auf den Kopf stellen und das Regiment in die Hand nehmen wollen. Dieses sei ein für allemal Sache des Edelmannes, wie denn auch nur Edelleute in den Gerichten säßen, das Land als Hauptleute verwalteten und den Landtag besuchten. Sache des Bauern sei das Gehorchen. Sei er immer gehorsam, so würde es ihm auch gewiß nie an einem guten und gnädigen Herrn fehlen. Zum Schluß fragte das Fräulein: Nicht wahr, so ist es?

Die Bäuerin, welche durch die ernste Aufnahme, die ihre Mittheilung sichtlich fand, wieder ängstlich geworden war, hatte von der ganzen Rede Nichts verstanden, sie erwiderte aber mechanisch „Ja“ und befriedigte dadurch ihre Gönnerin — denn zu einer solchen war ihr das Fräulein bereits geworden — durchaus.

Es trat wieder eine Pause ein. Endlich fragte die Bäuerin, und jene zarten Falten zwischen ihren Brauen, von denen schon die Rede war, traten wieder hervor: Glauben Sie, gnädiges Fräulein, daß der Herr meinem Mann verzeihen wird?

Natürlich, erwiderte das Fräulein entschieden, sei nur ganz unbesorgt! Ich will deine Sache schon führen.

Die Baronin blickte ihre Schwägerin bedenklich an. Ich will ebenfalls mit meinem Mann darüber sprechen, sagte sie dann gepreßt. Er ist aufs Feld geritten, muß aber bald nach Hause kommen. Begieb du dich jetzt in das Leutezimmer und warte dort, damit du zur Hand bist, falls der Baron nach dir verlangen sollte.

Die Baronin fuhr dann der jungen Frau, die sich dankerfüllt auf ihre Linke herabbeugte, mit der Rechten über das seidenweiche Haar. Das Fräulein klopfte ihr gutmüthig auf die Wange.

Sei nur ganz unbesorgt, rief sie ihr noch nach, ich verspreche dir, daß ihr in dem Gesinde bleibt.

Wir wollen schon Alles wieder in Ordnung bringen, sagte sie, als die Bäuerin sich entfernt hatte, und nickte der Schwägerin, die mit dem Ausdruck tiefer Niedergeschlagenheit zu Boden sah, beruhigend zu.

Ich sehe mit Schmerz, sagte die Baronin nach einer Pause mit zitternder Stimme, daß Leo jetzt oft hart und ungerecht handelt. Er ist, seit die unglückselige Agrarfrage in Gang gekommen ist, wie verwandelt.

Nein, Fanny, das darfst du nicht sagen, rief das Fräulein lebhaft. Hart und ungerecht ist Leo nie. Es gab nie einen gerechteren Herren als ihn. Ich finde, daß er auch in diesem Fall ganz in seinem Rechte ist. Forderte Leo einmal das Ei, so durfte er auch nicht dulden, daß es nicht gebracht wurde, und wenn Wezwagar sich dadurch zu einer

so unerhörten Frechheit hinreißen ließ, so mußte er dafür bestraft werden. Bisher hat Leo streng gerecht gehandelt. Jetzt aber, wo Wezwagar sein Unrecht einsieht und bereut, muß er ihm erst tüchtig den Kopf waschen und ihm dann verzeihen.

Du vergißt, daß Wezwagar Leo das Leben gerettet hat.

Das ist in diesem Fall ganz gleichgültig. Gerechtigkeit über Alles! Das gefällt mir gerade an Leo, daß vor ihm kein Ansehen der Person gilt. Es kommt ihm immer in erster Linie auf das Princip an. Jetzt aber, da das Princip durchgefochten ist, kommt die Lebensrettung allerdings in Betracht.

Von was für einem Princip ist die Rede? fragte der Baron, der in diesem Augenblick die Veranda betrat.

Der Baron fragte scheinbar ganz gleichmüthig, ein Blick auf seine geröthete Stirne bewies aber seiner Frau, daß er aus dem Schlußsatz errathen hatte, wovon die Rede war.

Wir sprachen eben von der Affaire Wezwagar, erwiderte das Fräulein so unbefangen als möglich. Ich vertrete die Ansicht, daß du ganz recht thatest, auf dem Ei zu bestehen und nachher den tollen Exceß wie gehörig zu bestrafen.

Der Baron, der sich gesetzt hatte, beugte sich, während seine Schwester sprach, tief über die Lehne seines Stuhls, als ob er nach einem heruntergefallenen Gegenstande suche. Wer hat euch von dem Vorfall erzählt? fragte er dann, sich wieder aufrichtend, mit einem Blicke auf seine Frau. Da auch die Baronin in diesem Augenblick zu ihm hinübersah, begegneten sich ihre Blicke. Der Blick der Baronin drang ihrem Gemahl bis ins Herz.

Die Wezwagarwirthin war hier, erwiderte Fräulein Alexandra. Sie hat uns Alles erzählt.

So, so, sagte der Baron und rieb mit dem Daumen an dem Vorstoß seiner Weste, als ob dort etwas weggewischt werden müßte.

Die arme junge Frau ist über das Betragen ihres Mannes sehr unglücklich, und auch er soll es jetzt aufrichtig bereuen, fuhr das Fräulein fort.

Der Baron zuckte die Achseln und blickte schweigend nieder auf seine Weste. Seine Frau sah ihn unverwandt an.

Ich habe die Wirthin übrigens bereits beruhigt, fuhr das Fräulein fort. Ich versprach ihr, daß du, wenn Wezwagar dich um Verzeihung bittet, ihm verzeihen wirst.

Ich weiß wirklich nicht, liebe Schwester, was dir das Recht giebt, so in meinem Namen zu sprechen? erwiderte der Baron scharf. Es war ihm, als ob unter seinem reibenden Daumen lauter kleine gelbe Flecken zu Tage träten. Jetzt rötheten sich auch seine Wangen.

Nun, ich denke, ich bin deine Schwester! Nachdem du der Gerechtigkeit genug gethan hast, wirst du natürlich Milde walten lassen.

Der Baron erhob sich und richtete sich hoch auf. Ich muß dich dringend ersuchen, sagte er, künftig nicht wieder in meinem Namen Versprechungen abzugeben. Ich schätze deine Rathschläge hoch, bitte dich aber, es bei solchen bewenden zu lassen. Darüber, was schließlich geschieht, habe ich und nur ich zu entscheiden.

Damit verließ er die Veranda.

Das Fräulein aber rief ihm nach: Das will ich doch einmal sehen, ob du wirklich einen Mann, der dir das Leben gerettet hat, von Haus und Hof jagen wirst, weil er in augenblicklichem Jähzorn ein Ei etwas unsanft vor dir auf den Tisch stellte!

Dann fuhr sie, zur Schwägerin gewendet, fort: Leo ist zwar jetzt oft hart und ungerecht, aber eine so empörende Handlungsweise traue ich ihm denn doch nicht zu, das wäre ja himmelschreiend!

Ach, Leo ist sonst so gut! seufzte die Baronin und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Gewiß ist er ein trefflicher Mann, aber eben deßhalb dürfen wir nicht dulden, daß er jetzt so ungerecht handelt. Dazu sind wir Frauen eben da, um überall Frieden zu stiften und zu erhalten.

Der Regen, der jetzt endlich losbrach, trieb die Gouvernante und die Kinder unter das schützende Dach der Veranda. Ihre Ankunft unterbrach das Gespräch.

Die Baronin saß noch eine Weile still da, dann stand sie auf und begab sich in das Zimmer ihres Mannes.

Dieser saß an seinem Schreibtisch und schrieb. Sie legte ihre Hand leicht auf seine Schulter, küßte ihn, als er aufsah, auf die heiße Stirn und sagte dann sanft:

Leo, Wezwagar hat sich gewiß schwer an dir vergangen, aber er hat mir einmal mein Liebstes erhalten, da ich glaubte, ich hätte es verloren. Vergieb ihm um meinetwillen!

Der Baron erhob sich und umschlang sein Weib. Seine Brust wogte heftig.

Fanny, sagte er mühsam, er hat das Ei vor mir niedergeworfen auf den Tisch!

Leo, als du damals niedersankst durch das berstende Eis, da rettete dich sein Arm!

Das Ei hat mich über und über bespritzt!

Das kalte Eiswasser hat ihn damals um unsertwillen durchnäßt!

Wohlan, Fanny, um deinetwillen sei ihm vergeben!

Die Baronin umschlang den Hals ihres Mannes und küßte ihn lange und heiß. Wußte ich es doch, daß ich nicht vergeblich an dein edles Herz appelliren würde, sagte sie, glückselig lächelnd. Das kann wohl einmal irren, aber es findet sich immer wieder zurück auf den rechten Weg. Und

nun will ich die Wirthin hereinrufen, damit du ihr selbst sagen kannst, daß Alles vergeben und vergessen sei.

Ehe der Baron darauf erwidern konnte, eilte sie aus dem Zimmer und erschien bald darauf mit der jungen Bäuerin.

Der Anblick der verweinten jungen Frau stimmte auch den Baron milde. Er ging auf sie zu, faßte freundlich ihre Hand und sprach sanft: Sage deinem Manne, daß, wenn er mir morgen das Ei bringt und mich um Verzeihung bittet, Alles vergeben und vergessen sein soll.

Die Bäuerin brach in Freudenthränen aus und wollte ihm aus tiefster Seele danken, der Baron aber wies jeden Dank von sich. Bedanke dich bei der gnädigen Frau hier, sagte er.

Er fragte nun in leutseliger Weise nach ihren Kindern, erkundigte sich, ob die Kuh, deren Erkranken das ganze Unglück angerichtet hatte, wieder genesen sei, und ging dann mit einem herzlichen: Mit Gott! zugleich mit seiner Frau davon.

Sie gingen aber nur bis in das andere Zimmer. Dort stellten sich Beide ans Fenster und sahen schweigend der jungen Frau nach, die eilig über den Hofplatz ging, ihr Pferd losband und davon fuhr.

Die ist glücklich! rief die Baronin.

Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich zu Ende ist, sagte der Baron. Sie hat mir viele böse Stunden bereitet.

Du Lieber, Guter! flüsterte die Baronin.

Siebentes Kapitel.

Zu spät.

Die Baronin hatte Recht, die Bäuerin war in der That sehr, sehr glücklich. So war denn die ganze unselige Geschichte endlich beigelegt und erledigt.

Wie freute Frau Wezwagar sich jetzt über den warmen Regen, durch den sie dahinfuhr, über den lustigen Gesang der Vögel und den wonnigen Waldgeruch.

Zu Hause ging sie, an jeder Hand eines der größeren Kinder führend, erst in ihr Gärtchen zu ihren Blumen, dann in den Stall zu ihren Kühen und endlich so weit hinaus auf den Weg, daß sie ihr schmuckes Gesinde ganz überschauen konnte. Es war ihr, als ob sie es eben erst zum Geschenk erhalten hätte.

Dann begab sie sich in die Vorrathskammer. In der standen auf einem durchlöcherten Brett eine lange Reihe Eier. Die Bäuerin lächelte glücklich. Sie wählte das größte aus, wusch es, obgleich es ohnehin weiß und sauber war, noch einmal ab und legte es dann in das Wandschränkchen. Künftig werden wir es nicht wieder vergessen, dachte sie. Sie setzte sich dann mit einem Strickstrumpf an das geöffnete Fenster und wartete auf die Rückkehr ihres Mannes.

Wie sie so da saß und das heute Erlebte noch einmal vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen ließ, kam ihr der Gedanke, daß sie die Gelegenheit hätte benutzen und auch für ihren Bruder hätte bitten sollen, allein sie verwarf ihn wieder. Einmal wäre das undankbar gehandelt gewesen, und dann konnte Jakob sich in seinem Gesinde doch nicht halten. Ihm wird es besser gehen, wenn er unter des umsichtigen Wezwagar's Leitung dient, als wenn er fortfährt, sein eigener übelberathener Herr zu sein. Wie schön, daß sie den Ihrigen jetzt wieder ein dauerndes Asyl gegen die Stürme des Lebens bieten konnte! Es war, als ob ihr seliger Vater, mit dem sie ja so oft im Geiste Rücksprache hielt, ihr in seiner kurzen Weise für ihr energisches Verfahren belobigend zunickte. Sie stand auf und begab sich in die Kleiderkammer. In der hing mitten unter den Kleidern der Bäuerin eine alte grobe Fischerjacke. Diese Jacke hatte ihr Vater in den letzten

Jahren seines Lebens getragen. Die Bäuerin streichelte die Jacke sanft und küßte ihren Aermel. Dann schob sie dieselbe wieder mitten unter ihre Kleider, als wenn sie es mit einem lebenden Wesen zu thun hätte, das es gern recht warm hat, kehrte auf ihren Platz am Fenster zurück und wartete — wartete.

Wir wollen unterdessen nach ihrem Mann sehen. In tiefen Gedanken war dieser am Morgen davongefahren. Der Fuchs trabte behaglich auf dem ihm wohlbekannten Wege dahin, der Bauer hielt die Fahrleine lose in der Hand und lehnte den Kopf schwer auf seinen auf das rechte Knie gestützten Arm. Plötzlich blieb das Thier stehen, der Wagen hielt mit einem Ruck still, und der Bauer fuhr aus seinen Gedanken auf. Zwei Buschwächter des Barons hatten dem Pferde den Weg vertreten und betrachteten den Bauer mit schadenfrohem Lächeln.

Was wollt ihr? rief der Bauer.

Zwischen den Buschwächtern des Barons, welche ausnahmslos Hannoveraner oder Holsteiner waren, und den Bauern bestand das schlechteste Verhältniß. Die Buschwächter waren bemüht, die ihnen aus ihrer Heimat her geläufigen strengen Waldordnungen aufrecht zu erhalten, den Bauern waren die Fremden verhaßt, als Fremde und als gefügige Werkzeuge des Barons. Auf dem Sündenregister dieses letzteren stand die Verdrängung der einheimischen und die Berufung der fremden Buschwächter in den Augen der Bauern obenan. Wezwagar dachte und fühlte in dieser Beziehung ganz wie seine Gemeindegenossen.

Was wollt ihr? fragte er nochmals.

Das wirst du sogleich sehen, erwiderte der eine der Buschwächter, ein hoher, schlanker Jüngling mit röthlichem Schnurr- und Knebelbart. Zugleich begannen er und sein Kamerad das Pferd des Bauern auszuspannen.

Der Bauer sah ihrem Beginnen mit sprachlosem Erstaunen zu, dann aber sprang er aus dem Wagen und trat, vor Zorn bebend, vor sie hin.

Der andere Buschwächter, ein hünenhafter Mann mit einem rundlichen Gesicht und schwarzem Vollbart, meinte kaltblütig: Du darfst nicht durch den Wald fahren, wir werden dir dein Pferd pfänden.

Jetzt verstand der Bauer, was sie wollten. Blitzschnell beugte er sich vor, ergriff mit der Riesenkraft der äußersten Wuth die Beiden, die sich dergleichen nicht versahen, an dem Rockkragen und stieß ihre Köpfe so hart gegen einander, daß sie betäubt zu Boden sanken. Dann schwang er sich in seinen Wagen und jagte davon.

Das war denn doch zu toll! Der Baron wollte ihn also nicht nur von Haus und Hof treiben, sondern ihm auch noch die letzte Zeit verbittern, die er noch in seinem Gesinde verleben durfte. Eine unsägliche Bitterkeit erfüllte Wezwagar's Herz. Er wollte es erst noch auf dem Wege der Klage versuchen, sollte er aber nicht durchdringen, nun dann wollte er sein Recht selbst vertreten. Eine wilde verzweifelte Energie bemächtigte sich seiner und schlug für den Augenblick wenigstens alle Erwägungen nieder. Wezwagar wunderte sich selbst darüber, wie ruhig es in ihm wurde.

In der Stadt begab er sich zunächst zu einem ihm bekannten Gymnasiallehrer, um sich bei diesem nach einem Advocaten zu erkundigen. Er hatte den Herrn, der ein Schwiegersohn des Pastors war und durch dessen Vermittlung vom Baron die Erlaubniß erhalten hatte, in den Waldburg'schen Forsten zu jagen, dadurch kennen gelernt, daß der junge Mann ein paar Mal im Wezwagargesinde Mittagsruhe gehalten und das ihm gastfreundlich angebotene bescheidene Mahl gern getheilt hatte. Der Herr Oberlehrer war denn auch jetzt sehr liebenswürdig, fragte Wezwagar

nach dem Befinden von Weib und Kindern und gab ihm schließlich die gewünschte Adresse. Der Herr ist ein eifriger Bauernfreund, fügte er lächelnd hinzu.

Bei dem Advocaten fand Wezwagar nur schlechten Trost. Sobald derselbe erfahren hatte, daß Wezwagar zu ihm komme, um seine juristische Hülfe in Anspruch zu nehmen, sprang der hochgewachsene lebhafte Mann auf und lief mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Da kann ich Euch ganz und gar nicht helfen, rief er und fuhr sich mit der Rechten durch sein rothblondes lockiges Haar. Wir dürfen uns in Bauernrechtsachen ganz und gar nicht mischen.

Der Bauer, der bescheiden an der Thüre stehen geblieben war und seine Mütze hin und her drehte, fragte jetzt mit funkelnden Augen: Herr, sind wir Bauern denn keine Menschen? Das Recht gilt doch für Alle?

Der Advocat blieb vor dem Bauer stehen, blinzelte ihn spöttisch an und schrie dann:

Menschen? Oho, ob ihr Bauern Menschen seid? Oho, famos! Bei uns, in unserem gottgesegneten Kurland sind nur die Barone Menschen. Wir Anderen sind alle mit einander nur halbe Menschen! Wir dürfen in unserer eignen Heimat nicht eine Lofstelle Land besitzen, wir dürfen nicht in die Gerichte, wir dürfen nicht auf den Landtag. Ich kann Euch ganz und gar nicht helfen, und kein Advocat kann Euch helfen. Keiner. Auch nicht Einer.

Herr, fragte der Bauer und preßte die Lippen fest auf einander, Herr, wird das immer so bleiben?

Oho! Ob das immer so bleiben wird? Oho! Natürlich wird das immer so bleiben! Es ist immer so gewesen im Gottesländchen und wird auch immer so bleiben!

Dann lebt wohl, Herr! sagte der Bauer und ging. Als er ein paar Stufen der Treppe hinabgestiegen war, öffnete

sich oben noch einmal die Thüre, der Advocat steckte den Kopf heraus, schrie: Das wird immer so bleiben im Gotteständchen! und schlug die Thür wieder zu.

Der Bauer ging langsam in die Einfahrt zurück, in der er sein Pferd abgestellt hatte, setzte sich in der Schenkstube auf eine Bank und versank in tiefes Nachsinnen. Er hatte bisher nie Veranlassung gehabt, über die socialen und politischen Zustände seiner Heimat nachzudenken, ja er war solchen Gesprächen geflissentlich aus dem Wege gegangen. Wenn Andersohn und Namik im vertrauten Kreise neuerdings oft ausführten, daß die Gesinde eigentlich den Bauern gehörten und ihnen nur mit Gewalt genommen seien, so war ihm das immer wie müßiges, ja wie gottloses Gerede vorgekommen. Wenn wir den Baronen ihre Gesinde nehmen würden, so müßten wir sie bald weiter an unsere Knechte und Jungen geben, hatte er in solchen Fällen gesagt. Wir haben auf sie nicht mehr Anspruch als diese. Jetzt aber sah er die Sache anders an. Waren die Zustände wirklich derartige, daß es für die Bauern kein Recht gab, dann war es allerdings angezeigt, daß auch diese sich um sie kümmerten. Aber war dem wirklich so? Und dann die Hauptsache: War er, Wezwagar, in seinem Recht?

Nach einer Weile kamen zwei ihm fremde Bauern ins Zimmer, grüßten ihn, setzten sich an denselben Tisch und ließen sich Bier geben.

Ich sage dir, rief der eine, der Mann führt deine Sache zu einem guten Ende. Als vor ein paar Jahren mein Neffe Heinrich aus dem Gesinde sollte, da nahm er die Sache in die Hand, und mein Neffe blieb darin, obgleich der ganze Domänenhof dahinterher war.

Na ja, erwiderte der Andere, das war etwas Anderes, jetzt handelt es sich aber um einen Baron. Das ist ein ander Ding.

Ach was, Baron! Ich sage dir ja, der Herr Mukowski ist selbst ein Baron, wenn auch keiner von den hiesigen.

Was ist der für ein Baron! Er mag ein litthauischer Baron sein.

Der andere Bauer lachte. Einerlei, sagte er, Baron oder nicht, jedenfalls geschieht, was er will.

Wie geht denn das aber zu?

Nun, das will ich dir sagen. Er angelt mit einer goldenen Angel. Sein Schwager, der Herr Knarrwitz, ist der beste Freund von einem hohen Beamten beim Generalgouverneur. Ich nehme z. B. euren Fall an. Herr Mukowski schreibt an Knarrwitz, und dieser ladet den Herrn zu sich ein. Er läßt sich's natürlich was kosten und setzt ihm das Beste vor; lauter Schweinefleisch, Wein zu einem Rubel und Cigarren zu fünf Kopeken. Nach dem Essen, wenn der Herr schon etwas betrunken ist, sagt der Knarrwitz: Höre, Freundchen, wollen wir ein Partiechen machen? Schön, sagt der Herr. Nun machen sie ein Partiechen und der Herr gewinnt natürlich. Er gewinnt fünfzig bis hundert Rubel. Jetzt fragt Mukowski's Freund: Höre Freundchen, ich habe dort unten in Kurland einen Freund. Zu dem sind die J. .'schen Bauern gekommen und haben ihm geklagt, daß ihr Baron ihre Gesinde einziehen und in Beihöfe verwandeln wolle. Wer ist der Freund? fragt der Herr. Mukowski, sagt der Freund. Ah, Mukowski, sagt der Herr. Na, den kenne ich, was der sagt, ist wahr. Mein Herr wird die Barone lehren, den Bauern ihre Gesinde nehmen!

Na, der Generalgouverneur wird schwerlich unsertwegen mit den Baronen anbinden.

Schweig! Davon verstehst du nichts. Der Generalgouverneur kann Alles. Wenn er zu einem Baron sagt: Du, bringe mir drei Pferdeschädel zu Fuß von Mitau nach Riga, so muß der das thun.

Wirklich?

Ich sage dir ja, er kann Alles. Mukowski aber ist nicht, wie unsere Advocaten, die mit uns Bauern nichts zu thun haben wollen. Mukowski hat ein Herz für uns.

Er ist aber schändlich theuer.

Ja, Brüderchen, das kann nicht anders sein. Wer giebt armen Kindern Weißbrot?

Wezwagar hatte aufmerksam zugehört. Jetzt fragte er: Landsleute, wo wohnt der Herr, von dem ihr sprecht?

Die Bauern nannten ihm die Adresse und fragten, was er dort wolle.

Er erwiderte kurz, er habe auch einen Rechtsstreit, stand auf und ging davon.

Nachdem Wezwagar die Magd, die ihm die Thüre öffnete, nach Herrn von Mukowski gefragt hatte, führte ihn diese in ein Zimmer und hieß ihn dort warten. Es seien noch viele Leute vor ihm abzufertigen, hieß es. Wezwagar setzte sich und wartete geduldig. Das Zimmer sah höchst sonderbar aus. Die Wände waren durch Bücherregale verdeckt, deren untere Bretter sich unter der Last von Folianten bogen, während die oberen große Gläser trugen, in welchen in Spiritus Schlangen, Eidechsen, Embryonen 2c. aufbewahrt waren. Auf dem Tisch in der Mitte des Zimmers standen eine ausgestopfte Eule mit großen Glasaugen und ein gewaltiger Globus.

Wezwagar mußte eine gute Stunde warten. Vergeblich horchte er, ob denn die vielen Leute gar nichts von sich hören lassen würden — es blieb rings um ihn todtenstill. Endlich öffnete sich geräuschlos eine Thür, und es erschien ein Mann auf der Schwelle des Zimmers, der kaum weniger ungewöhnlich aussah als dieses selbst. Es war ein großer, starkgebauter Mann, dem ein blauschwarzer Vollbart tief auf die Brust herabhing. Unter der hohen Stirn blickten

ein paar ungewöhnlich große Augen kalt und streng durch die in Gold gefaßte Brille. Die ganze Gestalt war in einen silbergrauen Schlafrock mit scharlachrothen Aufschlägen gehüllt.

Der Bauer hatte sich erhoben und blickte verwirrt auf die ungewöhnliche Erscheinung. Guten Tag, Wirth, begann Herr von Mukowski mit tiefer, hohler Stimme. Setzen Sie sich.

Als sie sich Beide gesetzt hatten, zog Herr von Mukowski erst eine gewaltige goldene Uhr aus der Tasche, ließ sie repetiren und legte sie dann vor sich auf den Tisch. Dann sagte er: Und nun, ehe Sie mit Ihrer Klage beginnen, eine Bemerkung: seien Sie ruhig und kalt! Man hat Ihnen schweres Unrecht gethan, ich weiß es, aber seien Sie trotzdem jetzt ruhig und kalt. Erzählen Sie von Anfang bis zu Ende, lassen Sie Nichts aus, verschweigen Sie Nichts.

Dem Bauer war das Herz unsäglich schwer. Es war ihm, als ob die Erlebnisse der letzten Tage und die phantastische Umgebung, in der er sich jetzt befand, seinen gesunden Verstand in Fesseln geschlagen hätten, und er rang vergeblich darnach, ihn wieder frei zu bekommen. Ein dumpfes, abergläubiges Gefühl drückte ihm das Herz zusammen, es war ihm, als ob Der da drüben der Böse wäre, dem er nun seine unsterbliche Seele verkaufen müsse. Mühsam sammelte er seine Geisteskräfte soweit, daß er mechanisch den Hergang erzählen konnte. Erst im Laufe der Erzählung stieg der Haß gegen den Baron wieder heiß in ihm auf, und er sprach nun lebhaft weiter.

Herr von Mukowski hörte ihm schweigend zu. Auch als Wezwagar geendet hatte, schwieg er noch eine Weile. Dann sagte er: Ihnen kann geholfen werden.

Wirklich, Herr? rief der Bauer, wirklich?

Ja, Ihnen kann geholfen werden, aber es wird viel Geld kosten, viel Geld.

Das thut nichts, erwiderte der Bauer, das sollen Sie haben. Wie viel kostet es?

Das kann ich Ihnen noch nicht sagen. Zunächst müssen Sie mir hundert Rubel geben.

Herr, ich bringe sie Ihnen morgen.

Gut. Vergessen Sie aber nicht, daß ich, ehe ich das Geld habe, in Ihrer Sache nichts thun kann. Gar nichts.

Herr, fragte der Bauer, ist meine Sache wirklich ganz sicher?

Ganz sicher. Wer es versteht, dem fördert sich's.

Herr, hat denn aber der Baron nicht das Recht, mir, wenn er will, zu kündigen und sich einen anderen Wirth für Wezwagar zu suchen?

Sollte er das Recht haben, dich um eines vergessenen Eies willen aus dem Gesinde zu stoßen?

Ja, das ist wahr! — Wezwagar, der von seinem Recht keineswegs ganz überzeugt war, klammerte sich ängstlich an die Werthlosigkeit des Eies.

Es giebt noch Recht und Gerechtigkeit in Kurland, fuhr Herr von Mukowski fort. Die Barone sind meine Brüder, aber wo es sich um die Gerechtigkeit handelt, gilt vor mir kein Ansehen der Person.

Aber Herr, das Gesinde gehört doch ihm, er kann es doch verpachten an wen er will?

Das Gesinde gehört nicht ihm. Die Gesinde gehören nicht den Baronen, sie gehören den Bauern. Die Barone haben sie zwar an sich gerissen, aber — hier erhob Herr von Mukowski seine Stimme — aber ehe noch einmal Eis aus dem See in das Meer treibt, wird der Adler unter die Krähen fahren und ihnen die verwundeten Küchlein entreißen. Ich habe sichere Kunde davon. Ich hörte eine Schwalbe

zwitschern, die aus Riga kam. Höre auf das, was ich dir sage: kein Mensch darf einen anderen aus seinem Gesinde stoßen, weil der ein albernes Ei nicht entrichtete. Ein Ei, ein Ding, das keinen Groschen werth ist, darf ein Lebensglück nicht zerstören. Kein Mensch darf dich ferner hindern, so lange du noch im Gesinde bist, durch den Wald zu fahren, denn ihr habt Nichts über die Stunde verabredet, in der das Ei entrichtet werden mußte. Ertrotze aber dessenungeachtet den Weg jetzt nicht. Du hättest ihn heute nicht befahren sollen. Du hast dir dadurch geschadet, denn jetzt wird der Baron Gewalt über dich schreien und das Recht wider dich anrufen. Gehe jedem Streit sorgfältig aus dem Wege, verlaß dich ganz auf mich und auf dein Recht. Bringe mir jedenfalls die hundert Rubel. Bringe sie, sobald du kannst, in jedem Fall aber vor Sonnabend Mittag. Ich fahre Sonnabend Mittag nach Riga. Ich kann und will dir nicht mehr sagen als: ich fahre Sonnabend Mittag nach Riga!

Herr von Mukowski erhob sich. Leben Sie wohl, sagte er. Kommen Sie gut nach Hause.

Damit war die Audienz zu Ende.

Als der Bauer wieder auf der Landstraße war, suchte er lange vergeblich seine Gedanken zu ordnen. Was war das Alles gewesen? Das waren Possen, und dahinter steckt Nichts als schnöder Betrug, rief eine Stimme in seinem Innern; Thorheit! riefen zehn andere, du bist an die rechte Quelle gekommen. Der Mann kann dir helfen, wie er den Bauern in der Schenke geholfen hat. Würde er sonst wohl so fest und sicher auftreten? Wurde er nicht ganz warm, als er aus dem „Sie“ in das „Du“ überging? Und hatte er nicht auch Recht? War es denn denkbar, daß Wezwagar wirklich aus seinem lieben Gesinde sollte, weil er ein Ei nicht zur rechten Zeit gebracht hatte?

Es kam eine gewisse Zuversicht über Wezwagar. Es war gescheidt gewesen, daß er zur Stadt fuhr, jetzt hatte er doch einen Rechtsboden unter den Füßen. Mit Klugheit läßt sich schließlich jeder Knoten lösen, er sei noch so verschlungen.

Als Wezwagar die Stelle erreicht hatte, an welcher der Waldweg von der Heerstraße abführte, hatte er alle Mühe, seinen Fuchs an ihm vorüber zu bringen. Das Thier wollte durchaus in die ihm so gewohnte Bahn einlenken. Als ihm das nicht gelang, wandte es, während es weiter trabte, noch mehrmals den Kopf nach der rechten Seite und wieherte der nahen Heimat zu.

Es regnete jetzt in Strömen. Da der Wind aufgehört hatte, war die Luft schwül und dumpf. Nur selten erklang ein einsames Vogellied durch das eintönige Rauschen und Plätschern des Regens.

Als Wezwagar endlich die letzte Strecke, die ihm kein Ende zu haben schien, zurückgelegt hatte und vor seinem Hause hielt, flog ihm seine Frau jubelnd entgegen. Gott sei gelobt, rief sie, daß du da bist, damit ich es dir endlich, endlich sagen kann. Jetzt hat alle Noth ein Ende, jetzt ist Alles wieder gut!

Was meinst du? fragte der Bauer stockend.

Ich meine, daß ich bei dem Baron war und daß er uns verziehen hat. Du bringst ihm morgen das Ei, bittest ihn um Verzeihung, und dann ist Alles wieder gut.

Das Gesicht des Bauern färbte sich erdfahl. Er stützte sich schwer auf den Rand des Wagens und starrte mit so entsetztem Ausdruck in das von Jubel erfüllte Antlitz seiner jungen Frau, daß diese nun auch ihrerseits erschrocken schwieg.

Es war Wezwagar, als ob eine unheimliche, schadenfrohe Macht ihm noch einmal das Glück, das alte herrliche Glück zeige, um ihn dann nur um so sicherer mit sich

fortzureißen in Sünde und Unglück, als ob unsichtbare Bande sich fester und fester um ihn zögen. Es war ihm, als wenn er durch den Besuch bei Mukowski besudelt sei und nun sein Weib nicht mehr in den Armen halten dürfe, ohne auch sie zu beschmutzen. Er ließ seine Frau, die er bisher umschlungen hatte, frei und ging schweigend ins Haus.

Um Gott, rief die Bäuerin, die ihm gefolgt war, was ist geschehen? Sie fragte lange vergeblich. Bewegungslos stand der Bauer am Fenster und starrte düster hinaus in den Regen. Vergeblich fiel sein Weib vor ihm nieder, küßte seine Hände und flehte ihn an, doch nur zu sprechen, ihr zu sagen, was denn geschehen sei. Der Bauer hörte sie nicht.

Als alle ihre Bemühungen vergeblich waren, da warf sie sich verzweifelt auf einen Stuhl, verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich. Lange war es todtenstill im Zimmer; man hörte Nichts als das leise Schluchzen der jungen Frau und den Ton der Tropfen, die aus des Bauern durchnäßten Kleidern zu Boden fielen.

Endlich wandte sich der Bauer um und sagte mit herber Stimme: Es war nicht recht, Frau, daß du bei dem Baron warst, denn nicht ihm, sondern mir ist Unrecht geschehen, ich weiß aber, daß du es gut meintest, und darum verzeihe ich dir. Ich habe in der Stadt den rechten Mann gefunden, der mir zu meinem Recht verhelfen kann und verhelfen wird. Der Baron braucht uns gar nicht zu verzeihen, denn er darf uns das Gesinde nicht nehmen.

Die Bäuerin nahm die Hände von dem thränenüberströmten Gesicht und blickte mit großen, starren Augen zu ihm empor.

O Georg, Georg, rief sie flehend, laß dich von den Städtern nicht aufhetzen gegen dein besseres Wissen. Du weiß sehr gut, daß der Baron uns das Gesinde aus freier Gnade verlieh, wie sollte er es uns nicht auch nehmen

dürfen? Aber selbst, wenn er es uns auch nicht nehmen dürfte, wären wir deßhalb weniger undankbar? Du hast Unrecht gethan, du hast den Baron, der uns immer ein gütiger Herr war, schwer beleidigt. Du thatest es; als der Zorn dich überwältigte, aber du hast es doch immerhin gethan.

Der Bauer hatte seine Frau ruhig ausreden lassen. Jetzt sagte er scheinbar kalt: Ich sagte dir schon, daß wir nicht mehr davon reden wollen, und ging hinaus. Er kam aber gleich wieder herein und erzählte ihr nun kurz und trocken den Vorfall mit den Buschwächtern. So, sagte er zum Schluß, jetzt wirst auch du einsehen, daß mir nichts Anderes übrig bleibt, als mich auf mein gutes Recht zu stützen. Damit ging er zum zweiten Mal hinaus und blieb nun lange fort.

Sein armes, gebrochenes Weib aber wünschte in namenloser Qual für sich und ihn den Tod herbei. Ein dumpfes Gefühl sagte ihr, daß nun Alles verloren sei und ihnen Nichts mehr bevorstehe, als Sünde und Schmach.

Achtes Kapitel.

Wetterleuchten.

Als der Baron am folgenden Morgen sein Schreibzimmer betrat, sagte ihm der erste Blick auf das Gesicht des Schreibers, der ihn wie immer erwartete, daß sich etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Der Baron ließ sich aber Nichts merken, sondern nahm mit ruhiger Grandezza seinen Platz vor dem Schreibtisch ein.

Der Schreiber schien heute nicht recht einen Anfang für seinen Vortrag finden zu können. Er stand eine Weile,

die Hände auf den Rücken gelegt, kerzengerade da. Von Zeit zu Zeit hielt er die rechte Hand vor den Mund und räusperte sich.

Nun? fragte der Baron.

Gnädiger Herr, begann der Schreiber stockend, ich hatte vorgestern angeordnet, daß der Waldweg künftig für Wezwagar gesperrt werde.

Nun, nun?

Gestern Morgen fuhr er aber doch durch den Wald. Als nun Klaus Jansen und Christian Bode ihm den Weg vertraten und ihn aufforderten umzukehren, fiel Wezwagar über sie her und prügelte sie furchtbar durch.

Eine dunkle Röthe überzog die Stirn des Barons. War denn Wezwagar in Begleitung von Anderen? fragte er.

Nein, er war allein.

Wie konnten sich denn aber die beiden starken Burschen von dem einen Mann überwältigen lassen?

Der Schreiber zuckte die Achseln. Die Buschwächter versahen sich keines Ueberfalls, sagte er. Wezwagar ist aus dem Wagen gestiegen und hat freundlich gebeten, ihn doch passiren zu lassen. Dann hatte er sie plötzlich an den Kragen gefaßt und ihre Köpfe so stark gegen einander gestoßen, daß sie betäubt zu Boden sanken. Darauf ist er über sie hergefallen und hat sie mit der Peitsche bearbeitet.

Jetzt brannten auch die Wangen des Barons in zornigem Roth. Er sagte aber äußerlich ruhig: So? Mit der Peitsche hat er sie geschlagen? Weiter.

Der Schreiber schien wieder nicht recht mit der Sprache heraus zu wollen. Gnädiger Herr, sagte er, es ist in Waldburg noch ein anderes scheußliches Verbrechen begangen worden.

Nun, nun, nun?

Ruchlose Hände haben in dieser Nacht die Bäume, welche die Allee vom Hof zur Landstraße bilden, so schwer beschädigt, daß man wohl alle wird umhauen müssen.

Die Bäume? Und in der Allee? Der Baron preßte die Worte mühsam hervor. Als er seiner Zeit mit seinem jungen Weibe übersiedelte in das Gut seiner Väter, hatten ihn seine Bauern mit dieser Allee, die sie in seiner Abwesenheit angepflanzt hatten, überrascht. Die Bäume hatten die späte Umpflanzung trefflich vertragen, auch nicht einer unter ihnen war ausgegangen.

Also die Bäume haben sie mir beschädigt! wiederholte der Baron und starrte düster in das Gesicht des Schreibers. Wie sind sie denn beschädigt?

Er ist mit dem Beil von Baum zu Baum gegangen und hat Jedem eine bis in das Mark reichende Wunde geschlagen.

Der Baron erhob sich rasch. Kommen Sie mit, sagte er.

Sie gingen nun beide mit raschen Schritten über den weiten Hof und in die Allee. Der Baron ging von Baum zu Baum, langsam, bedächtig. Dann sprang er über den Graben, ging ein Stück in das Feld hinein und überblickte die grüne Wand vor ihm. Es schien ihm, als ob einige der Bäume sich schon geneigt hätten. Er zog sein Taschentuch und fuhr sich damit über die Stirn.

Sie haben Recht, sagte er dumpf, die Bäume sind rettungslos verloren. Glauben Sie zu wissen, wer das gethan hat?

Der Schreiber zuckte die Achseln und zog die Augenbrauen in die Höhe. Gnädiger Herr, erwiderte er, man glaubt unwillkürlich —

Der Schreiber beendete den Satz nicht.

Der Baron kehrte wieder auf den Weg zurück und ging schweigend dem Wohnhause zu.

Gnädiger Herr, fragte der Schreiber, der ihm folgte, soll ich den Vorfall zur Anzeige bringen?

Nein.

Soll denn aber gar nichts geschehen, um den Verbrecher zu ermitteln?

Nein.

Aber, gnädiger Herr, das —

Der Baron wandte sich um und blieb stehen. Schweigen Sie, wenn Sie nicht gefragt werden, brach er los, faßte sich aber sofort wieder und sagte ruhig: Ich liebe es nicht, meine Anordnungen zu wiederholen. Sie können gehn, Andersohn.

Der Schreiber zog die Mütze, verbeugte sich tief und ging.

Zu derselben Stunde pflügte Wezwagar auf seinem Felde. Als er wieder einmal bis an den Weg gekommen war, trat ein Knabe auf ihn zu, grüßte ihn und bat ihn im Auftrage Namik's, diesen heute Abend nach Sonnenuntergang zu besuchen.

Sage deinem Herrn, daß ich kommen werde, erwiderte Wezwagar, wandte sein Thier um und kehrte dem Boten den Rücken.

Nach ein paar Minuten, wie es Wezwagar schien, in Wahrheit aber nach ein paar Stunden, bändigte an derselben Stelle der Reitknecht der Baronin deren feurige weiße Stute und rief dem Bauern: Eh, du da! zu. Der Bauer, der jetzt weit vom Wege entfernt war, hielt einen Augenblick an, schützte seine Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen und blickte hinüber auf die Straße. Als er den Reitknecht erkannt hatte, trieb er sein Pferd wieder an und ging weiter.

Eh, Wezwagar! rief der Reitknecht abermals. Als er sah, daß Wezwagar ihn absichtlich nicht beachtete ritt er auf das Feld und an ihn heran. Wezwagar, sagte er dann

mit wichtiger Miene, Ihr sollt sofort auf den Hof. Die Baronin verlangt nach Euch.

Wezwagar schritt so rasch hinter dem Pfluge her, daß die Stute, auf der der Reitknecht saß, nicht mit ihm Schritt halten konnte und in leichten Trab verfiel.

Sage deiner Baronin, daß ich auf dem Hof ganz und gar nichts zu thun habe, erwiderte er, ohne anzuhalten.

Die frischen Wangen des jungen Reitknechts färbten sich hochroth. Seid Ihr toll? rief er. Soll ich das der Baronin sagen?

Ja wohl.

Der Reitknecht wandte sein Roß und ritt zögernd davon, kehrte aber wieder um und rief: Wezwagar, nehmt Euch in Acht, der Baron ist in furchtbarer Stimmung. In dieser Nacht sind alle Bäume in unserer Allee angehauen worden.

Wezwagar ließ sein Pferd halten, betrachtete den Reiter von Kopf bis zu Fuß und sagte spöttisch: Es könnte sich ereignen, daß Eurem Herrn noch ganz andere Dinge umgehauen werden, als die Bäume in der Allee.

Der Reiter riß sein Pferd herum und jagte davon. Zum Teufel, dachte er, während er dem Gute zuritt, Wezwagar hat die Bäume angehauen und Niemand anders.

Als er eben den Park erreicht hatte, sah er die Baronin sich von einer Bank erheben und ihm winken. Er sprang vom Pferde, führte das schnaubende Thier am Zügel hinter sich und trat mit entblößtem Haupt auf seine Gebieterin zu.

Kommt er? fragte diese schon von Weitem.

Nein, gnädige Frau. Er sagte, er habe auf dem Hofe nichts zu thun.

Die Baronin erröthete. Sie wandte sich um und ging mit raschen Schritten dem Gute zu. Der Reitknecht folgte ihr.

Gnädige Frau — begann er nach einer Weile.

Was willst du?

Gnädige Frau, der Wezwagar hat die Bäume angeschlagen.

Die Baronin blieb stehen. Ihre Augen funkelten. Sagte er das selbst? fragte sie.

Der Reitknecht wiederholte ihr nun Wezwagar's Worte.

Die Baronin nickte ihm zu. Du kannst jetzt nach Hause reiten, sagte sie.

Sie selbst schlug einen Seitenpfad ein, der in den Garten führte. Dort suchte sie sich ein verstecktes Plätzchen auf und weinte bitterlich. Sie wußte, wie unbeliebt ihr Mann war, sie mußte sich sagen, daß er großentheils selbst daran schuld war, und sie fühlte, daß am Himmel ihres Glückes eine Gewitterwolke stand, die im Begriff war, sich über ihr in furchtbaren Schlägen zu entladen. In heißem Gebet bat sie Gott um Schutz für das theure Haupt ihres Mannes. Dann erhob sie sich, eilte in das Haus zurück und begab sich zu ihm in sein Arbeitszimmer.

Würde es dich stören, fragte sie, wenn ich mit mich meiner Arbeit zu dir setzte?

Der Baron nahm ihre Hand von seiner Schulter und küßte sie. Wie könntest du mich je stören? erwiderte er.

Der Baron sah wieder in sein Buch, die Baronin nahm auf dem kleinen Sopha hinter ihm Platz. Es war ihr ein Bedürfniß, jetzt an seiner Seite zu sein, sie hätte ihn womöglich nicht einen Augenblick allein lassen mögen.

Fanny, begann der Baron und schob das Buch bei Seite, wir leben in einer bösen Zeit. Alles, was bisher für unbestreitbares Recht galt, wird angegriffen, wird in Zweifel gezogen. Man scheut vor keinem Eingriffe in das Privatrecht zurück. Wir sollen dazu gedrängt werden, uns selbst in unserem Verfügungsrecht über unsere Gesinde zu beschränken. Es giebt sogar im Landtage eine Partei, die zum Nachgeben mahnt. Man müsse der liberalen Zeit-

strömung Rechnung tragen, sagen sie. Als ob der Liberalismus nicht unersättlich wäre! Wenn wir heute darein willigen würden, daß wir die Gesinde nur auf zwölf Jahre verpachten dürfen, so würde morgen von uns verlangt werden, daß die Bauern dieselben auch kaufen dürfen, und übermorgen, daß wir sie ihnen schenken.

Lieber Leo, sagte die Baronin sanft, thust du nicht unrecht, gerade in solcher Zeit so sehr auf deinem Rechte zu bestehen? Du warst früher den Bauern gegenüber viel nachgebender.

Gewiß war ich das. Früher lagen die Dinge eben anders. Früher war ich der unangefochtene Besitzer meiner Güter, ich konnte in und mit ihnen schalten, wie ich wollte. Da fühlte ich mich meinen Bauern gegenüber nur als ihr Herr, der vor Gott für sie die Verantwortung trug. Jetzt aber, wo man mein Recht anstreitet, wo man die Bauern nicht mehr als meine Leute gelten lassen, sondern sie zu meinen Nachbarn machen will, da fühle ich mich auch nur als Nachbar und halte peinlich darauf, mir keine Gerechtsame zu vergeben. Sie sollen es recht deutlich empfinden, daß sie sich als meine Leute besser standen, denn als meine Nachbarn.

Aber, Leo, was können die armen Bauern dafür, daß solche Anforderungen an euch gestellt werden?

Einerlei. Ich thue ihnen ja nichts Unrechtes. Ich stelle mich streng auf den Boden des Rechts. Das Verhältniß zwischen Edelmann und Bauer soll ja nicht mehr durch das Wohlwollen, die Gottesfurcht und die Intelligenz des Ersteren geregelt werden, sondern durch Gesetze, die von den Herren Beamten am grünen Tisch ausgeklügelt werden. Wohlan, ich werde mich streng an eben diese Gesetze halten. Das aber kann Niemand von mir verlangen, daß ich daneben noch wohlwollend bin. Nein, jetzt gilt es, sich unbeugsam an das Princip halten. Du glaubst nicht, wie erbittert ich bin.

Vergeblich mahnte die Baronin zu einer gleichmüthigeren Auffassung der Dinge, ihr Gemahl blieb dabei, daß nur in dem starrsten Hervorkehren des formalen Rechts, in der unbeugsamsten Unnachgiebigkeit das Heil sei.

Kehren wir jetzt nach Wezwagar zurück. Der Bauer und die Bäuerin hatten an diesem Tage nur wenige gleichgültige Worte gewechselt. Er war nicht unfreundlich gegen sie, aber sie war daran gewöhnt, daß er ihr sonst nie begegnete, ohne ihr durch eine kleine Zärtlichkeit immer wieder zu beweisen, wie lieb er sie hatte. Jetzt ließ sie ihr Köpfchen traurig hängen, wie eine Blume in schwüler Gewitterluft. Die Ueberzeugung, daß sie doch eigentlich die Schuld an all dem Unglück trage, lähmte ihre Energie und ließ sie sich geduldig in alles kommende Unheil fügen.

So fragte sie denn auch am Abend, als Wezwagar sich ein Pferd satteln ließ, nicht, wohin er wollte, sondern half ihm nur wie gewöhnlich beim Umkleiden.

Der Wind, der den Tag über geweht, hatte sich am Abend zu heftigem Sturm gesteigert. Der Wald rauschte fast wie das Meer, wenn es vom Sturm gepeitscht an die Küste brandet. Dieses Rauschen war Wezwagar eine altbekannte liebe Melodie. Er hatte oft genug, wenn ein plötzlicher Sturm das Meer bewegte, hinaus gemußt auf die schäumende See, um die kostbaren Netze zu retten, und es war nicht selten sehr fraglich erschienen, ob es dem Tollkühnen gelingen würde, die Küste wieder zu erreichen.

Meeresmutter, Meeresmutter,
Gieb ein Boot mir, gieb ein Boot mir!
Nun will ich hinaus ins Meer,
Kämpfen mit dem bösen Nordwind.
Ob er weißen Schaum auch aufwirft,
Weißer doch erglänzt mein Segel!

summte Wezwagar vor sich hin, als er durch den rauschenden Wald dahintrabte.

Bei Namik fand er außer Wilks und Pilskaln auch den Schreiber Andersohn. Alle vier begrüßten Wezwagar auf das Herzlichste. Sie saßen bei einigen Flaschen Bier an einem langen viereckigen Tisch in der Stube des Wirths.

Nun, Wezwagar, rief Wilks lachend, seit wir uns zuletzt sahen, habt Ihr ein munteres Stücklein ausgehen lassen. Im Walde singen die Häher von zwei ausländischen Eulen, die sich bei Tage sehen ließen und von einer Krähe arg gezaus't wurden.

Du hast nicht recht gehört, erwiderte Wezwagar. Die beiden Eulen fielen vom Baume, weil sie mit den Köpfen an einander flogen.

Die Frau des Schwarzen soll sich aus dem Kruge ein Stof Spiritus haben holen lassen, um die Beule genügend waschen zu können, meinte Namik.

Des Buschwächters feines Liebchen,
Seht, wie stolz es fährt zur Kirche,
Eine Sohle hat der Schlitten,
Nur drei Füße hat das Rößlein!

spottete Wilks.

Ja, du hast einen starken lettischen Arm, sagte Andersohn.

Wezwagar schien das Wort nicht zu beachten, um Namik's Lippen spielte ein Lächeln.

Ja, fuhr der Schreiber fort und stützte sein Kinn mit Daumen und Zeigfinger, so daß seine dicken Wangen zu beiden Seiten überquollen. Ja, die Arme der Männer aus unserem Volke sind stark wie die Lihgos, aber der böse Pikulos hat ihnen das muthige Herz aus dem Busen genommen.

Was sagst du? fragte Pilskaln aufhorchend. Der junge Mann war sehr ernsthaften Temperaments und kam jeder Sache gern auf den Grund.

Ich sagte, daß Perkunos den Jünglingen unseres Volkes so viel Kraft verlieh, daß sie auch heute noch auf ihren schneeweißen Sonnenpferden hinaufreiten könnten zu den Sonnenjungfrauen der Freiheit, wenn der böse Pikulos nicht ihrem Muth die Sehnen durchschnitten hätte.

Wer ist Perkunos? Wer ist Pikulos? fragte Pilskaln eifrig.

Sprich verständig, rief Wilks ungeduldig. Wir sind hier nicht zusammen gekommen, damit du uns dein Kauderwelsch auskramst, sondern um zu berathen, wie wir mit dem Baron ein Ende machen.

Andersohn zuckte die Achseln. Wenn du, sagte er und zog die Brauen hoch, von den alten Göttern unseres Volkes nichts wissen willst, so werden auch sie ihrerseits dich in der Stunde der Gefahr im Stich lassen.

Das wäre nun weiter kein Unglück, meinte Wilks. Ich werde mich immer mehr auf mich selbst als auf diese alten Gespenster verlassen.

Laß dich nicht irre machen, Andersohn, rief Pilskaln ärgerlich. Erzähle nur.

Freunde, begann dieser jetzt wieder und blickte düster vor sich nieder, wir hassen unseren Baron, und wir haben allen Grund dazu, denn es ist Niemand in der Gemeinde, den er nicht beleidigt, dem er nicht Unrecht gethan hätte. Wir wollen ihn deßhalb vernichten. Gut, aber ist damit Alles gethan? Wir werden zwar den Herrn wechseln, aber wir werden immer unter fremder Herrschaft bleiben. Freunde, unser Volk war nicht immer ein geknechtetes! Es gab eine Zeit, in der unsere Vorfahren das Land, das sie ackerten, für sich selbst bestellten, und da ihnen Alles gehörte: das Wild im Walde und der Fisch im See. Unsere Vorfahren waren kein kriegerisches Volk. Sie lebten mit ihren Nachbarn im

Frieden, Niemand konnte sich über sie beklagen. Friedlich saßen sie auf ihren Höfen und begingen dann nach fleißiger Arbeit während der Wochentage am Sonntag fröhliche, unschuldige Feste. In heiligen Hainen brachten ihre Priester den Göttern unblutige Opfer von den Früchten des Feldes und des Gartens. Der Redner hielt inne und seufzte schwer auf. Dann fuhr er fort: Da kamen die Deutschen. Wie Wölfe über eine Schafherde fielen sie über unsere friedliebenden Vorfahren her. Sie verbrannten die Häuser und die Saaten, tödteten die Männer und machten die Frauen und Kinder zu Sklaven. Bisher war in unserem Lande nie Menschenblut vergossen worden, unsere Männer verstanden es daher Anfangs nur schlecht, sich der Feinde zu erwehren. Aber sie ermannten sich merkwürdig rasch, und eine lange Reihe junger Helden trat an ihre Spitze. Dabrel, Westhard, Nameise und viele Andere wurden bald der Schrecken der Deutschen. Aber sie kämpften vergeblich. Was die Deutschen mit dem Schwert nicht vermochten, erreichten sie durch ihr Geld. Es fanden sich Verräther, und unser Volk erlag. Die Tapfersten wanderten zu den Lithauern aus, die Schwächeren unterwarfen sich und wurden Sklaven der Deutschen.

Pfui! Zu den Lithauern! rief Wilks verächtlich.

Die Lithauer sind unsere Brüder, belehrte Andersohn.

Schöne Brüder, lachte Wilks. Katholiken sind sie! Und er sang:

Du Lithauer, Teufelskind,
Wer wies dich in unser Land?
Grütze kocht dir deine Mutter,
Mit der Hündin Fuß sie rührend,
Mit des Huhnes Fett sie schmierend,
Schweinemilch dazu noch gießend.

Warum kamen denn aber die Lithauer unseren Vorfahren nicht zu Hülfe? fragte Pilskaln wißbegierig.

Weil sie selbst sich der Deutschen nur mit Mühe erwehrten. Die Einzigen, die uns allenfalls hätten zu Hülfe kommen können, waren die Russen, aber die wurden damals auch von einem fremden Volk hart bedrängt.

Wezwagar hatte aufmerksam zugehört. Der Passus, der von den Göttern handelte, erschien ihm ruchlos, die Reminiscenz an die Sonnentöchter albern, was aber Andersohn aus der Geschichte zum Besten gab, nahm sein volles Interesse in Anspruch. Lagen die Dinge so, so war der Baron nicht nur sein persönlicher Gegner, sondern auch der Feind seines Volkes.

Namik verhielt sich ebenfalls schweigsam, unterdrückte von Zeit zu Zeit ein Gähnen und beobachtete Wezwagar scharf. Jetzt sagte er:

Ganz richtig, Andersohn, aber wir sind in der Hauptsache so weit wie gewesen. Was soll jetzt geschehen?

So ist's recht, rief Wilks feurig, vergeuden wir nicht die kostbare Zeit.

Freunde, erwiderte Andersohn, das ist eine Sache, die sehr schlau angefangen sein will.

Nun, wie schlau denn doch? Ich denke, das Schlaueste ist, daß ich dem Baron eines Tages im Walde auflauere und ihn niederschieße.

Wilks sprach von dieser Möglichkeit, wie wenn es sich um die Tödtung eines Rehbocks gehandelt hätte. Die raschen Worte wirkten aber auf Wezwagar wie ein greller Blitz, der dem Wanderer den jähen Abgrund zeigt, auf den er zuschreitet. Fahle Blässe überzog sein Gesicht, und sein Körper zitterte. Das, wovon der junge Mann jetzt so leichtfertig sprach, hatte sich ja auch aus den Tiefen seiner Seele erhoben, freilich nur wie eine Ausgeburt der Hölle, deren Anblick ihn aufs Tiefste erschüttert hatte. Er hatte oft genug ähnliche Aeußerungen vernommen, das waren aber

immer leere Drohungen gewesen, während es jetzt wirklicher blutiger Ernst war.

Männer, sagte er, der Baron ist immerhin ein Mensch.

Leider Gottes, erwiderte Wilks leichtfertig. Eben deßhalb muß er niedergeschossen werden.

Landsleute, ihr wißt Alle, daß der Baron mir schweres Unrecht zugefügt hat. Ich bin auch fest entschlossen, dasselbe abzuwehren, aber das, was ihr plant, ist Mord!

Ich bin ebenfalls nicht dafür, rief Namik eifrig. Schießen wir ihn nieder, so ziehen wir uns eine lange Untersuchung auf den Hals. Außerdem hat Wezwagar ganz Recht: Mord ist Mord. Es giebt auch sonst genug Mittel, einen Mann aus seinem Gut zu vertreiben.

Andersohn blickte lächelnd zu Namik herüber, schwieg aber. Wilks schnitt mit seinem Taschenmesser eifrig Späne aus der Bank, auf der er saß, Pilskaln blickte voll Spannung auf Wezwagar.

Freunde, nahm dieser wieder das Wort, auch diese anderen Mittel sind schwere Verbrechen. Der Baron ist unser Feind und, wie wir eben gehört haben, auch der Feind unseres Volkes, wir wollen aber trotzdem kein Verbrechen an ihm begehen. Wir wollen ihn in Riga verklagen, wir wollen eine Deputation nach Petersburg schicken. Wir wollen immer und immer wieder klagen, bis wir unser Recht bekommen.

Ich klage nicht, wahrhaftig nicht, rief Wilks. Wollt ihr die Wölfe um ein Lamm bitten, so thut es, ich halte mich daran, daß in Memel Flinten genug zu haben sind. Wo wir auch klagen, überall klagen wir bei Baronen über Barone, sie sind die Wölfe, sie sind auch die Hirten, laufen wir vor den Wölfen davon, so laufen wir den Bären in die Arme. Wie kommen wir armen Bauern zu unserem Recht? Wie kommt der Hund zu einem Wolfspelz?

Ich klage auch nicht, sagte Pilskaln entschlossen.

Wir wollen uns deinen Vorschlag noch überlegen, meinte Namik. Ich fürchte aber auch, daß unsere Klagen zu Nichts führen werden.

Wezwagar erhob sich. Ich habe in meiner eigenen Sache in Riga klagen lassen, sagte er, und ich hoffe den rechten Mann dafür gefunden zu haben. Wir wollen zunächst abwarten, welchen Erfolg meine Klage hat. Kann der Herr, der sie führt, mir helfen, so wird er auch uns Allen helfen können. Versprecht mir, Wirthe, daß ihr Nichts unternehmen werdet, ehe wir uns überzeugt haben, ob es für den Bauern wirklich kein Recht im Gottesländchen giebt.

Das wollen wir dir gern versprechen, erwiderte Namik rasch. Auch wir würden nur höchst ungern und nur im äußersten Fall zur Selbsthülfe greifen.

Wezwagar verabschiedete sich nun von den Wirthen. Namik gab ihm noch bis auf den Hofplatz das Geleit. Sei unbesorgt, Wezwagar, sagte er, dem Baron soll ohne dein Wissen kein Haar gekrümmt werden.

Als Wezwagar durch die stürmische, dunkle Nacht nach Hause ritt, war ihm gar zwiespältig zu Muth. Er wußte nicht, ob er sich über seine Handlungsweise freuen oder sie bedauern sollte. Das Wort „niederschießen" hatte alle guten Seiten in ihm wachgerufen: sollte er es ruhig ansehen, wie ein Mord verübt wurde? Und doch — er haßte den Baron, der ihn aus seinem lieben Wezwagar vertrieb, der ihm diesen unseligen Zwiespalt in die bisher so ruhige Seele gelegt und das Böse in ihm zu einer Macht wachgerufen hatte, über die er sich selbst entsetzte. Ich werde schon zu meinem Recht kommen, murmelte er, und die Andern auch. Aber wenn meine, wenn unsere Klagen abgewiesen werden? Wenn sie nur neue Ungerechtigkeit hervorrufen? Was dann? — Der Bauer mochte sich die Frage nicht beantworten.

Der Schreiber hatte ausgeführt, daß der Baron schon als Deutscher ein Feind seiner Bauern, der Letten, sei. Waren dann aber der würdige Pastor, der allezeit hülfbereite Doctor, waren die beiden Barone Einhausen, Vater und Sohn auf Meschgallen und Neuhof, die von ihren Bauern auf Händen getragen wurden, wirklich Feinde seines Volkes? Ja, war der Waldburgsche ein Feind seines Volkes? War er auch nur sein Feind? War der Mann, der für die Rettung von ein paar ihm fremden Bauern sein Leben gewagt hatte, ein schlechter Herr? War er nicht, wofür er ihn immer gehalten hatte, ein eigensinniger, aber guter und wohlmeinender Mann? Hatte nicht Wezwagar's eigene Heftigkeit das Unglück verschuldet? Lag der Feind, den er zu bekämpfen hatte, nicht in seiner eigenen Brust?

So riefen die guten Geister in Wezwagar, aber der eine Gedanke: um eines Eies willen nicht nur sein Gesinde, sondern auch sein Lebensglück verlieren zu müssen, übertönte in lautem Aufschrei alle ihre Stimmen.

Als er zu Hause durch das Fenster blickte und seine Frau, die noch auf war und auf ihn wartete, in der heiligen Schrift lesen sah, that es ihm unsäglich wohl, daß er gegen den Mord gesprochen hatte. Er wollte mit dem Baron processiren und wenn es ihn all sein Hab und Gut kosten sollte, aber die finstere Vorstellung, die ihn in den letzten Tagen beständig verfolgt hatte, war verschwunden, seit ein Anderer mit lauter Stimme vom „Niederschießen“ gesprochen hatte.

Trotzdem stand das Erlebte noch immer zwischen ihm und seinem Weibe. Die Eheleute sprachen nur von gleichgültigen Dingen.

Als Wezwagar das Namikgesinde verlassen hatte und der Hausherr ins Zimmer zurückgekehrt war, rief Wilks zornig: Der ist nicht unser Mann.

Andersohn lächelte. Sei unbesorgt, sagte er, noch ist er es nicht, aber wenn wir den Hafer schneiden, wird er es sein.

Wie meint Ihr das?

Nun, jetzt glaubt er noch an seinen Proceß, wenn er aber den verloren haben wird, wird er unser Mann sein. Ich kenne die Strandbauern, sie sind anders als wir. Es ist ein langsames Volk, gerathen sie aber erst einmal in Feuer, so schrecken sie vor Nichts zurück.

Sollen wir denn aber bis zum Herbst warten? rief Wilks. Ich halte es mit dem Liede:

Ach du dicker Feldaufseher,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Morgen sengt man dir das Fell ab,
Hängt am Fuß dich in die Hölle!

Bewahre, erwiderte Namik. Wir wollen unsererseits vorgehen und dem Baron das Leben so sauer machen als möglich. Bleibt er trotzdem bis zum Herbst im Bau, so lassen wir Wezwagar auf ihn los.

Der hält aus, rief Wilks, der hält aus, es sei denn, daß wir etwas Teufel spielen und ihn ausräuchern.

Teufel ließ den Deutschen tanzen
Auf glührother Ziegeldiele.
Sprang der Deutsche noch so hoch auch,
Teufel heizte stets aufs Neue!

Nun, meinte Andersohn, darüber ließe sich auch noch reden. Die Bäume haben ihm tüchtig zu schaffen gemacht.

Andersohn, fragte Pilskaln plötzlich, warum hassest du den Baron so bitterlich?

Das will ich dir sagen. Einmal, weil er der Feind meines Volkes ist, dann aber auch, weil er mich persönlich gekränkt hat. Als er mich in Dienst nahm, machte er mir

zur Bedingung, daß ich immer nur Schmierstiefel tragen und nie anders als lettisch reden dürfe.

Nun, meinte Wilks, da du doch ein so eifriger Lette bist, so sollte man annehmen, daß die letztere Bedingung für dich nichts Kränkendes enthalten könne.

Du irrst, erwiderte Andersohn bitter. Diese Bedingung kränkt mich nicht, weil sie verlangt, daß ich immer nur meine Muttersprache spreche, sondern weil ich weiß, daß der Baron sie nur stellte, um mich niederzudrücken und im Knechtsstande zu erhalten. Ich wünsche, sagte er damals, daß Sie den Leuten mit gutem Beispiel vorangehen und auch äußerlich in den Schranken, die Ihren Stand begrenzen, bleiben. Der Stand aber, den er meinte, war der von ihm verachtete Bauernstand.

Alle Vier steckten jetzt die Köpfe zusammen und beriethen leise mit einander. Dann brachen Andersohn, Wilks und Pilskaln auf.

Neuntes Kapitel.

Ein anderes Bild.

Wo bliebst du gestern so lange? fragte Wezwagar am folgenden Morgen Peter, den er am Tage zuvor mit den einhundert Rubeln für den Herrn von Mukowski zur Stadt geschickt hatte.

Wirth, erwiderte dieser, wir müssen ja jetzt immer auf der Landstraße bleiben, das macht zwei Meilen mehr.

Ach ja, erwiderte Wezwagar, wandte sich um und ging an die Arbeit.

Wezwagar's ungewöhnliche Arbeitskraft und Arbeitslust waren immer weit und breit bekannt gewesen. Man hatte

sich auch schon früher im Kruge oder auf der Bank unter dem Fenster viel Merkwürdiges von dem Manne erzählt, der täglich zwei Pferde brauchte, weil eins nicht so lange fortarbeiten konnte wie er. Jetzt war es, als ob Wezwagar sich selbst übertraf. Mit steigender Verwunderung sahen ihm der Knecht und der Junge zu, mit wachsender Besorgniß betrachtete ihn seine Frau. Er selbst hätte am liebsten auch noch während der Mittagsstunden und der Nacht gearbeitet. Es war ihm, als ob er sich so die Ruhe der Seele wieder erkämpfen und ihr gestörtes Gleichgewicht wieder herstellen könnte. Er fand, daß sich nie besser nachdenken ließe über die große Frage, an deren Lösung sein Lebensglück hing. „Wir ernten immer nur, was wir gesäet haben", das war bisher der Inbegriff seiner Lebensanschauung gewesen, und diese hatte ihn zu einem nüchternen, fleißigen, besonnenen Manne gemacht. Jetzt schien es ihm, als ob dort, wo er in der Zerstreutheit Sandhafer gesäet hatte, gewaltige Dornbüsche emporwüchsen, die sein Land zur Einöde machten, und deren spitze Dornen sein Fleisch zerrissen. Sein Augapfel, sein herziges Weib, war ihm entfremdet, die Gegenwart seiner kleinen Lieblinge war ihm drückend, das Gesinde, das er so viele Jahre lang treu und redlich gepflegt hatte, sollte er räumen; das Bild seines Wohlthäters war in ihm beschmutzt, sein Herz zerrissen, sein Sinn gespalten, und das Alles — weil er ein Ei vergaß. Wo war da Saat und Ernte, Ursache und Wirkung?

So verging eine Woche. Wezwagar verließ das Weichbild seines Gesindes nicht, und Niemand kam zu ihm. Die Eheleute gingen still und betrübt neben einander her. Sie wechselten wohl noch wie früher Zärtlichkeiten und sprachen wie früher freundlich mit einander, aber es war nicht mehr das alte beglückende Verhältniß. Das Eine trug Sorge um das Andere, denn Beide verfielen sichtlich.

Der Knecht und der Junge brachten, wenn sie ausgewesen waren, schlechte Kunde heim. In einer Nacht war die Schleuse, welche den oberen Gutsteich verschloß, geöffnet worden, und das stürmisch abfließende Wasser hatte große Verheerungen angerichtet. In der darauf folgenden Nacht war eine Heuscheune im Walde in Brand gesteckt worden und bis auf den Grund niedergebrannt.

Peter berichtete über den letzteren Vorfall in Gegenwart der Bäuerin. Das ist ein nichtswürdiger Frevel! rief diese empört.

Der Bauer blickte seine Frau erstaunt an; er hatte sie noch nie so heftig sprechen hören.

Das ist eine gemeine, ruchlose That, fuhr sie fort, und die Gemeinde sollte nicht eher ruhen, als bis sie den Brandstifter entdeckt hat.

Der Bauer zuckte die Achseln. Die Gemeinde wird schwerlich für den Baron eintreten, erwiderte er. Der Baron hat Vielen Unrecht gethan.

Und wenn er Allen Unrecht gethan hätte, dürfen sie deßhalb in dunkler Nacht seine Scheune, die doch unter Gottes Schutz steht, niederbrennen? Dürfen wir, weil er hart ist, schwere Schuld auf uns laden?

So werden Die, denen er Unrecht gethan hat, schwerlich denken.

So sollten sie aber denken, so sollten wenigstens Diejenigen denken, denen er nie ein Unrecht gethan hat, so sollten wir wenigstens denken!

Der Bauer betrachtete sein sonst so sanftes Weib mit sprachlosem Erstaunen. Ihr kam jetzt Alles über die Lippen, was sie in all diesen schweren Tagen auf dem Herzen gehabt hatte.

Uns, fuhr sie fort, hat er kein Unrecht zugefügt, uns hat er, so lange er konnte, immer nur Gutes gethan. Er

hat mir und meinen Eltern das Leben gerettet, er hat uns dieses Gesinde verliehen, auf das wir keinerlei Anspruch erheben konnten, und er ist uns auch sonst ein gütiger Herr gewesen. Wenn er das Ei von uns verlangte, so hatten wir es ihm zu geben, und wenn wir es zweimal nach einander vergaßen, so haben wir an unsere Brust zu schlagen und nicht er. Nicht das Ei hat uns ins Unglück gebracht, sondern unser Jähzorn und unser Trotz. Nicht weil wir das Ei vergaßen, müssen wir aus dem Gesinde, sondern weil Gott uns demüthigen will.

Der Bauer blickte noch immer starr vor Staunen auf seine Frau. Sie war wie verwandelt. Ihre sonst so zarten Wangen waren hochgeröthet, ihre sonst so sanftblickenden Augen funkelten erregt. Auch Peter stand wie versteinert da. War das seine sonst so gleichmüthige Herrin?

Als die Bäuerin geendet hatte, wandte sie sich um und begab sich ins Zimmer. Dort nahm sie ihr jüngstes Kindchen aus der Wiege, drückte es an ihre hochwogende Brust und ging, es auf ihren Armen schaukelnd, rasch auf und nieder. Möge nun kommen, was da wolle, sagte sie laut, ich habe wenigstens meine Pflicht gethan; soll ich dulden, daß dein Vater sich fortreißen läßt zu Rache und Ungerechtigkeit? Daß er, der Gute, schwere Sünde begeht? Sei ruhig, schrei nicht, Gott wird meine Gebete erhören und uns nicht verlassen und ihn nicht verlassen.

Es war ihr, als ob ihr seliger Vater neben ihr herschritte und ihr in seiner kurzen Art belobigend zunickte. Das hob ihr den Muth.

Wezwagar aber war hinausgegangen auf das Feld und arbeitete — arbeitete.

Der Baron, dem es unerträglich erschien, das feindselige Vorgehen seiner eigenen Leute bekannt werden zu lassen, hatte das Oeffnen der Schleuse noch ruhig hingenommen, den

Brand der Scheune aber doch dem Hauptmann (Landrath) angezeigt. Dieser, ein geschickter und seiner Rechtlichkeit wegen allgemein geachteter Beamter, kam auch sofort nach Waldburg und stellte sehr eingehende Nachforschungen an; da er aber auch ein Thorhaken war, so erschien es den Bauern, als ob das Verfahren nur die Vorbereitung zu einem Act der Familienrache sei. Sie hielten daher sammt und sonders gegen den Hauptmann zusammen. Auch die Anhänger des Waldburgschen, auch diejenigen, welche die That verabscheuten, thaten, was in ihren Kräften stand, um den Beamten zu verwirren. Die Verbrechen waren überdies so geschickt verübt, daß sich auch nicht der kleinste Anhalt für die Untersuchung bot. Die Herren gewannen zwar privatim die Ueberzeugung, daß Wezwagar in allen drei Fällen der Thäter oder wenigstens der Anstifter gewesen sei; sie konnten sich aber trotzdem bei dem Mangel an irgend welchen Beweisen nicht entschließen, ihn auch nur vorzuladen. Man beschloß aber, ihn scharf beobachten zu lassen. Gleichzeitig wurden eine ganze Anzahl Maßregeln, von denen man hoffte, daß sie auf die Spur des Verbrechers leiten könnten, verabredet. Andersohn erhielt als Vertrauensmann den Auftrag, sie anzuordnen und ihre Ausführung zu überwachen. Dann aß der Hauptmann zu Mittag und fuhr davon.

Wieder nach einer Woche lief plötzlich die Nachricht von Mund zu Mund, daß auf den Baron geschossen worden sei. Der Baron sei, so erzählte man sich übereinstimmend in den Krügen und in den Gesinden, in der Dämmerstunde von einem entfernten Beihof aus allein durch den Wald nach Hause geritten. Da sei ein Schuß gefallen, und die Kugel habe ihm die Cigarrenspitze aus der Hand gerissen. Der Baron sei darauf vom Pferde gesprungen und in das Dickicht eingedrungen; die Schonung sei aber so dicht und die Dunkelheit

schon so groß gewesen, daß er den Schützen nicht habe entdecken können.

So erzählten sich die Bauern; es hätte aber Keiner anzugeben vermocht, von wem dieser Bericht eigentlich herrührte, denn der Baron ignorirte den Vorfall vollständig, und der Verbrecher blieb unbekannt. Trotzdem zweifelte Niemand daran, daß sich Alles so ereignet habe.

Einige Tage nachher kam Breede nach Wezwagar. Er kam, um sich zu erkundigen, ob die Badstube schon für ihn und die Seinigen hergerichtet sei, und war nicht wenig erfreut, als er sah, daß die Schwester bereits Alles auf das Umsichtigste vorbereitet hatte. Trotzdem jammerte er: Ach du lieber Gott! Erbarme dich, das ist ja doch nur für ein Jahr! Dann müssen wir Alle mit dem weißen Stabe durch das Land!

Die Schwester suchte ihn, so gut sie konnte, zu trösten. So Gott will, sagte sie, finden wir noch ein Obdach, und da könnt ihr dann auch unterschlüpfen. Ein Arbeiter, wie mein Mann, findet schon sein Brot.

Nachher schickte sie den Bruder auf das Feld, damit er sich mit Wezwagar begrüße.

Ach du lieber Gott! Erbarme dich, wie haben sie dir übel mitgespielt! begann Breede dort die Unterhaltung. Es könnte einen Stein erweichen!

Ja, mein Alterchen, so geht es im Leben, erwiderte Wezwagar so freundlich, wie ihn der Schwager lange nicht gesehen hatte. Aber das thut nichts, zieht deßhalb nur immer zu uns. Für den Winter ist gesorgt, und im Frühling wollen wir auch Rath schaffen.

Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, wie sind die Leute böse! Jetzt sagen sie sogar, du habest auf den Baron geschossen.

Wezwagar erbleichte. Was sagen sie?

Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, sieh mich nicht so schrecklich an! Ich wiederhole ja nur, was die bösen Menschen sich erzählen.

Was erzählen sie? rief Wezwagar und faßte den Schwager an beiden Schultern.

Ach du mein lieber Gott! Sie sagen, du habest auf den Baron geschossen; aus einer Flinte auf ihn geschossen!

Ist denn auf den Baron geschossen worden? Wann?

Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, du weißt natürlich von Nichts. Am vorigen Mittwoch hat ein Mann, der im Walde versteckt war, aus einer Flinte auf den Baron geschossen! Erbarme dich, die Kugel hat dem Baron die Cigarrenspitze aus dem Munde gerissen und ihm dadurch alle vier Vorderzähne ausgeschlagen. Erbarme dich! Ach du mein lieber Gott!

Wezwagar zitterte am ganzen Leibe. Und die Leute sagen, daß ich auf ihn geschossen habe?

Sie sagen, daß du auf ihn geschossen habest. Der arme, arme Baron! Jetzt werden er und die Seinigen von Haus und Hof müssen!

Wezwagar zog sein Taschentuch und trocknete sich den kalten Angstschweiß von der Stirn. So hatten ihn die Gefährten von neulich doch getäuscht! Ihm selbst war ja der Gedanke durch den Kopf gegangen, den Baron zu tödten; aber er hatte ihn nur mit Entsetzen gefaßt. Jetzt, wo das Ungeheure durch einen Andern geschehen war, erschien es ihm wie das, was es war, wie ein fluchwürdiges Verbrechen. Und er galt für den Thäter!

Jakob, fragte er, hast du meiner Frau davon erzählt?

Ach du mein lieber Gott! Erbarme dich, wie werde ich meinem Schwesterchen davon erzählen! Ihr würde ja das Herzchen darüber brechen, wenn du nach Sibirien müßtest!

Gut. Erzähle ihr auch künftig nichts davon. Und nun fahre mit Gott. Ich komme euch am Tage eures Umzugs mit vier Wagen zu Hülfe.

Sie gingen nun mit so raschen Schritten dem Gesinde zu, daß Breede in eine Art Trab verfallen mußte, um nur neben dem Schwager bleiben zu können. Er nahm dann zärtlichen Abschied von der Schwester und ihren Kindern und fuhr davon.

Die Bäuerin bemerkte mit Angst und Schrecken, daß ihr Mann wieder im höchsten Grade aufgeregt war. Das Verhältniß der Beiden hatte sich nach jener Scene auf dem Hof, da ihr das Herz überquoll, noch seltsamer gestaltet als bisher. Als sie am Abend jenes Tages ihren Mann fragte, ob er ihr zürne, blickte er ihr hell und klar ins Auge und erwiderte: Nein, durchaus nicht. Er zog sie aber nicht an sich, sondern ging still zu Bett.

Du willst noch ausgehen? fragte sie jetzt, als sie sah, daß ihr Mann sich anschickte, seine Arbeitskleider mit seinen Sonntagsgewändern zu vertauschen.

Ja, erwiderte er kurz. Sage der Dorothea, sie möge mir den Fuchs anspannen.

Georg, sagte die Bäuerin entschlossen, kannst du mir die Versicherung geben, daß du nichts gegen den Baron im Schilde führst?

Sei unbesorgt, erwiderte er und fuhr mit seiner Rechten über ihr Haar. Ich sinne auf Gutes, nicht auf Böses.

Die Bäuerin schlang ihre Arme um seinen Hals und schluchzte laut. O sage mir, was dich so aufgeregt hat, was du vorhast! bat sie.

Der Bauer drückte sie an sich und küßte sie zärtlich. Nachher, erwiderte er.

Sei unbesorgt, wiederholte er, als er schon im Wagen saß und die Fahrleine ergriff. Die Bäuerin beugte sich

rasch über den Wagen vor, faßte seine Hand und küßte sie innig. Dann blieb sie stehen und sah ihm nach. Dort, wo der Weg im Walde verschwand, wandte er sich noch einmal nach ihr um.

Der Fuchs trabte munter vorwärts und ließ sich darin auch nicht irre machen, als er den schützenden Schatten des Waldes verlassen und zwischen die heißen Felder hinaus mußte. Es war ganz windstill, und die Sonnenstrahlen brannten so heiß wie im Juni. Es giebt heute Abend das erste Gewitter, dachte der Bauer.

Endlich erreichten die Beiden ihr Zeil, das Pastorat. Wezwagar band das Pferd im Schatten an, stäubte sich mit dem Taschentuche den Staub von den Kleidern und ging ins Wohnhaus.

Als der Pastor, der an seinem Schreibtisch saß, aufsah und Wezwagar gewahr wurde, fuhr er ein wenig zurück. Er faßte sich aber gleich wieder, trat auf ihn zu und sagte: Es freut mich, daß du gekommen bist. Ich wollte selbst heute noch zu dir.

Herr Pastor, erwiderte der Bauer gerade heraus, Sie halten mich wohl auch für einen Mörder?

Der Pastor machte große Augen. Wezwagar, versetzte er, ich kann es dir nicht ausdrücken, wie sehr es mich freut, daß du so sprechen kannst. Rede, Mann, und sage mir, wie es geschehen konnte, daß man einen so schrecklichen Verdacht gegen dich faßte.

Herr Pastor, entgegnete der Bauer, ich komme in großer Noth zu Ihnen. Rathen Sie, helfen Sie! Ich bin ein verlorener Mann. Ich bin wie betäubt, ich weiß nicht mehr, was Recht ist und was Unrecht, was gut ist und was böse.

Der Bauer athmete schwer auf und fuhr sich mit dem Taschentuch über Stirn und Wangen.

Der Pastor betrachtete Wezwagar mit steigender Verwunderung. Komm, sagte er freundlich und strich sich nach seiner Gewohnheit das silberweiße Haar aus der hohen Stirn, setze dich hierher auf den Stuhl und erzähle mir, was sich ereignet hat.

Wezwagar erzählte nun, Anfangs verworren, bald aber klar und fest. Er erzählte von dem Ei, von seiner Begegnung mit den Buschwächtern, von seinem Besuch bei Herrn von Mukowski. Er verschwieg auch den Vermittlungsversuch seiner Frau nicht und die Aufnahme, die derselbe im Hof gefunden hatte.

Während er das Alles dem still zuhörenden Pastor, der immer hastiger rauchte, erzählte, war es, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen wurde. Sein eigenes Verfahren erschien ihm jetzt thöricht und seiner unwürdig. Sein Weib allein hatte wie immer so auch in diesem Fall richtig gefühlt und gesprochen. Er hatte den Pastor fragen wollen, ob denn das Recht nicht auf seiner Seite sei; aber er beantwortete sich die Frage jetzt selbst.

Wezwagar, begann der Pastor, als dieser schwieg, der Baron handelte gewiß nicht richtig, als er deine Vergeßlichkeit so hart strafte; aber sei überzeugt, er meinte es nicht so böse. Ihm gehen mitunter wunderliche Gedanken durch den Kopf, und er handelt dann wunderlich, aber er ist nicht schlecht. Du mußtest doch das Ei bringen und brachtest es nicht; da mußtest du es dir gefallen lassen, daß er dir das Fahren durch den Wald verbot. Es war weder nöthig, daß er es that, noch gut; aber er hatte zweifellos das Recht dazu. Er hatte auch das Recht, dir, der du ihn schwer beleidigtest, das Gesinde zu kündigen. Laß dir von Mukowski nichts weiß machen. Ich habe von diesem sauberen Herrn schon gehört. Man hat ihn wegen schlechter Geschichten

aus dem Zolldienst ausgeschlossen, und er ist jetzt einer jener schamlosen Blutsauger geworden, die euch arme Bauern auf das Frechste betrügen und hintergehen. Deine hundert Rubel wird dir die Grabschaufel bezahlen. Mein Schwiegersohn hat dir, ohne es zu wollen, einen schlechten Rath ertheilt. Der Advocat, an den er dich wies, ist ein wackerer, aber hochmüthiger Mann und kann eben deßhalb den Adel nicht leiden. Er wäre gern selbst ein Junker, und er wäre dann schlimmer als die anderen. Es giebt allerdings ein Gesetz, das den Advocaten verbietet, die Bauern vor Gericht zu vertreten. Ich mißbillige dieses Gesetz, das uns die Mukowski's groß gezogen hat, durchaus; aber es ist in wohlmeinender Absicht erlassen, denn man wollte durch dasselbe die Bauern davor schützen, ihr Hab und Gut in unbesonnenen Processen zu vergeuden. Ein anderer Advocat hätte zwar deine Sache auch nicht führen können; aber er hätte dich angehört und dir dann gesagt, daß sie aussichtslos sei.

Herr Pastor, sind solche Gesetze nicht nur erlassen, um uns Letten niederzuhalten?

Der Greis blickte Wezwagar erstaunt an. Lieber Freund, sagte er und legte seine Hand auf den Arm des Bauern, ich weiß nicht, wer es ist, aber es lebt ein schlechter Mann unter euch, der euch aufreizt gegen uns Alle. Es ist bei uns gewiß nicht Alles so, wie es sein sollte, und auch ich glaube, daß wir vor Allem andere Gerichte brauchen, ganz andere; wenn man aber sagt, daß die Bauern mitunter nicht zu ihrem Recht kommen, weil sie Letten sind, so ist das nicht wahr. Uns nichtadeligen Deutschen geht es ganz eben so, denn der Fehler liegt darin, daß alle Richterposten aus den Mitgliedern Eines Standes gewählt werden. Da ist es denn nur zu menschlich, daß wohl einmal ein Kreisrichter oder ein Hauptmann in einer schwachen Stunde um der

Verwandtschaft willen das Recht beugt. Darunter leiden wir Alle gleich, und das wird, so Gott will, bald anders werden; die Regel aber ist ein solches Verfahren keineswegs, und mit deutsch und lettisch hat das nichts zu thun. Wenn die Barone jetzt häufig härter sind als bisher, so erklärt sich das daraus, daß allerlei Gesetze zu euren Gunsten im Anzuge sind, welche sie mit Unrecht als Eingriffe in ihr Eigenthumsrecht betrachten. Dadurch sind sie tief erbittert und lassen sich für eine Weile das gesunde Gefühl verwirren. Das wird aber bald vorübergehen und Alles wieder werden wie früher, wo unsere Edelleute auf Nichts so stolz waren, als auf die Liebe und den Wohlstand ihrer Bauern. Ich höre jetzt aus allerlei Reden heraus, daß man euch vorlügt, daß, ehe die Deutschen ins Land kamen, eure Vorfahren wie im Paradiese lebten und alles Unglück erst mit der Ankunft der Deutschen begann. Das ist nicht wahr. Damals bekriegten sich die kleinen Völker, die in unserem Lande lebten, ununterbrochen, und was sie übrig ließen, zerstörten die Litthauer und Esten. Niemand war seines Lebens, seiner Habe sicher. Als dann die Deutschen ins Land kamen, haben sie auch schlimm genug gehaus't; aber sie gingen miteinander nicht besser um. Sie lebten eben in einer rohen Zeit. Wezwagar, ich weiß nicht, wer euch so aufreizt, ich ahne es nicht einmal, aber der Mann versündigt sich schwer an uns Allen. Wezwagar, tritt du dem Treiben mannhaft entgegen, dulde nicht, daß das Gift immer weiter um sich greift. Dich achten Alle um deiner Gaben, deines Fleißes und deines reinen Lebenswandels willen. Du bist wie eine Leuchte, siehe zu, daß du deinen Gemeindegenossen stets den rechten Weg zeigst.

Der Geistliche hatte die letzten Worte mit gerötheten Wangen und flammenden Augen gesprochen. Der Bauer athmete schwer. Herr Pastor, sagte er endlich, und beugte sich auf die Hand des Greises nieder, ich danke Ihnen.

Der Pastor erbot sich nun, zwischen dem Baron und Wezwagar zu vermitteln; aber der Bauer lehnte das Anerbieten dankend ab.

Herr Pastor, sagte er ruhig, ich mag selbst nicht mehr in dem Gesinde bleiben.

Der Pastor drang nun in ihn, aber der Bauer blieb bei seinem Entschluß.

Als der Pastor den Bauer auf die Veranda hinausbegleitete, stießen sie dort auf den Nörgelnschen Baron Thorhaken, der den Halfter seines Reitpferdes eben durch einen in der Wand befestigten Eisenring zog. Guten Tag, Herr Pastor! Was Tausend, da steht ja der angebliche Attentäter! An dem Gerede ist doch natürlich nichts Wahres? .Was? Ihr habt doch nicht auf den Waldburgschen Herrn geschossen?

Nein, Herr, wahrhaftig nicht.

Nun, das habe ich immer geglaubt. Was ist denn aber zwischen euch vorgefallen?

Der Pastor erzählte nun in der Kürze, was sich ereignet hatte. Der Bauer hörte still zu.

Wezwagar, rief der Baron, als der Pastor seinen Bericht beendet hatte, Ihr seid ja ein Teufelskerl! Wahrhaftig, ich hätte das Gesicht meines Vetters sehen mögen, als ihm der Eidotter um die Nase spritzte. Ich habe gerade ein Gesinde frei, wollt Ihr das haben?

Ich danke Ihnen, gnädiger Herr, erwiderte der Bauer ernst, aber ich will nicht in der Gegend bleiben.

Nicht? Schade! Ich hätte Euch gern aufgenommen, einmal weil Ihr der beste Wirth seid, von dem ich weiß, und dann, weil ich meinen Vetter durch Nichts so ärgern könnte. Ueberlegt Euch die Sache noch, Ihr sollt das Gesinde billig haben.

Der Bauer verneigte sich dankend, grüßte die Herren und fuhr davon.

Zehntes Kapitel.

Das Gewitter.

Als Wezwagar auf der Rückfahrt den Hof passirt und eben den Wald erreicht hatte, begegnete ihm Pilskaln. Sie hielten neben einander und reichten sich aus den Wagen die Hände.

Nun, Pilskaln, sagte Wezwagar, Ihr habt also doch zur Flinte gegriffen?

Ja, erwiderte der Angeredete verdrossen, Wilks ließ sich nicht zurückhalten. Wir prophezeiten ihm gleich, daß er doch nichts ausrichten werde. Unsereiner versteht es nicht, mit der Büchse so geschickt umzugehen, daß er seines Zieles sicher ist.

Nun, ich denke, Wilks hat im Schießen Uebung genug.

Es ist ein ander Ding, einen Rehbock anlocken und niederschießen, und einen Menschen auf große Entfernung treffen. Jetzt haben wir die Sache klüger angefaßt; diesmal wird uns der Baron nicht wieder entgehen.

Was habt Ihr denn vor?

Das will ich dir sagen. Du weißt doch, daß der lange Jehze früher bei den Scharfschützen gedient hat. Er schießt auch jetzt noch vortrefflich. Als wir gestern mit ihm zum Probeschießen in der Limpik waren, kamen die Möven her-herunter wie Feldhühner. Der lange Jehze hat nun für 200 Rubel übernommen, uns von dem Baron zu befreien. Namik ist heute zur Stadt gefahren, um eine von den neuen Pistolen, aus denen man sechs Schüsse abfeuern kann, zu kaufen. Sobald dann die erste Gewitternacht kommt, und — Pilskaln sah hier zum Himmel empor — eine solche kann nicht mehr lange auf sich warten lassen, so stecken wir, wenn das Gewitter so recht losbricht, die neue Schmiede am Rande

des Waldes in Brand. Der Baron kommt dann gewiß herbei, um das Löschen zu leiten, und ist ein verlorener Mann. Der Hauptmann mag nachher ausmachen, wer in dem Gewühl den Schuß abfeuerte.

So, so, sagte Wezwagar. Der Plan ist nicht übel! Also der lange Jehze! Glaubt ihr denn wirklich, daß der Trunkenbold eine so sichere Hand hat?

Der junge Bauer lächelte selbstgefällig. Namik versteht so etwas, erwiderte er. Er hält den Jehze in seiner Kleete eingeschlossen und giebt ihm täglich nur ein Glas Branntwein, denn ohne ein solches würde er den Muth verlieren. Ist es dann an der Zeit, so giebt ihm Namik noch ein Glas, und man kann sicher auf ihn rechnen. Wir sorgen jetzt dafür, daß es sich in der Gemeinde herumspricht, daß sich in der ersten Gewitternacht etwas auf dem Hofe ereignen werde. Die Leute werden, sobald der erste Donner nach Sonnenuntergang grollt, neugierig von allen Seiten herbeiströmen, als ob zum Essen geklappert würde. Je größer das Gedränge, um so besser. Du kommst doch auch, Wezwagar?

Gewiß, ich werde nicht ausbleiben.

Siehst du, fuhr der junge Bauer fort, es liegt uns sehr viel daran, daß du auch dabei bist. Namik gilt in der Gemeinde für einen Zänker, Wilks wird verdacht, daß er wilddiebt, und aus mir machen sich die Leute nicht viel, auf dich aber halten Alle große Stücke.

Wirklich? Auch jetzt noch, da man glaubt, daß ich die Scheune in Brand steckte und auf den Baron schoß?

Ja, auch jetzt noch. Die Leute tadeln theilweise die That, aber sie geben zu, daß der Baron schändlich mit dir umgegangen sei, und entschuldigen dich.

So, so! Nun, das ist ja schön! Mit Gott, Pilskaln! Ich komme jedenfalls.

Zu Hause nickte Wezwagar seiner Frau freundlich zu, sagte aber nichts. Er ließ sich Speise geben und aß zum ersten Mal seit langer Zeit wieder mit seinem gewöhnlichen starken Appetit. Das erschien seiner Frau wie ein gutes Vorzeichen. Nach dem Essen kleidete Wezwagar sich um und ging wieder an die Arbeit.

Draußen herrschte jetzt eine erstickende Schwüle. Die Luft flimmerte nicht mehr in den Sonnenstrahlen, sondern erschien, zumal nach dem Horizont zu, trübe und bleifarben. Herr, sagte Peter, nach Sonnenuntergang haben wir ein Gewitter und zwar ein furchtbares. Seht, wie regungslos die Bäume dastehen, und wie tief die Zweige der Birken herabhängen!

Kein Vögling singt, fügte der Knecht hinzu. Die kleinen Leute fürchten sich auch vor der Nacht.

Als die Drei am Abend ins Gesinde zurückkehrten, wetterleuchtete es schon im Süden und im Westen. Die Bäuerin und die Magd saßen auf dem Bänkchen unter dem Fenster und blickten besorgt zum Himmel empor. Der älteste Knabe saß neben der Mutter.

Komm, Weiblein, sagte der Bauer, wir wollen auf die Landstraße gehen; dort hat man einen besseren Ueberblick. Er nahm den Knaben auf seinen Arm und schritt langsam voran; die Bäuerin folgte ihm, hocherfreut durch die alte liebe Anrede. Sie gingen langsam der Landstraße zu. Der Bauer plauderte unbefangen mit seinem Knaben und versprach demselben, ihm einen Bogen zu machen. Als sie aber die Ecke, die der Wald bildete, erreicht hatten und vom Gesinde aus nicht mehr gesehen werden konnten, blieb er plötzlich stehen. Weiblein, sagte er, Gottlob, ich bin wieder der Alte!

Die Bäuerin stieß einen Jubelruf aus und umarmte ihren Mann unter Freudenthränen. Gott sei gedankt! rief

sie, ergriff seine Hand und bedeckte sie mit heißen Küssen. Wezwagar ließ den Knaben auf den Boden hinabgleiten, zog sein Weib an seine Brust und herzte und küßte es. In der Birke über ihnen schlug der Fink, der neben seinem im Neste brütenden Weibchen saß, laut und hell.

Weiblein, sagte der Bauer nach einer Weile, die Leute haben einen Anschlag wider das Leben des Barons gemacht, dessen Ausführung ich verhindern kann und verhindern werde. Wundere dich also nicht, wenn ich heute noch einmal hinauseile.

Geh! erwiderte sie. Gott segne dich und dein Vorhaben. Geh und rette dem Baron noch einmal das Leben. Dann aber wollen wir sobald als möglich fort von hier.

Ein dumpfer Ton drang jetzt von Westen her an ihr Ohr. Es war kein Rollen, sondern nur ein kurzer, hohler Ton. Von der Landstraße aus konnte man bereits den obersten Rand der Wolke über den fernen Baumwipfeln aufsteigen sehen. Es wurde rasch dunkel.

Die Drei kehrten langsam in das Gesinde zurück. Wezwagar ließ, wie immer bei nächtlichen Gewittern, das Vieh aus dem Stall treiben und das Herdfeuer auslöschen. Er ging darauf von Gebäude zu Gebäude, um sich zu überzeugen, daß alle Fenster, Thüren und Luken geschlossen seien, und kehrte dann auf die Bank vor dem Fenster zurück. Ihm war trotz der schwülen Luft und der aufregenden Ereignisse, denen er entgegen ging, leicht und fröhlich zu Muth, hatte er doch sich und sein Weib wieder. Von Zeit zu Zeit blickte er durch das Fenster in die Stube, in der seine Frau die ängstlich gewordenen Kleinen zu beschäftigen und zu beruhigen suchte, und nickte ihr lächelnd zu. Dann beobachtete er wieder das heranziehende Gewitter, dessen Donner jetzt länger und länger grollten. Da flog ein fahler Schein über den dunklen Wald, der Donner aber ließ noch lange auf

sich warten. Das Gewitter war noch entfernt, es kam aber rasch heran. Jetzt flammte es wieder durch den Wald und jetzt wieder und wieder. Ein großer Vogel flatterte ängstlich hoch über den Wipfeln der Bäume; es war, als ob die Blitze ihn blendeten, jeder Blitzstrahl zeigte ihn auf derselben Stelle.

Mittlerweile hatte es auch von Süden her, Anfangs selten, dann immer öfter und öfter aufgeleuchtet. Ein immerwährendes Aufflammen erhellte den Wald und ließ die Dunkelheit, in die er dazwischen versank, nur noch schwärzer erscheinen. Unaufhörlich rollte der Donner. Jetzt schien es, als ob ein Feuerstrom zur Erde niederstürzte, und gleichzeitig krachte es wie eine Salve aus tausend Riesenschlünden.

Der Bauer sprang auf und eilte in die Stube. Lebe wohl, Weiblein, rief er und drückte seine Frau an sich.

Gott schütze dich und helfe dir! erwiderte sie.

Der Bauer stürmte in die Knechtsstube. David, rief er dem Knecht zu, du bleibst daheim; Peter, du kommst mit; es hat im Gut eingeschlagen.

Die Beiden eilten über den Hof, zogen die zitternden Pferde aus dem Stall und sprengten dem Gut zu.

Auf dem Gut hatte man das heranziehende Gewitter auch rechtzeitig bemerkt und alle Vorbereitungen getroffen. Auch hier waren die Heerden unter persönlicher Aufsicht des Barons auf das Feld getrieben, alle Fenster und Thüren geschlossen, alle Feuer ausgelöscht worden. Jetzt war die ganze Familie im Salon versammelt und sah dem Heranziehen des Gewitters zu. Die Baronin hatte ihren Arm in den ihres Mannes gelegt, Fräulein Alexandra stand neben ihrem Bruder, die Gouvernante und die Bonne beantworteten, so gut sie konnten, die ängstlichen Fragen der Kinder.

Wie prachtvoll! rief die Baronin von Zeit zu Zeit.

Im Hintergrunde des Zimmers stand Martha, die alte, treue Wirthschafterin. Sie war die Amme der Baronin gewesen und war seitdem nicht von ihrer Seite gewichen. Sie war sehr energisch und in Bezug auf ihre Herrin und deren Interessen, wie man zu sagen pflegt, päpstlicher als der Papst. Kein Wunder, daß sie von den übrigen Dienstboten, denen sie scharf auf die Finger sah, nicht eben sehr geliebt wurde.

Heute war die Alte auffallend unruhig. Sie seufzte von Zeit zu Zeit schwer und fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

Jetzt fuhr der Blitz hernieder, der Wezwagar aus dem Gesinde trieb.

Um Gott! rief Fräulein Alexandra und trat einen Schritt zurück, das hat eingeschlagen.

Gleich darauf stürzte ein Diener herein: Gnädiger Herr, rief er, der Blitz fuhr in die neue Schmiede! Wir sahen es deutlich.

Der Baron wandte sich, um zu gehen.

Gott schütze dich! sagte die Frau.

Du willst doch nicht bei diesem Unwetter hinaus? rief Fräulein Alexandra.

Natürlich, erwiderte der Baron und schritt der Thüre zu.

Da vertrat ihm die alte Martha den Weg. Gehen Sie nicht, rief die Alte mit zitternder Stimme, um Gottes willen, gehen Sie nicht!

Der Baron lächelte. Nun, es wird nicht so gefährlich sein, meinte er.

Was hast du, Martha? fragte die Baronin beunruhigt.

Gnädiger Herr, gehen Sie nicht! Ich sah deutlich, daß der Blitz an der Waldecke niederfuhr und nicht in die Schmiede.

Einerlei, versetzte der Baron, und wollte weitergehen, die Alte umfaßte ihn aber mit beiden Armen und drängte

ihn zurück. Gnädige Frau, schrie sie, lassen Sie den Herrn auf keinen Fall gehen, es wäre sein Verderben!

Der Baron wurde aufmerksam. Was meinst du, Martha? fragte er und sah zu der Alten nieder.

Gnädige Frau, schrie diese wieder so laut sie konnte, um bei dem unaufhörlich rollenden Donner verstanden zu werden, die Leute wollen dem Herrn ans Leben.

Der Baron und die Baronin traten einen Schritt zurück, das Fräulein und die Gouvernante schrieen laut auf.

Der Baron schwankte nicht einen Augenblick. Zurück, Alte! sagte er fest; glaubst du, daß ich mich vor den Bauern fürchte? Zurück, tritt sofort zurück!

Laß mich mit dir gehen! bat die Baronin.

Komm! erwiderte er kurz. Er stieß aber jetzt auf neuen Widerstand. Die Schwester warf sich ihm, die Gouvernante der Baronin entgegen. Die erschreckten Kinder wußten nicht, was vorging, aber sie klammerten sich an die Kleider der Erwachsenen und schluchzten laut.

Um Gottes willen, Leo, rief das Fräulein, geh nicht hinaus, es wäre dein Tod!

Gnädige Frau, bleiben Sie, bitte, bitte, bleiben Sie! flehte die Gouvernante.

Laß mich, Schwester! erwiderte der Baron ungeduldig. Glaubst du, daß das Leben für mich einen Werth hat, wenn ich mich vor meinen eigenen Bauern fürchten soll? Bist du eine Thorhaken?

Seien Sie keine Närrin, Fräulein, sprach die Baronin, und lassen Sie mich gehen. Soll ich zu Hause bleiben, wenn mein Mann sich in Gefahr begiebt? Haben Sie denn gar keinen Muth im Leibe?

Das Fräulein schien keine Thorhaken zu sein und die Gouvernante gar keinen Muth im Leibe zu haben. Das sonst so mannhafte Fräulein flehte jetzt in den weichsten

Tönen, die Gouvernante war wie von Sinnen vor Aufregung. Der Baron und seine Frau ließen sich aber nicht halten. Es war, als ob ihnen in der Stunde der Gefahr nicht nur die Seele, sondern auch der Leib wuchs. Hoch aufgerichtet eilten sie aus dem Gemach, warfen sich im Vorzimmer, in dem die Dienerschaft scheinbar bestürzt umherstand, ihre Regenmäntel um und eilten hinaus in das Unwetter. Die alte Martha und die Diener folgten ihnen.

Fanny, sagte der Baron nach einer Weile, während sie mit eiligen Schritten der allerdings lichterloh brennenden Schmiede zueilten, Fanny, bleib zurück. Es kann auch dein Tod sein.

Mit dir sterben ist süßer als ohne dich leben, gab die Baronin zur Antwort. Ich bin dein Weib.

Sie eilten weiter. Die Kraft des Gewitters schien gebrochen zu sein, der Donner rollte zwar noch unaufhörlich, aber das Krachen hatte aufgehört. Es fiel kein Tropfen Regen.

So etwas sollte in England vorkommen! rief der Baron.

Die Worte klangen wie ein Schmerzensschrei, der aus tiefster Seele kam. Die Baronin schwieg.

Um die brennende Schmiede war eine große Menschenmenge versammelt, aber nur Wenige liefen hin und her und gossen von Zeit zu Zeit einen Eimer Wasser, das sie aus dem Brunnen geschöpft hatten, in das Feuer. Die Meisten standen regungslos da und blickten nach dem Gutshof hinüber. Als der Baron und seine Frau sichtbar wurden, wandten sich alle diese vom rothen Feuerschein grell beleuchteten Gesichter für einen Augenblick einander zu und richteten sich dann wieder alle auf den Feldweg, auf welchem, vom Schein der Feuersbrunst Anfangs nur matt, dann immer heller und heller beschienen, die Beiden herankamen.

Hier, wo der Feldweg auf den Platz vor der Schmiede mündete, standen die Bauern Kopf an Kopf. Hier standen

auch Namik, Wilks, Pilskaln und der lange Jehze, hinter welchem Wezwagar seinen Platz hatte. Der lange Jehze hielt die rechte Hand unter der Jacke.

Als der Baron und seine Frau sich der Gruppe bis auf zehn Schritte genähert hatten, hörte der lange Jehze Wezwagar hinter sich flüstern: Wenn du den Arm rührst, bist du verloren. Ich spalte dir mit meinem Beil den Kopf. Sieh dich nicht um, bleibe regungslos stehen!

Bist du toll? gab Jehze, ohne sich übrigens zu rühren, zurück.

Ich bin nicht toll, aber ich will nicht, daß dem Baron ein Haar verletzt wird. Hüte dich! Mein Beil ist scharf.

Der Baron und seine Frau gingen jetzt hart an den Beiden vorüber. Die Verschworenen blickten voll Spannung auf Jehze, aber dieser bewegte sich nicht. Als sich nichts ereignete, flogen alle Mützen von den Köpfen.

An die Arbeit! herrschte der Baron den Bauern zu. Was steht ihr da? Zum Brunnen!

Jetzt kam Leben in die Gruppen, sie lös'ten sich auf, Alles flutete wirr durcheinander. In der Besorgniß, besonders verdächtig zu erscheinen, war Jeder jetzt besonders eifrig.

Du Schurke, rief Wilks leise und trat, vor Zorn bebend, an den noch immer regungslos dastehenden Jehze heran, warum schossest du nicht?

Weil ich ihm, sobald er das Pistol hervorgezogen hätte, mit meinem Beil den Schädel gespalten haben würde, erwiderte Wezwagar für den Angeredeten.

Wilks prallte zurück. Du bist ein Verräther!

Und du ein Mordkerl. Und nun gieb Acht, Jehze! Du kehrst jetzt um und gehst, ohne dich umzusehen, langsam in den Wald. Ich bleibe immer hart hinter dir.

Jehze gehorchte pünktlich. Er machte, die Rechte noch

immer unter der Jacke, Kehrt und schritt dem Walde zu. Wezwagar folgte ihm.

Sie gingen nun in den dunklen Wald, der nur von Zeit zu Zeit durch das helle Aufleuchten ferner Blitze erhellt wurde. Von Osten her drang ein starkes Rauschen zu ihnen herüber, dort fiel Regen auf die Blätter der Bäume.

Wohl eine halbe Stunde von der Schmiede entfernt lag im Waldesdunkel ein kleiner See. Hier ließ Wezwagar Jehze halten. Gieb das Ding her, sagte er. Er nahm dann den Revolver und warf ihn in das schwarze Wasser, das hoch aufspritzte. So, sagte Wezwagar, und nun geh mit Gott!

Damit wandte er sich um und schlug die Richtung nach seinem Gesinde ein. Seine That hatte seine Seele gereinigt wie das Gewitter die Luft, ihm war frisch und fröhlich zu Muth. Am Ausgange des Waldes ragte ein Ast eines wilden Apfelbaumes weit über den Pfad vor, auf dem Wezwagar dahinschritt. Er ergriff das Beil, das er trug, mit beiden Händen, schwang es durch die Luft und ließ es sausend auf den Ast fallen, der zu Boden fiel.

Seine Frau erwartete ihn am Kreuzweg. Er umschlang sie und hob sie hoch empor. Jetzt bin ich wieder der Alte, sagte er.

Gott sei Dank dafür! jubelte sie.

Sie gingen nun langsam dem Gesinde zu, und Wezwagar erzählte, was sich ereignet hatte. Weiblein, sagte er zum Schluß, jetzt ist wirklich Alles aus und zu Ende.

Georg, erwiderte die Frau leise, es war gut, daß Alles so kam. Gott weiß, was uns frommt, Gutes und Böses trifft uns zu unserem Besten. Sein Wille geschehe allezeit!

Gewiß, Weiblein. Sein Wille hat uns auch in diesen Wochen geleitet. Er sieht nicht auf die Saat, sondern auf den Säemann. Es handelte sich um mehr als um ein Ei.

Schluß-Kapitel.

Die Sonne versank langsam ins Meer, und ihre letzten Strahlen übergossen die Thürme der Stadt, die Masten der Schiffe im Hafen und die bunte Menge der am Strande lustwandelnden Badegäste mit rothem Schein. Es war ein köstlicher Sommerabend. Der laue Landwind führte von den Wiesen, welche den hinter der Stadt liegenden großen See umgeben, den Geruch von frischem Heu herüber, zugleich mit den Tönen ferner Hornmusik und dem Klange langgezogener Johannislieder, welche die heimkehrenden Mäher und Mädchen in den warmen Abend hinaussangen.

Die beiden Paare, die dort Hand in Hand langsam der nahen Heimat zuwanderten, schienen den Abend recht zu genießen. Es waren zwei Bauern und ihre Frauen.

Ach du mein lieber Gott, begann jetzt der eine und blickte besorgt zum Himmel empor, ach du mein lieber Gott, erbarme dich, es wird gewiß in diesen Tagen regnen. Dann muß alles Heu verderben; und das Gras war doch so schön gewachsen!

Es wird gewiß nicht regnen, versetzte die Frau rasch. Ich bin überzeugt, daß vor Mitte August kein Tropfen Regen fallen wird. Wir werden zweifellos den ersten Regen erst bekommen, wenn die Wintersaat schon eingepflügt sein wird.

Das andere Paar war weiter zurückgeblieben. Weiblein, sagte der Bauer, Gott vergelte es dem Pastor, daß er uns das Geld lieh, um das Höfchen kaufen zu können. Das, was mir etwa an meinem Glück noch fehlte, war der Gedanke, daß unser Gesinde nicht unser Eigenthum war. Hier kann uns nun Niemand mehr kündigen. Das Alles gehört nun uns armen Fischerkindern für alle Zeit.

Die Bäuerin ging still neben ihm her und drückte nur seine Hand. Es war ihr, als ob ihr seliger Vater in seiner alten groben Fischerjacke neben ihr herschritte und ihr stattliches Heimwesen schmunzelnd musterte.

Als sie sich dem Höfchen bis auf einige hundert Schritte genähert hatten, kamen die beiden jüngsten Knaben im schnellsten Lauf auf sie zu. Mutter, riefen beide wie aus Einem Munde, sobald sie die Eltern erreicht hatten, Mutter, ein fremder Herr, der einen großen Braunen reitet, verlangt nach dem Vater!

Als der Bauer und die Bäuerin den Hof erreicht hatten, stutzten sie, denn vor ihnen stand der Waldburgsche Baron Thorhaken.

Der Baron trat rasch auf den Bauern zu. Wezwagar, sagte er, während seine Stirn und seine Wangen sich hochroth färbten, ich komme zu Ihnen, weil ich Ihnen, ohne es zu wollen, Unrecht gethan habe.

Was meinen Sie, gnädiger Herr?

Wezwagar, als wir uns vor sechs Jahren trennten, da glaubte ich, daß Sie meine Habe beschädigt, daß Sie mir nach dem Leben getrachtet hätten. Erst heute habe ich erfahren, daß Sie mir damals zum zweiten Male das Leben retteten. Ich konnte bisher nicht anders als glauben, daß Sie der Mann gewesen seien, der die Bauern gegen mich aufreizte. Mochte die Untersuchung auch zu keinem Resultat führen, mochten die Leute noch so bestimmt versichern, der Blitz habe die Schmiede in Brand gesteckt, mochte selbst die alte Martha behaupten, mich nur gewarnt zu haben, weil sie wußte, daß die Bauern mir feindlich gesinnt seien — ich wußte es besser. Ich irrte nur in der Person meines Feindes. Erst heute erfuhr ich aus dem Munde des Pastors die Wahrheit. Der lange Jehze hat diesem gestern auf dem Sterbebette bekannt, daß Sie ihn in jener Nacht daran verhinderten, auf

mich zu schießen, und daß Sie an Allem unschuldig waren. Wezwagar wie sollte ich das ahnen? Ich danke Ihnen, und ich bitte Sie um Verzeihung. Ich handelte unrecht, als ich Ihre Vergeßlichkeit so streng bestrafte, aber ich that es nicht, um Sie zu verkürzen, sondern weil ich glaubte, daß Sie das Ei absichtlich nicht gebracht hätten.

Der Baron reichte dem Bauern die Rechte, und Wezwagar ergriff sie mit beiden Händen.

Gnädiger Herr, sagte er, ich habe Ihren Dank nicht verdient. Wenn ich den langen Jehze daran verhinderte, Sie zu ermorden, so geschah das nicht um Ihret-, sondern um meinetwillen.

Einerlei, erwiderte der Baron. Wezwagar, wir haben so manches Jahr zusammen gearbeitet und sind gute Freunde gewesen. Jetzt haben wir leider nichts mehr mit einander zu thun, wollen wir uns aber wenigstens ein freundliches Gedenken bewahren. Leben Sie wohl, und wenn die Heuernte Ihnen und Ihrer Frau ein paar freie Stunden übrig läßt, so kommen Sie zur Stadt und besuchen Sie meine Frau, die nicht zu Ihnen heraus kann, weil der Arzt ihr das Reiten und Fahren verboten hat.

Die Drei schüttelten sich noch einmal die Hände, dann winkte der Baron die Magd, die sein Pferd hielt, herbei, schwang sich in den Sattel und ritt langsam durch die herabsinkende Nacht der Stadt zu.

Peerke von Helgoland.

Von Hans Hoffmann.

Der Hexenprediger und andere Novellen. Von Hans Hoffmann
Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1883.

Hans Friedrich Karl Hoffmann wurde am 27. Juli 1848 zu Stettin als Sohn eines Predigers geboren und genoß den Unterricht des dortigen Marienstifts-Gymnasiums, an welchem gerade damals eine Reihe sehr bedeutender und origineller Schulmänner wirkte, bis er im Herbst 1866 die Universität Bonn, später Berlin und Halle bezog, um Philologie zu studieren. Im Vordergrunde seiner Studien stand die germanistische Sprachwissenschaft, während er zugleich der Geschichte der bildenden Künste, sowie der allgemeinen Aesthetik ein lebhaftes Interesse widmete. Vor allen Büchern wirkte damals Vischer's große Aesthetik nach allen Richtungen anregend und fördernd auf ihn. Größere Reisen bis nach Rom und Neapel boten eine werthvolle Ergänzung der Studien und Erweiterung der Interessen. Das Jahr 1870 setzte ihn unter die Zurückgewiesenen wegen nicht genügend entwickelter Muskulatur. Nachdem er am 20. Januar 1871 mit einer Dissertation über die Entstehung der Nibelungen promovirt und im folgenden Herbst die Staatsprüfung absolvirt hatte, begann er zu Ostern 1872 am Stettiner Stadtgymnasium seine öffentliche Lehrthätigkeit, unterbrach dieselbe jedoch schon im Herbst, um ein Jahr lang in Rom als Erzieher im Hause des dortigen deutschen Arztes Dr. Erhart zu verweilen. Eine Reise nach Sicilien, Athen und Konstantinopel gab dieser reichen Zeit einen glücklichen Abschluß. Heimgekehrt unterrichtete er bis zum Herbst 1876 an den Gymnasien zu Stolpe und Danzig, ohne jedoch auf die Länge volle Befriedigung in diesem Berufe zu finden. Eine damals auf zufällige Anregung entstandene und später mit Beifall aufgenommene Novelle ließ zuerst den Gedanken an eine schriftstellerische Thätigkeit in ihm keimen. Das folgende Jahr verbrachte er wiederum in Italien,

versuchte es dann vom Herbst 1877 an noch einmal in Berlin zwei Jahre lang mit der Lehrthätigkeit, fühlte jedoch auch jetzt in diesem Beruf nicht volle Befriedigung und entschloß sich, in schriftstellerischer Arbeit seine Kraft zu erproben. Nach einem zweijährigen Aufenthalt im Hause seiner Eltern zu Stettin und einer dreimonatlichen Reise durch Griechenland siedelte er Ostern 1882 nach Berlin über, woselbst er am Schluß des Jahres 1883 einen eigenen Hausstand gründete. Nachdem er noch zwei Jahre lang bis Ende 1886 als Redacteur der „Deutschen illustrirten Zeitung" thätig gewesen, lebt er seitdem ganz seiner Kunst.

Bisher erschienen von ihm: Unter blauem Himmel. Novellen. Berlin, Gebr. Paetel, 1881. — Der feige Wendelmar. Ein erzählendes Gedicht nach einer altdeutschen Sage. Leipzig, Liebeskind, 1883. — Der Hexenprediger und andere Novellen. Berlin, Paetel, 1883. — Brigitta von Wisby. Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Leipzig, 1884. — Im Lande der Phäaken. Novellen. Berlin, Paetel, 1884. — Neue Korfu-Geschichten. Novellen. Berlin, Paetel, 1887.

Der schlichte, helle Ton, in welchem die hier folgende Novelle vorgetragen ist, hat uns bestimmt, ihr vor anderen des talentvollen Verfassers den Vorzug zu geben, in denen vielfach bedeutendere Motive behandelt sind, doch unter dem gefährlichen Einfluß des großen Züricher Meisters der Novelle nicht frei von Manier und oft mit einer künstlichen Phantastik überhaucht, die nicht zu voller Illusion der Wirklichkeit kommen läßt. Peerke von Helgoland dagegen, wenn sie auch einen anekdotischen Charakter trägt, ist durch die Feinheit der Zeichnung und Wärme des Colorits zu einem kleinen Musternovellchen geworden, das den Beruf des Dichters aufs Entschiedenste bekundet.

H.

Einsam in der Nordsee liegt das kleine Felseneiland frei brausen alle vier Winde über seinen Scheitel und dulden nicht, daß sich volleres Laubwerk auf ihm erhebt als demüthiges Gras und wenige, auch für Menschen nahrhafte Kräutchen; frei schlagen von allen vier Seiten die Wellen an den Fuß des nackten rothen Steins und nagen und wühlen an dem harten Fels wie an der vorgelagerten sandigen Düne. Nicht ohne langsamen Erfolg: alle Jahrzehnte stürzt ein längst gelös'ter schlanker Steinpfeiler zusammen und verschwindet in den mahlenden Fluten: alle paar Jahrzehnte wird ein Stück der niedrigen Düne zerrissen und hinweggespült; aber tapfer und trotzig harrt das verlassene Fleckchen Erde aus, und noch mag ein und das andere lebenslustige Jahrtausend darüber hingehen, ehe es erliegt und für immer in den Wassern versinkt.

Und ein einsames Völkchen wohnt seit uralter Zeit auf dem Eiland, eigen geartet in Sprache und Sitte; und doch wußten die umwohnenden Völker der Nordsee von jeher das Ländchen zu finden und für ihre Zwecke zu nutzen, und wechselnd wehten die Banner benachbarter und entfernterer Fürsten oder Städte auf seiner Höhe. Solcher Wechsel ging

denn nicht immer ohne Gewaltsamkeit und Blutvergießen vor sich; selten aber wurden die Helgoländer selbst beträchtlich in Mitleidenschaft gezogen oder thätig in die Händel verwickelt: sie fügten sich meist geduldig dem siegreichen Regiment, mochte sich nun die schleswigische oder hamburgische oder dänische oder britische Fahne über ihnen blähen. Darunter stand ja doch allzeit ihr eigenes, sicheres Banner unveränderlich fest:

Grün ist das Land,
Roth ist die Wand,
Weiß ist der Sand:
Das sind die Farben von Helgoland.

* * *

Vor nun zweihundert Jahren war es, da hieß der Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein Herr über Helgoland. Weil aber die Herzogthümer schon damals in stets erneuerter Fehde mit dem dänischen Nachbar lagen und dieser in den schwedischen Kriegen der jüngsten Zeit zur See gar mächtig geworden war, so war eine wehrhafte Besatzung auf die Insel gelegt, und ein Wall mit Schanzpfählen und achtzehn schweren Kanonen längs der Ostseite des Oberlandes vertheidigte den Treppenaufgang, der dazumal durch ein dreifaches Thorwerk wider feindliche Ueberfälle gesichert war. Die Einwohner sträubten sich wohl gegen den kriegerischen Zuwachs der Bevölkerung und verhießen selbst die tapferste Vertheidigung ihres Landes; dieser Protest aber fand kein Gehör, und so gingen sie seitdem unter militärischer Obhut ihrem friedlichen, wenn auch weder weichlichen noch gefahrlosen Gewerbe als Fischer und Lotsen nach.

Wo es aber Mühen und Gefahren giebt, da ist es natürlich, daß tüchtige Kräfte vor den mittelmäßigen und geringeren sich leicht hervorthun und rasch zu besonderer

Geltung gelangen. So machte seit einiger Zeit der junge Hans Frank Jaspers häufig von sich reden und nie etwas Anderes, denn Rühmliches. Schon bei seiner allerersten Ausfahrt als Lotse zeigte er eine so ungewöhnliche Sicherheit des Blickes und so besonnene Kühnheit, daß er alsbald mit stillschweigendem Beschluß zu der Zahl der bewährtesten Männer gerechnet und öffentlich mit solchen zusammen genannt wurde.

Damals nun, am Tage selbst nach dieser ersten Lotsenthat geschah es, daß der Jüngling im Vollgefühl seiner frisch erkannten Mannestüchtigkeit über die breite Grasfläche des Oberlandes wandelte und ihm in seiner sinnenden Einsamkeit von ungefähr der Gedanke kam, zu einem tüchtigen und reifen Manne sei wohl als Ergänzung eine eheliche Genossin erforderlich, oder doch ziemlich wünschenswerth. Und er beschloß, die vorhandenen Jungfrauen des Landes einer eiligen Musterung zu unterziehen. Deßhalb drehte er sich kurz herum, nach dem Städtchen zurückzukehren, brauchte aber noch lange nicht so weit zu gehen, da erblickte er vor sich ein junges Dirnchen Namens Peerke Reimers, eben zu jungfräulicher Reife erblüht, aber freilich noch nicht wie Hans Frank in großen Thaten bewährt, daher ihr denn noch ein knospenhaft schüchternes Wesen anhaftete, das er seit gestern mit raschem Schwunge von sich abgestreift hatte.

Peerke hielt einen Eimer in der Hand und schickte sich an, eines der vielen hier angepflöckten Schafe zu melken. Als aber Hans Frank näher trat, erschrak dieses thörichte Thier vor der Heldengröße des Mannes und begann in hastiger, doch ewig vergeblicher Flucht an dem langen Stricke um seinen Pflock zu kreisen. Der Jüngling schien an den bangen Geberden des Geschöpfes ein Wohlgefallen zu finden, denn er trieb und hetzte es nunmehr muthwillig immer weiter herum, bis es sich so nahe an den Pflock heran=

gedreht hatte, daß ihm die weitere Bewegungsfähigkeit genommen war und es sich in alle ihm bevorstehenden Schrecken hülflos ergab.

Peerke schaute diesem Spiele mit vollkommenster Geduld und nicht ohne freundliche Bewunderung zu und wartete, bis die Aufdrehung des Strickes ihm von selbst ein Ende machte. Dann trat sie still hinzu und melkte das gefesselte Thier. Eine so bescheidene und friedliebende Sinnesart gefiel dem Hans Frank, er schob die Hände in die Taschen und schaute dem Mädchen schweigend bei seinem Werke zu. Es konnte ihm aber nicht entgehen, daß Peerke auch jetzt unterweilen stumm bewundernd zu ihm aufblickte: es war deutlich, sie fühlte sich geschmeichelt durch die Theilnahme eines so bedeutenden Mannes; und das vermehrte wiederum sein Wohlwollen. Und als sie ihre Arbeit langsam und sorgfältig vollbracht hatte, ging er neben ihr her und freute sich, wie sicher und gewandt sie den Eimer zu tragen wußte; ohne daß er sich jedoch über diesen oder einen andern Gegenstand laut geäußert hätte. Erst als Peerke bei ihrem väterlichen Hause angekommen war, sagte er: Guten Morgen, Peerke! und begab sich an den östlichen Rand des Oberlandes, Fallem oder Falm genannt. Dort legte er die Arme auf die niedrige Brustwehr, welche die Fortsetzung des Hauptwalles bildete, spreizte die Beine breit und kräftig von einander und blickte recht aufmerksam ins Weite. Nachdem er einige Stunden so gestanden, ohne daß sich auf Meer und Land etwas Bedenkliches ereignet hätte, sprach er ruhig zu sich selbst:

Ja, warum sollte ich sie nicht heirathen?

Worauf er langsam zu Peerke's Wohnung zurückkehrte und ihr seinen Entschluß ehrlich kund that. Das junge Kind erschrak und ahmte das vorige Gebahren des Schafes nach, indem es gleichfalls vor der Heldengröße des Mannes entfloh,

doch mit besserem Erfolg, denn es war an keinen sichtbaren Pflock gefesselt; und so entging es ihm. Auch das Mädchen begab sich an den Rand des Felsens, nur etwas abseits von der Stadt, setzte sich nieder und blickte seinerseits eine beträchtliche Zeit in die freie Ferne hinaus. Dann erhob es sich und sagte:

Ja, dann muß ich ihn ja wohl heirathen.

Hierauf verlobten sich Peerke Reimers und Hans Frank Jaspers, und nachdem sie eine Zeitlang mit einander gegangen und sich gut vertragen hatten, ließen sie sich mit Einwilligung der Eltern kirchlich zusammensprechen. Und seitdem hatten sie nun zwei Jahre als Ehegatten gelebt und vertrugen sich immer noch gut mit einander.

Nun ereignete es sich in einer stürmischen Mainacht des Jahres 1684, daß ein Orlogschiff des Herzogs Christian Albrecht in der Nähe der Insel in arge Noth gerieth und bereits in der äußersten Gefahr schwebte, auf die mörderischen Klippen geworfen zu werden. Da fuhr Hans Frank mit anderen der kühnsten Männer als Lotse hinaus: und als er wiederkam, war das Schiff sicher vorbeigeführt, und er war vor allem Volk der gefeierte Held des Tages, dem keiner bestritt, daß allein seiner Verwegenheit das Schiff, und seiner Vorsicht allein die Lotsen ihre Rettung verdankten.

Stolz erhobenen Hauptes betrat er, nachdem er einen rauschenden Triumphzug durch die engen Gassen gehalten, seine stille Hütte: hier aber bemerkte er mit einigem Mißvergnügen, daß sein junges Weib ihm mit einer Miene entgegentrat, die mehr ein mühsames Aufathmen von großer Angst zu erkennen gab, als ein herzliches Entgegenjauchzen und rechten Stolz auf den Besitz eines so vornehm gearteten Mannes. Derselbe nahm nun zwar an seinem häuslichen Tische Platz, ließ sich auch die rasch aufgetragene Mahlzeit wohl behagen; sobald er aber die leiblichen Bedürfnisse

befriedigt hatte, machte er ein verdrossenes und gelangweiltes Gesicht und verrieth deutlich eine Unruhe und heftige Sehnsucht, sich draußen wieder dem Volke zu zeigen und die laute Bewunderung einzuheimsen, die ihm von seinem undankbaren Weibe leider versagt wurde.

Zum Glücke aber brauchte er sich nicht einmal diese Mühe zu geben. Die öffentliche Anerkennung kam, ihn in seinem eigenen Heim aufzusuchen, und zwar in der allernachdrücklichsten Gestalt des herzoglichen Kommandanten Herrn von Buchwald selber, sowie seines Offiziers, des tapferen und bei Freund und Feind gleich gefürchteten Lieutenants Frobös.

Herrn von Buchwald gelang es nur mit einiger Anstrengung, das Thürchen zu durchschreiten und in das niedrige, wenngleich höchst saubere und wohlgeordnete Gemach zu gelangen, denn er war ein schwerer Mann, von einem Leibesumfange, wie solcher den Landeskindern nimmer zu erreichen vergönnt war. Nach vorsichtiger Prüfung vertraute er sich einem Stuhle an und hieß seinen Lieutenant sowie den Hausherrn selber das Gleiche thun, während Frau Peerke, obwohl nicht wenig erschrocken über einen so ansehnlichen Besuch, nach einigem unsichern Umherirren und Tasten drei stattliche Kannen Husumer Bieres herbeitrug und den Männern vorsetzte.

Der Kommandant trank und hielt eine kurze, aber eindringliche Lobrede auf die Verdienste des wackern Lotsen Hans Frank Jaspers, der dem Herzog eines seiner schönsten Schiffe gerettet, und kam schnell zu der Hauptsache, demselben als einen klingenden Lohn eine erfreuliche Anzahl von Silberthalern auf den Tisch zu zählen. Hans Frank verfiel darüber in den Fehler seiner Frau, sich verschüchtern zu lassen, zumal auch Herr Frobös ein ingrimmiges Gesicht dazu machte und anzudeuten schien, daß der ausgeworfene

Lohn nach seiner Ansicht viel zu hoch gegriffen sei. Herr von Buchwald dagegen zeigte ein desto menschlicheres Gebahren, verwickelte den beglückten und allmählich auch wieder kecker auftretenden Hauswirth in allerhand leutselige Conversation und trank dazu auch eine Kanne Bier nach der andern, so daß Frau Peerke in beständiger Bewegung gehalten wurde und keine Zeit fand, verlegen und überflüssig zu werden. In den kurzen Ruhepausen aber ließ sie von der Ofenecke her heimliche Blicke beglückten Stolzes auf ihrem Gatten ruhen; die sah aber Niemand und er selber auch nicht.

Der Kommandant gerieth indessen bald in eine kräftig erheiterte Stimmung, wie sie ihn bei seiner menschenfreundlichen Sinnesart gar leicht überkam, und versuchte mit Frau Peerke ein zwar unschuldiges und tadelfreies, aber doch ziemlich täppisches Caressiren anzufangen, indem er sie um Kinn und Wangen streichelte und versicherte, daß sie ein wohlgebildetes und sehr niedliches Weibchen sei; worin er sich von der Wahrheit um keinen Schritt entfernte. Das junge Weib hatte aber kein Verständniß für solche Huldigung eines Cavaliers, sondern wich heftig und auch ohne anmuthigen Anstand zurück, erröthete dazu mehr als gebührlich und zeigte sich so recht in der ganzen thörichten Hülflosigkeit ihres Wesens.

Darob ward Herr von Buchwald eine kurze Zeit lang ärgerlich und meinte, ein Mann wie Hans Franz Jaspers hätte wohl von Rechtens wegen ein klügeres und lustigeres Weib verdient: statt dessen scheine ihm nur ein rechtes Hasenfüßlein und armselig Ding zu Theil geworden. Hans Frank machte ein finster trauriges Gesicht; denn wenn ihn auch einen Augenblick ein eifersüchtiges Zorngefühl wider den hohen Herrn selber überwallt hatte, so ward jetzt die Kränkung über seines Weibes ungeschicktes Benehmen größer:

war es doch klar, daß der lustige Kommandant nichts Böses im Schilde führen konnte mit dem, was er im eigenen Beisein des Ehegatten that. Zu gleicher Zeit aber ließ sich aus der Ofenecke ein leise schluchzender Ton vernehmen; und unverzüglich entwich aus der Brust des Kommandanten der Aerger, welcher von je bei ihm ein kurzlebiges Gefühl gewesen, und er versuchte die beiden gekränkten Gemüther ernstlich wieder zu begütigen.

Du mußt dir so ein rasches Wort nicht zu Herzen ziehen, Hans, sagte er, und du auch nicht, Peerke, denn bös war es nicht gemeint. Es können am Ende nicht alle Menschen gleich sein, und alle Frauen auch nicht: mir aber stand zum Vergleich eine andere im Sinn, meine weiland Traute, die reizende Gundula von Wismar, die damals zu Tönningen um mich war. Die war freilich anders geartet, ganz Leben und Feuer und Lustigkeit, vom Wirbel bis zur Zehe; wer sie nur ansah, dem lachte das Herz im Leibe. Fragt nur hier Herrn Froböse, was für Augen sie im Kopfe hatte, schwarz und funkelnd, und was für Zähne, wenn sie lachte, und sie lachte fast immer! Und nimmermehr hätte sie sich so schreckhaft erwiesen, wenn sich einmal ein guter Freund einen harmlosen Scherz mit ihr machte: sie sah mich nur heimlich an, ob ich's erlaubte, und wenn ich lachte und leise nickte, dann wehrte sie auch ein Küßchen nicht allzu streng. Du sollst aber nun hören, Frau Peerke, was sie nachher für mich, ihren Liebsten, gethan. Froböse, erzählet es doch dem jungen Weibe zu Nutz und Frommen.

Hätte nun aber Herr Froböse auch das dringendste Verlangen hierzu bezeigt, er wäre gegen die erwachte Erzählungslust seines Vorgesetzten doch nicht aufgekommen. Dieser fuhr vielmehr ohne sich zu unterbrechen selber fort, seine Geschichte vorzutragen:

Das war damals um Tönningen, sagte er, die Dänen setzten uns hart zu, denn Herr Paulsen commandirte sie, ein gewaltiger Kriegsmann zu Wasser und zu Lande, aber grimmigen und unbeugsamen Sinnes, wie ich fast zu meinem eigenen Lebensschaden erfahren hätte. Denn bei einem Ritte vor den Mauern der Stadt wurde ich mit zwei tapferen Kameraden abgeschnitten und, nachdem unsere Pferde erschossen waren, gefangen vor Paulsen geführt. Dem waren wir sehr willkommene Beute, weil ihm eben zuvor etliche Spione abgefangen waren und stracks gehenkt werden sollten. Paulsen aber wünschte heftig sie zu retten um ihrer fürtrefflichen Dienste willen und ließ uns drei für sie zur Auswechslung anbieten, dräuete auch ernstlich und scharf, wenn ihm seine Kundschafter hangen würden, wolle er am selbigen Tage uns ohne Federlesen mit Pulver und Blei vom Leben zum Tode bringen. Uns Dreien war nicht wohl zu Muth bei dieser Drohung, denn wir hatten zu viel sagen hören von Herrn Paulsen's gräulicher Sinnesart. Jedoch hofften wir auf unsern General, der uns nicht fahren lassen würde um der elenden Späher willen. Darinnen aber täuschte uns unsere Zuversicht. Der General war zu hart erbittert gegen Jene, die ihm durch ihre verrätherische Kundschafterei gar vielen Schaden gethan, und meinte wohl nicht, daß es uns so ernsthaft an den Kragen gehen möchte.

Es geschah aber dennoch. Sobald die Spione bei uns drüben gehenkt waren, verlas man uns gleichfalls das Urthel, wonach wir ohne Verzug mußten erschossen werden. Auch ward diese Mordthat an meinen beiden Kameraden in aller Hast wirklich vollbracht, wodurch Herr Paulsen aller Welt kund gethan hat, welch ein fluchwürdig grausamer Tyrann und Eisenschädel er ist. Ich aber ward wider alles Verhoffen im letzten Augenblick vom Tode gänzlich absolvirt und sogar vollends in die Freiheit gesetzt.

Wie ich nun in hurtiger Freude das feindliche Lager durchschritt und den Ausgang zu gewinnen trachtete, sah ich mit großer Verwunderung neben Herrn Paulsen vor dessen Zelt meine traute Gundula stehen. Da dachte ich: Aha! Denn es ward mir sogleich klar, wie Alles zugegangen. Meine Gundula war als eine andere Judith mitten durch die Feinde zu deren schrecklichem Hauptmann hinausspaziert und hatte durch ihre Bitten und die Lieblichkeit ihrer natürlichen Reize den harten Sinn dieses Holofernes erweicht und zu meinen Gunsten gewandt, also daß sie mein Leben aus seiner Hand durch ihr Verdienst errettete. Leider nur, daß sie seinen Kopf nicht mitbrachte, als sie am Tage zu mir zurückkehrte: vielmehr merkte ich, daß sie in sehr gutem Frieden von einander geschieden waren. Darum vermochte ich es auch fortan nicht mehr über mich, sie als meine Traute zu halten, sondern nur noch als Freundin und gutmüthige Retterin. Und als sie das nicht zufrieden war, verließ sie mich ganz und blieb bei Herrn Paulsen. Mein Leben aber war mir auf solche Weise geblieben, und ich will ein Hundsfott heißen, wenn ich's der Gundula nicht bis an mein Lebensende gedenke. Was meinst du aber, schöne Frau Peerke, wenn ich etwa heutigen Tages Hand an deinen Mann legte, ihn in Ketten mit mir führte und morgen zu spießen, zu rädern oder auch zu viertheilen verhieße? Oder würdest du mir auch noch wehren, deine Wangen zu streicheln, wenn du sein Leben damit lösen könntest?

Peerke war sehr roth geworden bei dieser Frage und rief schaudernd:

O Herr, Ihr werdet ihm niemals solches Leid anthun, und er wird niemals Etwas begehen, das ihn dessen werth machte. Ich weiß, ich wäre viel zu schwach und unklug, um mit Schmeicheleien oder List oder Gewalt Etwas für seine Rettung thun zu können.

Da lachten die beiden Cavaliere herzlich über ihr thörichtes Geständniß, und es war dem armen Geschöpfe in seiner Angst und Verlegenheit wohl anzusehen, daß es von der Natur schlecht für heldenhafte Thaten ausgerüstet war.

Hans Frank aber biß sich zornig die Lippen, denn er hatte nun wirklich erkannt, daß seine Wahl keine rechte gewesen und sein junges Weib seiner nicht würdig sei. Er fand deßwegen auch keine rechte Freude mehr an dem glänzenden Ehrenlohn, sondern verschloß ihn mürrisch im Kasten und sprach kein Wort des Abschieds zu seiner Frau, als er Herrn von Buchwald das Geleite heimwärts gab: denn es stand allerdings schon so um diesen, daß er einer starken Stütze von beiden Seiten bedurfte, um nicht gleich einer gefällten Buche zu Boden zu sinken. Man soll ihn aber deßhalb nicht allzu hart verdammen, weil er nur den landläufigen Sitten seines Säculums folgte; es war eine rauhe und durstige Zeit, eine Zeit, in welcher — um ein vornehmes Exempel zu wählen — von einem nordischen Fürsten berichtet wird, er sei ein feingebildeter Herr gewesen, auch dem allgemeinen Laster wüster Trinkgelage abhold, jedennoch aber fast jeden Tag betrunken.

Danach schlich nun Hans Frank recht niedergeschlagenen Sinnes einige Stunden ohne Ziel umher, denn es kränkte ihn herzlich, daß er sein Weib verachtet und getadelt sehen mußte von einem so hohen und welterfahrenen Herrn, und das leider mit Recht; hatte es sich doch allzu klar erwiesen, wie ganz zaghaften Herzens und wie thörichten Sinnes obenein sie war. Auch schien es ihm nunmehr offenbar geworden, daß sie ihm nicht mit der rechten Liebe zugethan sei, denn sonst könnte sie ihn nicht in Todesgefahr feige und gleichgültig umkommen lassen, wie sie doch eben mit offenen Worten verheißen hatte. Bei dieser letzten Betrachtung ward er von einer bitteren und wehleidigen Stimmung übermannt, daß

er sich deren alsbald selber zu schämen begann, denn es schien ihm nicht angemessen, daß einen ehrengekrönten Seehelden so Etwas anwandeln durfte um eines Weibes willen, dem er doch nur aus Irrthum eine so große Liebe zugewandt hatte. Darum sammelte er sich zur Abwehr in seinem Herzen hastig einen guten männlichen Trotz und Stolz und trat daheim seiner Hausfrau entgegen, wie es sich gebührte, als ein ruhiger, ernster, verschlossener Mann.

Peerke hatte verweinte Augen und schritt mit demüthiger Liebe auf ihn zu; als sie aber sein Antlitz in so gleichgültige und vornehme Falten geordnet sah, da wandte auch sie sich leise trotzend ab und verrichtete ihre letzte Tagesarbeit mit dumpfer und unfreudiger Miene. Sie zankten sich nicht und schmähten sich nicht, sie vertrugen sich immer noch mit einander, und nicht leicht hätte Jemand von außen bemerken können, daß in ihren Herzen Alles anders geworden, als es zuvor gewesen.

In solchem faulen Frieden hätten sie nun vielleicht bis an ihr Ende ohne sonderliche Feindseligkeiten neben einander hinleben können, wenn nicht ein großes politisches Ereigniß auch dies stille Haus auf dem Helgoländer Oberlande mit einem gewaltigen Sturme getroffen und aus der kläglichen Windstille aufgerüttelt hätte.

An einem schönen Junimorgen dieses Jahres 1684 segelte die Helgoländer Fischerflotte, die damals weit stattlichere Schiffe zählte als heutzutage, bei lustigem Winde nach Westen hinaus und gedachte einen guten Fang zu thun, wußte aber nicht, daß statt dessen ihr selbst Netze gestellt waren und sie diesmal armen Fischen gleich ins Garn gehen sollte.

Es war Nachmittags, als Peerke allein draußen bei ihrem angepflöckten Schafe stand und aufs Meer hinausblickte. Das Wasser war munter bewegt, mäßige Wellen tanzten glänzend im Sonnenschein; nicht das leiseste Anzeichen konnte

auf Sturm und Gefahr deuten. Dennoch war ihr beklommen und traurig ums Herz: Hans Frank war heute zum ersten Male von ihr gegangen, ohne ihr die Hand zum Abschied zu reichen. Wohl hatten sie Beide nie ein sonderlich thränenreiches Wesen mit ihrer Trennung gemacht; aber diesmal war das doch noch ganz anders wie sonst. Am fernen Horizonte schwebten die braunen Segel in großer Zahl, ein heiterer und hoffnungsvoller Anblick; aber Peerke wandte die Augen trübe davon ab und blickte theilnahmlos nach anderer Richtung ins Weite.

Im Norden erblickte sie einige andere leuchtend weiße Segel und hielt mit leichter Spannung eine Zeitlang das Auge darauf geheftet. Sie wuchsen schnell, und daran erkannte Peerke, daß sie ihren Curs wohl gerade auf die Insel zuhielten. Schon konnte sie deutlich die schwarzen Rümpfe unter den Segeln erkennen. Es waren vier sehr große Schiffe und alle zugleich auf Helgoland zusteuernd, das war auffallend. Also nicht nach Hamburg oder Bremen. Was konnten sie auf der kleinen Insel zu suchen haben? Ganz umsonst begaben sie sich doch sicher nicht in die Nähe der gefürchteten Riffe.

Plötzlich änderten sie alle vier ihren Curs und steuerten in südwestlicher Richtung abseits. Also doch nach der Wesermündung: so mußten sie in nächster Nähe bei der Fischerflotte vorbei. In der That, sie gingen in geradester Linie neben einander darauf los; und das war wieder nicht mehr die Richtung nach der Weser. Ja so, sie suchten einen Lotsen: das gab für Hans Frank Arbeit und besseren Verdienst, als die Fischerei ihn brachte. Jetzt lagen sie in breiter Linie hinter einander im Westen der Insel; Peerke sah, es waren riesige Schiffe, hohe, geschwungene Rümpfe, gewaltig ragende Masten — es waren Kriegsschiffe. Doch die Flagge war nicht zu erkennen.

Auf einmal stiegen von allen vieren zugleich schwarze Rauchwolken in die Höhe, gleich darauf tönte ein dumpfes Dröhnen herüber . . . und fast im selben Augenblick ein donnernder Knall auf der Insel selbst: das war die Lärmkanone von der Befestigung.

Peerke erbebte, ohne sich jedoch recht klar zu machen, was das bedeute. Mit ängstlicher Sorge verharrte sie an ihrer Stelle und beobachtete die Bewegungen der Schiffe. Da sah sie denn bald, wie diese von Neuem ihr Ziel wechselten und abermals geradeswegs auf die Insel lossegelten. Es folgten ihnen aber sämtliche Helgoländer Boote und Galioten in unmittelbarer Nähe.

In gebührlicher Entfernung vom Lande und den Festungswerken ging das fremde Geschwader vor Anker, und es war deutlich zu sehen, wie die Fahrzeuge der Fischer an den großen Schiffen befestigt und die Leute an Bord geschafft wurden. Auch erkannte Peerke jetzt die dänische Flagge.

Nicht lange darnach ward von dem größten der Schiffe ein Boot ausgesetzt und näherte sich mit raschen Ruderschlägen dem flachen Strand des Unterlandes. Nun endlich eilte das junge Weib hastig dem Städtchen zu, um sicher zu erfahren, um was es sich handelte. Sie fand alle Gassen in Aufregung; die Thore an der Treppe waren geschlossen, und Niemand ward ohne besondere Erlaubniß mehr hinab- oder hereingelassen.

Die Abgesandten der Dänen waren gelandet und wurden aufs Oberland zur Wohnung des Kommandanten geführt. Sie machten aber schon draußen vor dem Volk kein Geheimniß daraus, welchen Auftrag sie auszurichten hätten; der dänische Contre-Admiral Paulsen schickte die einfache Botschaft, wenn nicht binnen hier und sechs Stunden die Insel Heiligland mitsammt ihren Befestigungen, Kanonen und bewaffneten Mannschaften Seiner dänischen Majestät

Christian V. zu Eigenthum sich ergeben haben werde, wolle genannter Admiral Paulsen sämmtliche gefangenen Fischer jeglichen am Mast seines Schiffes aufknüpfen lassen.

Auf diese schreckhafte Kunde verbreitete sich ein unendliches Jammergeschrei unter dem armseligen Völkchen, das nun zum weitaus größeren Theile aus Weibern und Kindern bestand, in wirrer Gedankenlosigkeit rannte Alles durcheinander, und die Zahl Derer war nicht sehr groß, welche auch nur so viel Besinnung behielten, die Abgesandten zum Hause des Kommandanten zu begleiten und dessen Bescheid daselbst zu erwarten.

Auch währte es eine lange, sorgenvolle Weile, bis dieser Bescheid ergangen war. Denn Herr von Buchwald war ein guter und wohlmeinender Mann, und darum schien es ihm eine bitterböse Wahl, vor die er sich gestellt sah, daß er entweder wie ein verrätherischer Knecht ohne Schuß und Schwertstreich ein Eigenthum seines Herrn, des Herzogs, dem Feinde ausliefern oder aber die meisten und besten Bürger des seiner Obhut befohlenen Erdenfleckchens einem jämmerlichen und schmachvollen Tode preisgeben mußte. Kannte er doch Herrn Paulsen gar zu gut, den er neuerlich nicht ohne Ursache einen fluchwürdigen Tyrannen und Eisenschädel geheißen hatte. Darum bekümmerte ihn diese Noth nicht wenig, und er vermochte schwer zu einem Entschlusse zu gelangen.

O Froböś, Froböś, hörte man ihn mehrfach zu seinem Lieutenant erseufzen, es ist eine allzu böse Schlinge, in die wir gerathen sind. Wollte ich doch lieber, daß ich an Händen und Füßen gebunden im tiefsten Kerker säße und solchergestalt dieser schrecklichen Entscheidung frei und enthoben wäre.

Froböś aber mißbilligte scharf diese Rede und meinte, wenn sein Kommandant so überweichen Herzens sei und

etwa bei dem Wunsche beharre, an Händen und Füßen gebunden und dafür der Gewissensbürde entledigt zu werden, so sei er gerne bereit, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen, gedenke seinerseits aber dann um so fester an seiner Soldatenpflicht festzuhalten, man solle ihn nur mit seinen Leuten sich wehren lassen, er sei im äußersten Falle bereit, wie Simson unter den Philistern zu fallen. Uebrigens aber sei er der Ansicht, daß Soldatenblut nicht schlechter sei als Fischerblut, darum solle man den Gefangenen die Ehre, für das Vaterland gehangen zu werden, nicht mißgönnen.

An dieser kraftvollen Ansprache seines Lieutenants erkannte Herr von Buchwald, daß er nicht wohl anders könne, als seine Brust dem Mitleid gänzlich verschließen, um sich mit aller Kraft an die Vertheidigung seines Postens zu geben, wollte er nicht schnöder Feigheit und Verrathes geziehen werden. Darum erklärte er den Dänen in sehr hastigen und zornigen Worten seinen Entschluß, unter keinen Umständen seinen wohlverwahrten Platz zu übergeben, und wenn auch die Bürger, Bauern und Adeligen beider Herzogthümer Schleswig und Holstein insgesammt vor seinen sichtlichen Augen rund um die Insel herum sollten gehenkt werden.

Mit diesem rauhen Abschied wurden die Gesandten entlassen, stiegen zu Schiff und ließen das Ländchen in der elendesten Verzweiflung zurück.

Während nun alle die armen Weiber in rathlosem Jammer die Gäßchen auf- und abliefen wie ein Volk aufgescheuchter Seevögel, hatte sich Peerke in ihr Häuschen zurückgezogen, denn sie war fast ebenso verschüchtert von dem Lärm der Menschen als von dem drohenden Verhängniß. Drinnen aber, da Niemand sie sah, benahm sie sich nicht minder thöricht und zwecklos, wie alle Andern auch. Erst vollbrachte sie gedankenlos ihre gewöhnliche Tagesarbeit, putzte ihre Töpfe, machte dann Feuer an und begann für

Zwei zu kochen, als wenn es schon Abend wäre; als ihr aber einfiel, daß ihr Hans Frank wahrscheinlich kaum noch einer Mahlzeit bedürfen würde, sank sie in die Kniee, weinte und betete, vermochte aber keines kräftigen Gedankens mächtig zu werden. Zuletzt sprang sie wieder hastig auf und fuhr fort zu wirthschaften und allerhand unnöthige Ordnung zu schaffen, als ob sie einen andern Gast und nicht den Tod im Hause erwarte.

Mitten unter diesem wirren Treiben ward sie durch einen dumpfen Kanonenschlag aufgeschreckt; das war das zuvor angekündigte Signal der Feinde, welches zur Warnung kund thun sollte, daß die erste Stunde der gestellten Galgenfrist abgelaufen sei. Nur noch fünf andere Stündlein, und Hans Frank Jaspers mußte mit all seinen Genossen am Mast seines eigenen Bootes elendiglich hängen.

O mein Hans, dachte Frau Peerke, daß du doch so schmählich enden mußt, der du so manchem Mann das Leben gerettet hast und immerdar der kühnste und herrlichste Mann auf Helgoland gewesen bist! Wieviel besser wäre es, wenn ich statt deiner stürbe, die ich doch wenig nutz bin im Lande und nimmer deiner würdig war!

Dieser Gedanke fuhr nun fort, sich langsam in ihrem Kopfe festzusetzen; nichts dünkte sie herrlicher, als wenn sie durch einen freiwilligen Tod ihrem Gatten zu guter Letzt noch beweisen könnte, daß sie doch nicht so ganz verstockt furchtsamer Art sei. Und wenn sie hier auf der Stelle in ihrem Hause verborgen für ihn hätte sterben können, sie hätte sich wohl keinen Augenblick besonnen. Aber so leicht war das freilich nicht gethan; und vergeblich brütete sie lange, lange thatlos und zitternd über einem erlösenden Entschluß.

Da verkündete ein zweiter Schuß, daß der gefürchtete Augenblick abermals um eine Stunde näher gerückt sei.

Die schauerliche Mahnung riß sie endlich aus ihrem nutzlosen Hinzaudern, und sie gedachte der Worte, die jüngstens Herr von Buchwald spottend zu ihr geredet, und der Geschichte, die er von der schönen Gundula aus Wismar erzählt hatte. Und alsobald raffte sie sich zusammen, verließ das Haus und eilte, den Kommandanten in seiner Burg um Hülfe anzugehen.

Die Burg, welche indessen nichts Anderes war als ein mäßiges, halb hölzernes Gebäude, fand sie umlagert von weinenden Frauen, welche durch ihre Seufzer das Herz des Kommandanten noch zu erweichen versuchten. Derselbe hatte sich aber weislich vor solchem moralischen Zwange geborgen, die Thüren und Fenster waren geschlossen und fest verwahrt, und eine doppelte Anzahl Schildwachen hütete seine patriotische Unerschütterlichkeit und verwehrte aufs Strengste jedem Unbefugten den Eingang.

Nun war aber Peerke's Erfindungskraft einmal in Fluß gekommen und gab ihr, von der steigenden Noth befeuert, langsam einen neuen, nicht unweisen Anschlag ein. Sie entsann sich, daß Herr von Buchwald sich bei seinem Besuche als ein geringer Feind eines frischen Trunkes erwiesen hatte, und baute auf diese Wahrnehmung einen kecken und abenteuerlichen Plan. Sie entnahm von dem Schenkwirth Janssen, dessen Wohnung nicht zu weit entfernt war, auf Borg ein Fäßlein Husumer, legte es auf ihre Schulter und spazierte mit tapferen Schritten zur Burg zurück. Als sie durch die Menge der Weiber mühsam bis zur Thürwache gedrungen war, vermeldete sie, daß sie ein Fäßlein Husumer zu übergeben beauftragt sei, welches der Kommandant zu seines Lebens Unterhalt bestellt habe.

Die Wache machte ein verwundertes Gesicht und bemerkte, daß an diesem selben Morgen erst ein nicht unbeträchtliches Faß Bier hereingebracht sei und nicht wohl angenommen

werden könne, es sei bereits anjetzt bis zum Grund ausgezapft. Bei dieser Nachricht erschrak Peerke recht ernstlich, denn sie fürchtete sich, auf einer Lüge ertappt zu werden, und daß sie einen schimpflichen Rückzug thun müßte; die Noth des Augenblicks aber gab ihr Kraft, und sie fing an, sehr barsch mit dem Menschen zu reden, meinte, der Schenkwirth Janssen sei nicht gewohnt, sich zum Narren halten zu lassen, auch der Kommandant selber werde sich nicht gern mit einem solchen Manne verfeinden, und die Schildwache solle am Ende Alles zu verantworten haben, wenn sie ihr nicht augenblicklich Raum gebe.

Der arme Mensch ward nun wirklich verwirrt, da er ein Frauenzimmer so nachdrücklich und fast despectirlich wider den Kommandanten sich ereifern hörte, fürchtete ein Unheil auf sein unschuldiges Haupt herabzuziehen und hielt es für klüger, die ziemlich unbedenkliche Person passieren zu lassen.

Es fügte sich aber so glücklich, daß Herr von Buchwald infolge der starken Aufregung dieses Tages und um sein von herbem Mitgefühl gepeinigtes Herz zu beruhigen, den Morgens eingelieferten Vorrath an Bier eben bis auf die Nagelprobe verzehrt hatte und deßhalb nicht wenig erfreut und gerührt war, als in so unerwarteter Weise dem kaum drohenden Mangel abgeholfen ward.

Peerke stand dicht vor der Thür still und stellte das Bierfäßchen wie eine Schutzwehr vor sich hin, denn als sie den Kommandanten ganz allein in seinem Zimmer sitzend fand, ward sie vor großem Respect sogleich von dem alten Geiste der Furchtsamkeit ergriffen; zu sagen aber wußte sie gar nichts. Und auch er erschrak ein wenig, als er sie erkannte, und fragte sie betreten:

Gute Peerke, ist dein Mann auch unter den Gefangenen?

Da brachen ihr die Thränen heftig hervor, und er konnte daran erkennen, daß es wirklich an dem war. Weil

er aber von ihrem Kummer stark und plötzlich ergriffen wurde und fürchtete, die Bewegung seines Herzens möchte ihn übermeistern, fand er keinen andern Ausweg, als mit recht grimmiger Miene und Stimme sie anzufahren:

Deinem Mann widerfährt nichts Schlimmeres als den Andern auch: ich kann Nichts thun. Dulce et decorum est . . . Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben.

Je grimmiger der Kommandant sich geberdete, desto schneller faßte sich Frau Peerke und schien sogar auf einmal einen leidlichen Heldenmuth gewonnen zu haben. Sie äußerte ganz trotzig, es erscheine ihr süßer, wenn ein tüchtiger Lotse dem Vaterlande erhalten bleibe, und ehrenvoller, wenn ein schwaches, feiges und nutzloses Frauenzimmer für ihren Mann sterben könne, und bat kurzweg, ihre eigene Person dem wütenden Feinde auszuliefern und dafür den Hans Frank Jaspers zurückzufordern. Nur möchte sie, wenn es geschehen könnte, der Schicklichkeit halber gerne des Hängens ledig sein und lieber etwa, was auch das Einfachste sei, im Wasser ertränkt werden.

Herr von Buchwald richtete sich in seinem Stuhle hoch auf, saß starr und steif, blickte Peerke mit großen Augen ins Angesicht und forschte aufmerksam, ob er nicht etwa mit einer geistig Verstörten zu thun habe. Denn es schien wohl begreiflich, daß ihre Seele bei einem so schweren Ereigniß könnte gelitten haben.

Wie er sie aber so still und ernsthaft dastehen sah und auch nicht eine einzige Miene oder Geberde ein aufgeregtes und irres Wesen verrieth, schüttelte er verwundert den Kopf und fragte:

Wie, Peerke? Ich glaubte, und dein Mann selber sagte es, du seiest von furchtsamer und kläglicher Art und liebtest auch ihn nicht so recht, wie es sich gebührte, geschweige denn,

daß du ein so gewaltiges Ding um seinetwillen zu erdulden bereit wärest!

Das ist Alles wahr, Herr Kommandant, entgegnete Peerke, und eben darum, weil ich seiner so gar nicht werth bin, ihn auch nicht richtig zu lieben verstehe, wäre es das Beste, ich würde rasch von ihm und aus der Welt gethan. Und deßhalb kam ich zu bitten, daß dieser Tausch vorgenommen werde.

Da erseufzte Herr von Buchwald heftig, hob sich von seinem Sessel auf und ging eine Zeitlang mit schweren und schwankenden Schritten in dem Gemache umher. Endlich blieb er vor der Peerke stehen, legte seine beiden großen rauhen Hände auf ihren blonden Kopf und sagte, so strenge er konnte:

Peerke, geh nach Hause, ich weiß dir keinen Rath noch Trost, es sei denn, daß der Herrgott selber seinen Blitz auf die Feinde niederschicke und die unschuldigen Opfer aus ihren blutgierigen Klauen befreie. Dieser Tausch ist unmöglich, denn nimmer würden die Dänen so große Narren sein und einen starken Mann für ein armseliges Weiblein herausgeben. Auch ist es wohl billig, daß im Kriege ein Mann für sein Weib und Kind sterbe, aber nicht umgekehrt. Darum gieb diesen Gedanken auf und stelle deine Sache einzig dem Himmel anheim.

Da fiel das arme Weib zu seinen Füßen nieder und rief mit vielem Schluchzen:

O Herr, erbarmet Euch unser Aller und thut dem schrecklichen Feinde nach seinem Begehren, daß nicht all dies unschuldige Blut zuletzt auf Euer Haupt komme. Oder wo nicht, so vergönnet doch mir hinüberzusegeln und selber mit dem Admiral der Dänen zu reden!

Hier ließ der Kommandant zum andern Male den seltsamen Wunsch vernehmen, an Händen und Füßen gebunden

und aller Macht und Entscheidung ledig zu werden. Da aber offenbar Niemand vorhanden war, der ihm diesen Wunsch erfüllen konnte, so ließ er davon ab und begann die flehende Peerke hart anzulassen, schalt sie eine Närrin und dergleichen, versicherte auch ernstlich, er werde nimmermehr zugeben, daß sie sich in nutzlose Gefahren begebe für einen Mann, der es nicht im Mindesten werth sei; denn er habe in mehrjähriger Ehe noch nicht einmal erkannt, welch herrlichen Schatz er an seinem Weibe besäße, er sei also ein höchst blödsichtiger Thor oder gar ein Schelm, der sich vor Hochmuth blähe.

Jedoch mußte Herr von Buchwald nun rasch erkennen, daß er für solche heftige Ausfälle wider einen Abwesenden sein Publikum schlecht gewählt hatte: zum ersten Mal vielleicht in ihrem Leben wallte Peerke's sanftes Blut hitziger auf, sie sprang auf ihre Füße, vergaß ihre vorige Bescheidenheit und fing an rücksichtslos auf Jeden zu schmähen, der ihrem Gatten, dem besten Manne von Helgoland, Etwas anzuhängen wagte. Es seien das lauter höchst abscheuliche und widerwärtige Lügen, die nur der Neid erfinden könne; denn freilich sei nicht Jedermann ein Held wie Hans Frank, der sich bisher schon im Frieden tapferer bewiesen habe, als alle Soldaten und Offiziere der Garnison zusammengenommen im Kriege — und was dergleichen schlimme und aufrührerische Reden mehr waren.

Herr von Buchwald beobachtete mit großem Erstaunen die merkwürdige Erscheinung, wie dies sanftmüthigste Vögelchen von der Welt plötzlich so grimmig und gereizt sein Gefieder sträubte und höchst gewaltthätig um sich kämpfte. Er fand aber zugleich, daß durch die erhitzten Mienen und die sprühenden Augen ihrer leiblichen Schönheit gar kein Abbruch geschehe, und diese Bemerkung erfüllte ihn mit so großem Wohlwollen, daß er rasch das hübsche zornige

Köpfchen mit beiden Händen ergriff und den beredten Mund liebreich zu küssen versuchte.

Aber auch ihre Abwehr gerieth diesmal ganz anders als ehedem in ihrer Hütte. Die hastige Bewegung ihrer Hände sah einem ernsthaften Schlagen sehr bedenklich ähnlich, und die Ritterlichkeit des hohen Offiziers ward wirklich auf eine harte Probe gestellt. Zum Glücke war er durch das geleerte Fäßchen hinter sich und das volle vor sich in eine unzerstörbar rosige Laune versetzt; und so lachte er nur herzlich und sagte:

O Peerke, wenn du nur ein einziges Mal deinem Ehegemahl so zu Leibe gegangen wärest, wahrlich, du hättest dir längst eine ganz andere Hochachtung bei ihm gewonnen, als er dir bisher zu Theil werden ließ.

Dieser nutzbare Rath übte doch eine besänftigende Wirkung auf Frau Peerke's erregtes Gemüth; sie stand verdutzt und sehr nachdenklich und wußte nichts darauf zu erwidern.

Herr von Buchwald ward auf einmal sehr ernst, hob den Finger empor und sagte ruhig:

Siehe, gute Peerke, wenn du dich so ungeberdig zeigest bei dem Scherz eines Freundes, was wolltest du anstellen, wenn Herr Paulsen drüben bei den Dänen dich etwa mit roheren Händen antastete? Oder glaubst du, daß du leichteren Kaufs das Leben deines Gatten von Jenem erwirken würdest?

Da gedachte Peerke wiederum der schönen Gundula von Wismar; sie erschauderte und wagte kein Wort mehr zu äußern, sondern stand still weinend mit demüthig gefalteten Händen.

Bei diesem Anblick entschloß sich der Commandant jählings zu einem fluchtähnlichen Rückzuge; er entwich durch eine Seitenthür in sein Schlafgemach und sicherte sich dort durch Schloß und Riegel vor weiteren Angriffen auf sein patriotisches Gewissen.

So fand sich denn Peerke allein den tauben Wänden gegenüber, und sie erkannte, daß sie hier auf keine Hülfe mehr zu hoffen habe, obwohl es ihr nicht entgangen war, wie sauer dem Kommandanten solche Härte ankam, denn er hatte ja selbst gewünscht, lieber an Händen und Füßen gebunden zu sein. Indem ihr nun dieser verzweifelte Ausruf sorgenvoll durch den Sinn ging, ward sie wiederum durch den fürchterlichen fernen Schuß aufgeschreckt — die dritte Stunde, die Hälfte der gegebenen Bedenkzeit, war abgelaufen.

Dieser mitleidslose Mahnruf schüttelte ihre durchängstigte Seele so sehr, daß es sie nicht länger in dem einsamen Raume duldete; sie verließ die Burg mit dem heimlichen Gedanken, draußen noch irgend einen neuen Versuch zur Rettung zu machen — nur welchen, das wußte sie freilich nicht. Wie sie nun an den Wachen vorbei ins Freie gelangt war, dröhnten ihr andere laute, aber friedliche und feierliche Klänge entgegen; es waren die Glocken, welche die klagende Gemeinde zu einer herzlichen Fürbitte in die Kirche beriefen. Auch sah Peerke, daß die Frauen fast alle von ihrem hoffnungslosen Jammern vor der Burg abließen und dem Glockenton nachgingen. Da folgte auch sie dem heiligen Ruf, um dem höchsten Herrn als dem ewigen Erbarmer ihre Noth ans Herz zu legen.

Als sie die Halle der Kirche betrat, fand sie die Frauen und wenige Männer mit ihnen überall auf den Knieen liegend, und der Pfarrer stand vor dem Altar und hatte eben begonnen, durch eine tröstende Ansprache die zerknirschten Seelen aufzurichten. Er sprach in schönen warmen Worten über den Text: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Er ermahnte, in Demuth die große Prüfung Gottes aufzunehmen und zu tragen, gab zu bedenken, daß der jähe Tod der gefangenen Freunde gefordert

werde durch die Treue gegen die von Gott bestellte Obrigkeit und durch den heiligen Eid des Gehorsams und der Unterthänigkeit, den alle Männer des Eilands ihrem Herrn, dem Herzog Christian Albrecht, zugleich geleistet; und obzwar die armen Fischer wider ihren Willen in die dringende Leibesgefahr gekommen seien, so würden sie doch den Tod wahrer Helden und Märtyrer sterben, wenn sie ihn mit willigem Herzen und freiem Muth für das Vaterland erduldeten.

Solche und viele andere ähnliche Worte sprach der Pfarrer in langer Rede mit ruhiger, feierlicher Stimme, einer Stimme, deren edler und starker Ton alle Hörenden festhielt und seinen erhabenen Gedanken zu folgen zwang. Und nun fuhr er fort zu ermahnen: auch sie selbst, die Zurückgebliebenen, würden Theil haben an dem Ruhme echten Heldenthums, wenn sie demüthigen Herzens das Opfer brächten, ob es gleich Manchem wohl noch schwerer dünken möchte, als das, welches von den Sterbenden selber gefordert werde; denn es sei für ein liebendes Weib oder Mutter oder Vater gewißlich leichter, das eigene Leben hinzugeben, als das eines theuern Gatten oder Kindes . . . und darum werde solche Demuth vor Gottes Thron auch doppelt hoch angerechnet werden . . .

Bei all diesen letzten Worten aber zuckte ein leises wehevolles Beben durch den vollen Klang seiner Stimme, ein hart bekämpfter und dennoch unaufhaltsam durchbrechender Ton eigenen namenlosen Schmerzes; und obwohl Niemand sein Antlitz mehr deutlich sehen konnte, denn der Abend dämmerte schon schwer in der gewölbten Halle, so zog doch wie eine mitleidsvolle Antwort ein vernehmliches Seufzen und Schluchzen durch die Reihe der trauernden Beterinnen. Denn eine Jede wußte, daß der eigene einzige Sohn des geistlichen Herrn, ein blühender, fröhlicher Jüngling, an

diesem Morgen zu seiner Belustigung mit den Fischern hinausgefahren war.

Und als der Pfarrer dies stille, theilnahmvolle Seufzen unter dem dämmernden Gewölbe ringsumher vernahm, da vermochte er nicht mehr weiter zu predigen, sondern weinte überlaut und trat von den Stufen des Altars herab, indem er ausrief:

O mein Herr und Gott, siehe, ich bin unwürdig, dein Wort dieser armen Gemeinde in so furchtbarer Stunde zu verkünden, denn ich vermag nicht mein eigenes verzagtes Herz zu beschwichtigen, meine Seele zerbricht unter dem Opfer, das sie gerne bringen soll und nicht kann, ob es schon geringer ist, als was du selbst gethan hast, da du deinen eingeborenen Sohn am Kreuzesstamm hinschlachten ließest, die sündige Menschheit zu erlösen. O Herr, erbarme du dich dieser Weinenden und rede selber mit deiner heiligen Stimme zu ihren Herzen; ich vermag nicht fürder sie zu trösten.

Als der Pfarrer diese Rede der bitteren Verweiflung herausgestoßen, entstand eine tiefe, bange Stille des Staunens und Schreckens; aber mitten in diese Stille hinein tönte statt der tröstenden Stimme des Herrn das gräßliche Dröhnen des todverkündenden feindlichen Geschützes, das Ende der vierten Stunde verkündend.

Und ein mehrhundertstimmiger, entsetzlicher Aufschrei folgte, und dann ward es wieder eine Stille, schwül und dumpf, als ob der Tod schon selber auch hier seinen Einzug gehalten.

In diesem Augenblick vernahm man vom Altare her eine andere Stimme, die Allen bekannt war und dennoch Allen fremd erschien, weil Keiner je so laute und kühne Worte von ihr vernommen hatte. Denn es war Peerke

Reimers, Hans Frank Jasper's Ehefrau, die verständlich vor allem Volke zu sprechen begann:

Gott wird uns helfen! rief sie, und sie sollen nicht sterben! Wir können sie retten, wir, die Frauen von Helgoland, wenn wir Muth haben und nicht zaudern. Wisset, vor einer Stunde hörte ich unsern Kommandanten selber bitterlich seufzen und sagen: Ich wollte, daß ich an Händen und Füßen gebunden und aller Macht und Entscheidung ledig wäre! Und daraus erkannte ich, daß auch er mit Kummer den Tod unserer unschuldigen Männer sähe und sie gerne vom Hängen retten möchte, wenn er könnte: aber sein Eid bindet ihn und seine Soldaten mit ihm und auch die anderen Männer von Helgoland. Denn sie Alle haben dem Herzog geschworen, ihm dies Land treu zu bewahren mit ihrem Schwert und Blut; darum dürfen sie jetzt nichts thun, was zum Schaden seiner Herrschaft wäre. Wer aber hat jemals uns, die Frauen, schwören lassen? Wir sind allzumal frei von Eid und Pflicht wider den Herzog, wir haben nur Eine Treue zu bewahren, die wir hier vor diesem Altar beschworen haben, die Treue gegen unsere Männer. Mein Mann ist mein Herzog und mein König, und mein Haus ist mein Vaterland; dafür sollen wir leben und wollten wir sterben, wenn es so verhängt wäre. Ich meine aber, daß wir Alle noch bessere Hoffnung haben dürfen. Denn warum sollten wir Herrn von Buchwald nicht seinen Wunsch erfüllen und ihn seiner Verantwortung entledigen, indem wir ihn binden und in Haft setzen und mit ihm Herrn Frobös und die Soldaten alle? Wir sind doch unser mehr denn zehn oder zwanzig gegen einen, auch findet wohl Manche von uns daheim eine Waffe ihres Mannes oder Bruders, die uns helfen könne, sie zu schrecken, falls sie einen Widerstand versuchen sollten. Ich denke aber, wir müssen sie mit List und so heimlich überrumpeln, daß keiner einen Gedanken

findet, sich zu wehren. Wenn wir sie aber überwältigt und gefangen haben, sind wir die Herren der Insel und haben Freiheit, sie dem Dänenkönig zu übergeben oder wem wir wollen. Auch habe ich öfters sagen hören, daß der König und der Herzog unter einander rechte Vettern sind; was thun wir also sonderlich Böses und Verrätherisches, da doch Alles in der Verwandtschaft bleibt? Wenn sie mit einander handeln, wie es unter Verwandten gebührt, so werden sie schon selber nachher einen Ausgleich finden, ohne daß unsere Männer um ihres Haders willen gefangen zu werden brauchen.

So weit hatte die tapfere Peerke vor der staunenden Menge ohne Unterbrechung gesprochen; die wachsende Dunkelheit gab ihr Muth, so frei zu reden, was sie im hellen Tageslicht schwerlich würde zu Stande gebracht haben. Zuletzt aber war ihre Aufregung und Angst so groß geworden, daß sie in ein schweres, krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Doch das vernahm zum Glück Niemand mehr, so daß Niemand ihren festen Heldensinn in Zweifel ziehen konnte: sobald ihre Stimme nur einen Augenblick nicht mehr gehört wurde, erscholl durch den eben noch so lautlosen Raum der Kirche ein gewaltiges und freilich unheiliges Freudengeschrei. Denn es ist wohl wahr, daß wenige hundert Frauen, so sie begeistert sind, ein durchdringenderes Getöse von sich zu geben vermögen, als wenn zehntausend Männer in der Schlacht schreien.

Der Lärm war aber so groß, daß dringend zu befürchten war, man möchte es auf der Burg oder dem Walle vernehmen und irgend welchen Verdacht daraus schöpfen; und es war Niemand vorhanden, der Ruhe zu gebieten die Macht und die Stimme gehabt hätte. Und doch fand sich Einer zuletzt, und Einer, dem man es am wenigsten zugetraut hätte: das war der Küster, ein alt dürres und schon halb geistesschwaches Männchen, das keinen Bruder, Sohn

oder Enkel mehr auf Erden hatte und sich um nichts mehr kümmerte als um seinen Dienst, den es treu und gedankenlos nach altem Brauch zu versehen pflegte.

Diesem Küster erschien sowohl die Predigt eines Frauenzimmers vor dem Altar als auch das regellose Geschrei, welches darauf folgte, so unziemlich, daß er zornig darüber wurde und im heiligen Eifer, um dasselbe endlich zu übertönen und zu unterdrücken, mit aller Macht die Orgel zu spielen anhub. Und nun braus'ten über die gellende Frauenmenge dahin die Klänge einer herrlichen, ernst gehaltenen und zugleich doch starken und wehrhaften Weise:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns itzt hat betroffen,
Der alt böse Feind,
Mit Ernst er's itzt meint;
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nichts seins gleichen.

Da verstummte alles Mißtönen und wirre Lärmen und ging unter in dem Orgelklang und den stolzen Accorden des Trutzliedes; und alle Frauen, eine nach der andern, stimmten mit ein und sangen das Lied wie ein großes Gebet um Muth und Kraft. Und obgleich nur wenige Männerstimmen einfielen, hallte es doch stark und freudig unter der Wölbung, und man mochte erkennen, daß ein neuer, männlicher Geist sich auf diese armen Frauen gesetzt hatte und auch ihre zarten Stimmen mit einer ernsten Kraft erfüllte.

Und als der letzte Vers des Gesanges verklungen war, erhoben sich Alle einmüthig und still, gingen in kleinen Schwärmen aus der Kirche und ordneten sich draußen so gut, als ob sie von dem strengsten Kommandanten ihr Leben

lang in scharfer Zucht gehalten wären. Diese Schwärme zerstreuten sich zu ihren Häusern, um alle Waffen zu sammeln und sich damit wieder in der Kirche zu gemeinsamer That zu vereinigen. Andere entzündeten unterdessen, als ob es ihnen geheißen wäre, die Lichter in der Kirche und stellten sich dann in guter stiller Ordnung um Frau Peerke, welche auf den Stufen des Altares in die Kniee gesunken war. Der Pfarrer aber betete neben ihr, und von oben her tönte die Orgel in anderen Weisen fort und fort; und es war, als wenn dem armseligen Küster ein fürsorglicher Geist befohlen hätte, mit diesen weit vernehmbaren Klängen allen anderen Lärm zu verhüllen, so daß in den Rotten der Besatzung Niemand einen Argwohn fassen konnte.

Wirklich lagen die Soldaten während dieser heimlich kühnen Vorbereitung sorglos in ihren Hütten, und selbst die Schildwachen blickten von dem Walle nur lässiger aufs Meer hinaus, denn es war eine lichte Sommernacht, deutlich waren die Umrisse der feindlichen Orlogschiffe gegen den halbhellen Horizont zu unterscheiden, und nicht ein Boot konnte von dort sich nähern, ohne sofort bemerkt zu werden, so daß ein Ueberfall nicht im Geringsten zu besorgen war.

Herr von Buchwald aber saß mit seinem Lieutenant Froböß in der Burg, hatte das zweite Fäßlein, das ihm Frau Peerke gebracht, angestochen und zechte fleißig mit ihm um die Wette, denn er fühlte, daß er seine Herzensnoth mit einem kräftigen Mittel bekämpfen müsse. Froböß aber, von Furcht bewegt, der Kommandant könnte noch in letzter Stunde etwa vom Mitleid übermannt werden und sich dennoch zu einem schimpflichen Vertrage bereit finden, setzte ihm heftig mit Trinken zu, indem er ein Hoch nach dem andern ausbrachte auf alle Menschen und Dinge unter dem Monde, die nur irgend auf solche Ehre einigen Anspruch machen konnten. Er gedachte, ihn auf solche Weise todtrunken

zu machen, daß er einschliefe und die Sorge für das Wohl des Vaterlandes ihm allein überließe.

Herr von Buchwald aber leistete mannhaften Widerstand, obgleich er durch das erste Fäßchen einen erklecklichen Vorsprung hatte, und Froböse begann fast schon zu fürchten, daß das Blättchen sich wenden und er selbst dem Uebel der Trunkenheit unterliegen könnte, als der Kommandant endlich doch kräftige Symptome zeigte, daß es mit ihm nun Matthäi am letzten wäre. Denn er saß und lächelte seinem Lieutenant sehr freundlich ins Angesicht, schloß von Zeit zu Zeit die Augen und öffnete sie nur zur Hälfte wieder, redete traumverloren von der schönen Peerke, hub sich aber plötzlich wieder munter empor und stellte an Jenen das Ansinnen, er solle ihm ohne Verzug das arme Weib zur Stelle schaffen, er wolle ihrem Verlangen willfahren und sie auf eigene Hand zu den Dänen rudern lassen, damit sie ihrem Gatten zum wenigsten ein letztes Lebewohl sagen könne. Paulsen könnte unmöglich der Unmensch sein, diesem lieben Geschöpfe ein Leid zuzufügen.

Und als Froböse ihm Gegenvorstellungen machte, ward er sehr zornig, drohte, ihn wegen Insubordination in Arrest zu setzen, und geberdete sich so aufgebracht, daß Jenem nichts übrig blieb, als zum Schein zu gehorchen. Er verließ das Zimmer, trat vor die Thür der Burg und blickte in die Nacht hinaus.

Es war auffallend still draußen geworden, obgleich noch immer sehr starke Gruppen von Frauen umherstanden, aber es war kein Schluchzen und Klagen oder Flehen mehr zu vernehmen, nur in der Ferne tönte leise die Orgel. Froböse fühlte sich seltsam ergriffen durch dies unerklärliche tiefe Schweigen; die Gestalten schienen leise hin und wieder zu gleiten wie wallende Gespenster.

Es kam ihm aber weiter so vor, als ob die schweigsamen Frauenbilder sich langsam, langsam näher schöben und zugleich zu immer größerer Zahl anwüchsen. Woher sie kamen, sah er nicht, er sah nur eine leise, allmähliche Bewegung, wie wenn bei ruhigem Wetter die Flut langsam plätschernd an der Düne emporsteigt. Herr Froböß trug ein erprobtes Herz in der Brust, hart und zäh, man sagte mit Recht von ihm, daß er den Teufel selbst nicht scheuen würde, wenn er ihm sichtbarlich vor Augen träte. Aber in dieser Stunde empfand er Etwas, das der Furcht und dem Grauen anderer Sterblichen ein wenig verwandt war.

Da ertönte vom Meere zum fünften Male der verhängnißvolle Schuß: es war das letzte Mal, daß er eine bloße Warnung bedeutete. Ein Frösteln überlief Herrn Froböß' felsenfeste Brust, und er drehte sich um, ins Haus zurückzutreten. In demselben Augenblick aber fühlte er sich von hinten an beiden Armen ergriffen und unsanft hin und her gezerrt. Rasch fuhr seine rechte Hand nach dem Degen, doch es gelang ihm nicht mehr, denselben aus der Scheide zu ziehen; halbtrunken, wie er war, ward er in wenigen Secunden zu Boden geworfen, mit Stricken tüchtig gefesselt und von kräftigen Frauenarmen wie ein klagendes Kindlein davongetragen. Jetzt erst schrie er wüthend um Hülfe, aber nur andere Hülferufe gaben ihm Antwort aus derbem Männermunde und dazu ein vielstimmig gellendes Triumphgeschrei der Helgoländerinnen; und es dauerte nur wenige Minuten, da war ihm sein Schicksal bitter klar geworden, daß er und mit ihm die ganze Besatzung der Insel von der meuterischen Weibergemeinde gefangen genommen worden sei. Da biß er die Zähne auf einander und schluckte, was er an Flüchen auf der Seele hatte, hinunter, denn es schien ihm schimpflich, wie ein Weib mit Weibern zu zetern.

Nachdem nun hier draußen und auf dem Wall jeder

Widerstand ohne ernsthaftes Blutvergießen niedergeworfen war, getrauten sich die tapfersten der Kämpferinnen nicht ohne Zögern, das Innere der Burg zu betreten; denn sie fürchteten den Kommandanten mehr als seine Soldaten: so groß war bei den ehrsamen Weibern der Respect vor der Obrigkeit. Als sie aber dennoch hineindrangen, fanden sie ein gar friedliches Bild: der gefürchtete Mann saß tief-schlummernd bei eines Lämpchens stillem Schein auf seinem Armstuhl, ein Humpen lag umgestürzt daneben auf der Erde, und vor ihm stand Peerke, eine Flinte kriegerisch im Arme, die Augen aber schüchtern gesenkt und in thatlosem Sinnen. Und als die Kriegsgefährtinnen hereinstürmten, trat sie leise hinaus und überließ ihnen das häßliche Werk, den stattlichen Mann im Schlaf an Händen und Füßen zu binden, obgleich er es sich selber so gewünscht hatte.

Nach der Gefangennahme des Kommandanten galt es nun, den Feinden eilig ein Zeichen zu geben, daß die Insel bereit sei, ihre Leute zu lösen und sich selbst zu ergeben. Dieses Geschäft hatten die zurückgebliebenen Männer zu besorgen; sie brauchten sich nun keinen Eidbruch mehr vorzuwerfen, da kein herzoglich Regiment mehr existirte. Drei rasche Kanonenschüsse wurden vom Walle abgegeben, drei andere antworteten im gleichen Tempo von drüben, und damit waren die Friedenspräliminarien geschlossen.

Von diesem Augenblick aber ward das siegreiche Weibervölkchen von einer taumelnden Freudetrunkenheit ergriffen, die sich in dem allerwunderlichsten Treiben zu äußern begann. Viele lachten wie unsinnig und umarmten sich unter einander oder auch mit den Männern, ja selbst die gefesselten Soldaten schonten sie nicht; Andere wieder lagen wie trostlos am Boden und unterhielten ein krampfhaftes Weinen, als ob ihnen das Herz brechen wollte; noch Andere aber zogen umher gleich Bacchantinnen mit Fackeln und wehenden Fahnen, die

sie rasch aus ihren bunten Sonntagsröckchen hergerichtet, jauchzten unbändig und ließen ihre Lichter tanzen, und es ward ein größeres Wunder als alles bisher Geschehene, daß das hölzerne Städtchen nicht gänzlich ein Raub der Flammen wurde.

Unter diesen fröhlichen Tänzerinnen aber ward plötzlich die Frage nach Peerke Jaspers laut; man erinnerte sich, daß ihr die Ehre des Tages gebührte, daß sie die kühne That ersonnen und überall voran gewesen; und eine rasch überquellende Dankbarkeit verlangte ungestüm, ihr den Zoll begeisterter Huldigung darzubringen. Man wollte sie im feierlichen Zuge die Treppe hinab zur Landungsstelle tragen, man wollte sie mit Geschenken überhäufen, und Jegliche verhieß das Beste ihres Schmuckes darzubringen; Einige gedachten sogar sie unverzüglich zur Königin von Helgoland zu krönen.

Peerke aber war verschwunden. Man suchte sie überall vergebens, auf den Gassen, am Wall, in der Burg, in der Kirche, in ihrem Hause; sie war nirgends aufzufinden.

Sie war aber dennoch in ihrem Häuschen gewesen; doch wie sie den stürmischen Zug nahen und überall ihren Namen rufen hörte, da ward sie flüchtig und entschlüpfte aus der Hinterthür durch ein Seitengäßchen aufs Feld hinaus und begab sich geradewegs zur Weidestelle ihres Schafes, dahin, wo sie die erste stille Huldigung ihres Gatten entgegengenommen hatte.

Dort saß sie und sah die großen Lichter auf den dänischen Schiffen glänzen und sah, wie die Boote herabgelassen wurden und lustig auf den Wellen tanzten, wie sie mit raschen Ruderschlägen näher glitten und endlich ihren Blicken unter dem Felsen entschwanden. Jetzt mußten die Dänen gelandet sein; jetzt konnten sie die Treppe ersteigen und Besitz nehmen von der Befestigung und den Kanonen; jetzt mochten sie sich

der Gefangenen versichern — und jetzt war Alles vollendet: drei neue Kanonenschläge erdröhnten vom Wall, Antwort kam von den Schiffen, und deutlich war durch die leise schimmernde Sommernacht zu erkennen, wie drüben ein thätiges Leben erwachte. Die Segel wurden gehißt, erst auf den vier Orlogschiffen, dann auch auf den genommenen Helgoländer Fischerbooten, der Wind fiel kräftig in die Leinwand, und in prächtiger Fahrt setzte sich die ganze Flotte in Bewegung nach dem Hafen der Insel zu.

Bei diesem Anblick verstummte aller Lärm und alles Jauchzen am Strand und auf der Höhe, ein feierliches Schweigen der Erwartung fiel auf das beglückte Volk, und von der Kirche her zog freudig übers Land und weit bis aufs Meer hinaustönend der Orgelklang.

Peerke aber barg ihr Angesicht in beide Hände.

Und so blieb sie und wartete geduldig in der nächtlichen Einsamkeit. Denn sie wußte, daß Hans Frank sie finden müßte, und sie vertraute, daß er kommen würde, zum zweiten Mal um ihre Liebe zu werben.

Die Last.

Von Ilse Frapan.

Deutsche Rundschau. Herausgegeben von Julius Rodenberg. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, Juni 1887.

Die Dichterin, die unter dem Namen Ilse Frapan bisher nur einige Uebersetzungen in Zeitschriften, wenige Lieder, eine Reihe literarischer Essays über W. Raabe, Jensen, Storm, Turgenjeff, Mark Twain und ein erstes Bändchen „Hamburger Novellen" (Meißen, 1886) veröffentlicht hat, entstammt einer französischen Hugenottenfamilie, die sich in Hamburg niedergelassen und ihren ursprünglichen Namen Le Vien oder Le Vin in den jetzt ihr eignenden Levien umgewandelt hat. Sie wuchs unter günstigen Lebensverhältnissen eines gebildeten Hauses auf, in welchem besonders Dickens verehrt wurde, und begann, kaum der Schule entwachsen, selbst zu unterrichten in ihren Lieblingsfächern, Naturkunde und Literatur. Eine Reihe von Jahren hat sie einer großen Mittelschule als Lehrerin angehört, sich früh in lyrischen Versuchen geübt, viel später erst sich der Prosa zugewandt. Nachdem sie ihren Lehrberuf aufgegeben, hat sie Reisen durch Deutschland, Schottland, die Schweiz und Norditalien gemacht und sich vor drei Jahren in Stuttgart angesiedelt.

Was schon in den mehr skizzenhaften „Hamburger Novellen" aufs Erfreulichste zu Tage trat: der helle Blick für das Anziehende und Ergreifende in beschränkten Lebenskreisen und die unbefangene, frische Kraft, mit den echtesten Localfarben scharf und gewissenhaft

beobachtete Scenen und Charaktere darzustellen, hat sich in dieser ersten größeren Arbeit der Verfasserin zu voller Reife entwickelt. Kaum ist uns je eine Erstlingsnovelle begegnet, die so sichere Erwartungen erweckt und sofort den Eindruck einer so ausgesprochenen dichterischen Persönlichkeit gemacht hätte, wie diese. Bisher freilich hat sich die Verfasserin nur auf dem Boden ihrer Hamburgischen Heimat bewegt. Es ist abzuwarten, ob sie auch andere Töne findet und Aufgaben, die in anderen Gesellschaftssphären liegen, gerecht zu werden vermag. Doch selbst wenn sie über den ihr vertrautesten landschaftlichen Kreis nicht hinauskönnte, wäre eine Reihe so fein und energisch durchgeführter Lebensbilder aus jener Gegend ein werthvoller Zuwachs unserer niederdeutschen Literatur, und immerhin würde der Ruhm nicht gering sein, neben einem Fritz Reuter mit Ehren genannt zu werden.

H.

Der neue Maschinenmeister in der Druckerei hatte seinen ersten Arbeitstag hinter sich; er lieferte die Schlüssel im Kontor ab und machte sich als letzter der Arbeiter auf den Heimweg.

In der chemischen Fabrik nebenan stand noch die Thür offen; sonst sah es in dem trüben Novemberzwielicht öde und todt aus auf der langen Hammerbrookstraße. Die hohen, grauen, nüchternen Häuser, entweder Speicher oder Fabriken, blickten mit ihren geschlossenen dunklen Fenstern und Thüren philisterhaft mürrisch vor sich hin; in den Kellerwirthschaften warf das Licht noch kaum einen Schein durch die herabgelassenen Vorhänge. Die ganze lange, dämmerige Häuserzeile, an deren fernem Ende eben die Straßenlaternen wie zitternde röthliche Punkte aufzuglimmen begannen, hatte ein heuchlerisch friedfertiges, unanfechtbares Aussehen, als habe sie eine besondere Abneigung gegen Trunkenheit, Faustkämpfe, Zusammenrottungen und Messerstiche und könne sich nicht erinnern, jemals so roher und wilder Scenen Schauplatz gewesen zu sein, wie sehr auch die Polizeiberichte das Gegentheil behaupten mochten.

Auf einer der vielen Brücken blieb der Maschinenmeister stehen, kopfschüttelnd und beklemmt über den düstern Anblick.

Dunkles Wasser, das um schwarze Pfähle und verwaschene Mauern spülte, immer schattenhafter verschwimmende Häuser, unförmliche Klumpen, aus denen sich ein langer, gerader Finger in die Höhe reckte, wie von einer plumpen geballten Faust — der Schornstein einer großen Fabrik —, dann wieder Brücken, wieder halbverschneite Kähne, wieder Häuser, und in weiter Ferne ein ganzer Wald von hohen Schornsteinen, gleich schlanken Palmenstämmen, über denen der Rauch, der in der schweren nebligen Luft stundenlang stehen bleibt, eine krause Blätterkrone bildete. Und das Alles in chinesischer Tusche gemalt, in heller oder dunkler abgestuftem Grau, ohne einen Hauch von Farbe.

Ein Gefühl der Unbehaglichkeit schien den jungen Mann zu durchlaufen; er zog den Rockkragen in die Höhe und warf noch einen widerwilligen Blick in das schwarze Fleet, das leise gurgelte und die Strohbüschel und Papierfetzen, die darauf schwammen, kaum zittern machte. Dann zog er eine Cigarre heraus, setzte sie nach vielen vergeblichen Versuchen in Brand und schritt eilig weiter.

Das war nicht das Hamburg, von dem sein Onkel so viel Wesens gemacht hatte, das lustige, wohllebige, leichtsinnige Hamburg mit seinen guten Beefsteaks, seinen glänzenden Schaufenstern und den hübschen drallen Dienstmädchen! Vom Hammerbrook hatte sein Onkel nichts gewußt, ganz natürlich — der war ja noch vor dreißig Jahren ein sumpfiges Weideland gewesen, hatte ihm gestern Abend sein Hauswirth erzählt.

Er war so schnell gegangen, daß nun auf einmal die Straßen hinter ihm blieben; ein offenes, gräbendurchzogenes Land lag da wie eine Wüstenei. Er sah sich um, kein Haus, kein Mensch — er mußte fehlgegangen sein. Zweifelnd blickte er nach dem Himmel. Ob denn hier nie die Sonne scheint? murmelte er; heut' ist sie gewiß nicht aufgegangen.

Da zerriß plötzlich das Wolkengespinnst; ein fahles Gelb übergoß den Westen, das Wasser der Fleete glitzerte wie die schwarz-goldigen Schuppen einer trägen Schlange. Dichter flogen die Krähen über die Erde, um die Holzplätze und Dachziegelhaufen; und vor ihm — er prallte fast zurück — schimmerte klares Blut auf einer Glasscherbe; nein, es war ja nur der Widerschein der Abendsonne! Nun sah er denselben blutigen Glimmer in den Fenstern eines elenden Wirthshauses in der Ferne. Ich wollte, ich wäre in Pirna, sagte er; dann aber horchte er aufathmend: hinter ihm erklangen Menschenstimmen, ein leises girrendes Lachen und ein deutlicher Kuß. Er horchte und sah sich um. Da schlüpfte seitwärts aus einer rohgezimmerten Lattenlaube in einem erfrorenen Kohlfelde ein kinderhaftes Mädchen in blauem Kopftuch. Ein baumlanger Arbeiter folgte. Eben wollte er wieder den Arm um die Begleiterin schlingen, als diese ihn abwehrte und mit dem Kopf nach dem Fremden deutete. Der Mann trat von ihr hinweg und ihm entgegen, als erwarte er seine Ansprache. Der Maschinist aber streifte ihn nur mit einem hochmüthigen Seitenblick und lüftete den Hut vor dem Mädchen, das befangen sein Hälschen auf die Seite gedreht hatte. Ist dies der Weg nach der Frankenstraße, mein Fräulein? Sie deutete erröthend in die Stadt zurück, während er mit dreister Bewunderung das feine längliche Gesicht musterte und länger als nothwendig sich die Richtung erklären ließ. Zuletzt zog er mit einem langen Blick und flottem Hutschwenken ab, wieder ohne den Arbeiter zu beachten, der ihm in unwilliger Verwunderung nachsah und nun mit kurzem spöttischen Auflachen laut sagte: Wat is denn dat vor en? Kennst du den Prükenkopp, Gesche?

Scht, Hein! machte das Mädchen leise, das ist ja unser neuer Maschinist.

So! de is dat.

Der Besprochene sah sich flüchtig um, er hatte Frage und Antwort gehört in der großen Stille. Er hatte das Mädchen überm Sprechen erkannt, sie war unter den Punktiererinnen in der Druckerei. Die frischwangige, hellblonde Kleine mit den feuchten Augen war ihm heute sogleich aufgefallen. Hübsche Mädchen fielen ihm immer auf, dafür kannte er sich. Sie war auch sorgfältiger gekleidet als die Uebrigen; er erinnerte sich deutlich ihres rothen Schürzchens, das sie glatt strich, als er mit ihr sprach. Ihr Begleiter schien ein ungehobelter Bursche zu sein; schade, daß sie sich mit dem abgab. Wie stocksteif der Kerl dagestanden war! und er hatte doch gar nichts von Dem wollen. Nun, er hatte es ihm ja deutlich gezeigt. Der Maschinist zog ein Spiegelchen aus der Tasche und blickte mit überlegenem Lächeln auf sein schnurrbärtiges, adlernasiges Abbild. Dann zwirnte er seinen Schwarzbart nach oben, schwenkte unternehmend das Spazierstöckchen und wiederholte:

Perükenkopf? Perükenkopf? Der dumme Bauer!

Das Paar war schweigend weiter gegangen, den langen stillen Weg nach Bullerhude. Einmal zeigte Gesa nach einem photographischen Atelier auf einem Hausdach.

Sieh, Hein, in solchem Glaskasten wohnt er.

Wer, Gesche?

Uns' neue Maschinist, Hein, und er hat Alles voll Blumen, und sie sagen —

Den Prükenkopp meinst du, de just so an mi vorbi kek, as wenn ick 'n Tuunpahl wör'?

Ach, das hat er ja nich so gemeint, lachte das Mädchen, das war ja bloß, weil er mich kennt und dich nich.

Der Arbeiter schüttelte den Kopf; seine tiefliegenden blauen Augen zogen sich zusammen.

Er is sonst ganz nett, betheuerte das Mädchen.

Seine Stirn ward roth, und er fuhr plötzlich heraus: Wat geiht di dat an?

Ich meinte man, wisperte Gesa erschrocken, werd' doch nich gleich bös', Hein!

Sie versuchte, von unten in seine halbzugedrückten Augen zu sehen, um ihn lachen zu machen.

Er griff mit beiden Armen nach ihr und drückte sie heftig an seine Brust, so heftig, daß sie aufschrie. Ach, Gesche, segg 'mal, wat geiht di de Prükenkopp an? Wullst lewer, ick wör so en — mit 'n Spazeerstock und gele Hanschen?

Nee, nee, wehrte sie lachend, aber, Hein, Hanschen hett he nich.

In de Tasch gewiß! De Art kenn ick! De swänzelirt as sühst mi woll un is so fründlich as 'n Ohrworm. Gesch, bekümmer di nich um den Kerl, nimm di in Acht vor em!

Is de groote Jung all wedder eifersüchtig? Etsch, etsch, groote Jung! neckte sie.

Dann, als er nicht antwortete, begann sie über Müdigkeit zu klagen und drückte sich eng in seinen umschlingenden Arm, den ihren, so weit er reichte, um seine kräftige Gestalt gelegt. Und so, einträchtig wandernd, im dicken Nebel und der sinkenden Nacht, zwischen den kahlen Bäumen und stillen dunklen Gräben, erreichten sie endlich das kleine Haus mit der grünen Thür, in dem sie ein Kellerstübchen bewohnten.

Hein, unser Fenster ist hell! rief Gesa ganz erheitert, noch ehe sie davorstanden. Ein heller Streif schimmerte deutlich über dem Boden. Sollst sehn, das is Sophi; ich glaub', ich seh' sie all sitzen.

Ja, da saß sie, eine große magere Frau mit blendend weißem Halstuch, die spitze Nase über einen rothen Strumpf gebeugt, an dem sie im Lampenlichte eifrig strickte. Sie

merkte nichts davon, daß die Beiden vor dem Fenster standen und die Bewirthung beriethen.

Gah nu man rin, Gesch, ick bring' di Allens nah, sagte der Mann, en Finbrot un veer heete Knackwürst, oder sall ick nich lewers fiw bringen?

Er lief eilfertig über die Straße, während Gesa die Kellertreppe hinunterhuschte und leise die Thür aufklinkte. Ein schöner dreijähriger Knabe in blauem Kittel versteckte bei ihrem Eintritt den Lockenkopf in die Rockfalten der Frau, die das schmalwangige blasse Gesicht rasch umdrehte.

Gun Abend, Gesche! nickte sie; ick sitt hier all 'n gode Stünn. Mein Mann seine Mutter is da, da konnt' ich doch 'mal abkommen. — Gesa war munter auf sie zugegangen und riß der Schwester mit lachendem Ungestüm die Arbeit aus der Hand, daß die Nadeln flogen. Man nich gleich stricken! Hast heut' schon genug gethan.

Du alt — göriges Gör! schalt die Aeltere, willst 'mal hergeben? Guck man nach dein' Theekessel, der kocht wie doll; ich hab' ihn aufgesetzt, daß ihr man gleich 'n büschen was Warmes findt, wenn ihr kommt. Wo is denn dein Mann? So, kommt gleich. — Na, Klefecker, da sünd Sie ja all. Ja, was sagen Sie denn zu mein' Ludwig?

Der schöne Kleine hatte sich bereits auf des Mannes Knie gesetzt, die Arme um seinen Hals gelegt und den weichen Blondkopf an seine breite Brust gedrückt, als ob er da schlafen wolle. Heinrich hielt sich mit herabhängenden Armen steif und vorsichtig aufrecht, ohne ihn anzurühren; er betrachtete den Kleinen mit glänzendem, befangenem Gesicht wie ein zerbrechliches Spielwerk.

Hein ist so kinderlieb, lachte Gesa.

Wird der Jung auch nich überlästig? fragte die Frau mit erweichter Stimme. Mich wundert bloß, daß er zu Ihnen gegangen is, er is sonst so fremd. Ja, die Gören

haben das gleich 'raus, wer es gut mit sie meint. Er is man still, is mein Ludje; — der Pastor, der ihn getauft hat, war ganz verwundert über das Kind. Das is ja 'n wahren Engelskopf, sagt er zu mein Mann; wo haben Sie den hergekriegt, sagt er so aus Jux; den nehmen Sie man recht in Acht, daß er groß un stark wird, sagt er. Er hat so was Ueberhimmlisches, nee Ueberirdisches in sein Gesicht, sagt er; ich möcht' woll, daß mein Frau ihn sähe.

So, Ludje, nu steig aber mal runter un laß Onkel trinken, du wirst ihm nu zu schwer.

Laten Se em man, Sophi, sagte Klefecker, den Knaben festhaltend, he drinkt mit ut min Tass', nich, Luwig?

Gesa hatte Thee aufgeschenkt und stellte Brod und die dampfenden Würste auf den gedeckten Tisch. Die Decke war eine großlochige Häkelarbeit und ließ alle Brotkrumen durchfallen, aber Gesa hatte sie selbst gemacht, — sie hatte einen Abscheu vor nackten Tischen.

Ich hab' euch auch was mitgebracht, krieg mal raus, Ludje. Der Knabe kletterte bedachtsam von des Onkels Knie herunter und grub aus einer großen wollenen Handtasche ein Tuch mit einem Käsekopf hervor.

Wir haben ihn schenkt gekriegt, zwei Stück von unsen Nachbar, — sich bloß, wie der Jung' da steht und kuckt!

Der Kleine hatte die Arme übereinandergeschlagen und sah lächelnd und träumerisch vor sich hin.

So hat Gesche auch immer gestanden, ebenso pomadig wie er, — sieht ihr auch ähnlich. Wenn die andern Gören in 'n Rönnstein platschten, hat sie immer bloß zugekuckt un gerufen: Mehr! mehr! aber sie is nie mit reingegangen.

Dat glöw ick, sagte Heinrich wohlgefällig. Wat Swattes bliwt nich an ehr besitten; se wascht sick aber ok den ganzen Dag. Mi hackt gliek Allens an.

Wenn die andern Gören sie gebufft haben, hat sie sich den Schmerz verbeißen können, aber wenn sie sie mal in 'n Dreck geworfen haben, denn hat sie gebrüllt und ihre schwarzen Hände nach 'n Himmel hinzu gestreckt, daß die ganze Straße zusammengelaufen is.

Gesa zog das feine Köpfchen zwischen die Schultern und blinzelte behaglich zu der Erzählung wie ein weiches, weißes Kätzchen, das man lobt. Die Augen ihres Mannes wanderten in dem übervollen schiefen Stübchen und zwischen den ungleichen Gesichtern der Schwestern hin und her und blieben zuletzt an dem der jüngeren hängen. Er drückte das Kind, das wieder zu ihm gekommen war, an sich, strich mit den harten Händen leise über das warme, weiche Körperchen und murmelte in den blauen Kittel hinein: Min lütt Gesch! min lütt Gesch!

Die Frauen steckten viel zu tief in einem Häkelmustergeplauder, um es zu beachten.

* * *

Es war eine Woche später; ein anderer in der Reihe der schweren Novembertage. In den Schreibstuben brannten die Gasflammen, obgleich es erst zwölf Uhr geschlagen hatte.

Der Arbeiter Heinrich Klefecker war ganz allein in den kellerartigen Räumen der großen chemischen Fabrik. Er hatte die Mittagswache.

Doch schien er noch auf etwas Anderes zu passen. Seine lange, eckige Gestalt in dem gelbgrauen, engen Kittel, mit den vom Dampfe bürstenartig emporstehenden Haaren erschien alle Augenblicke auf der Straße vor der breiten Einfahrt oder nebenan vor der niedrigen Hausthür, um sich suchend hinauszubiegen; besonders nach der Druckerei flogen seine Blicke. Dann kehrte er zu dem dreibeinigen Bock hinter der Kiste zurück, die ihm als Tisch diente, und auf der schon sein Mittagsbrod in einem blauen Taschentuch bereit lag.

Dann ging er ins Maschinenhaus und befühlte die Kruke Kaffee, — er hatte eine Stelle herausgefunden, wo man sie gut wärmen konnte.

Plötzlich fuhr er herum; ein Geräusch von Kleidern und Schritten erklang am Eingang. Gesche? fragte er gedämpft und versuchte, mit den Augen den fetten gelben Dunst der Höhle zu durchdringen.

Ick bün nich din Gesche, erwiderte eine heisere Stimme, und eine plumpe Gestalt in einem losen Kattunkleid klapperte über die Bretter, mit denen der schlüpfrige ausgetretene Steinboden hie und da belegt war. Der junge Arbeiter machte eine abwehrende Geberde, aber schon hatte das Weib den kurzstruppigen Kopf über die Butterbröde und Speckschnitten gebeugt und beschnupperte sie wie ein lüsterner Hund mit aufgesperrten Nüstern.

Kunnst mi woll ok mal inladen, Hein, lachte sie und gab ihm einen scherzhaften Stoß in die Seite; ick hew dree Kinner un keen Mann, hew ick, — kumm, min oll Jung.

Sie nahm die Hand aus dem wirren Haar und krümmte sie über die einladenden Brodschnitten.

Hand vun 'n Sack! rief der Arbeiter und faßte die vier Zipfel des Tuches zusammen; gah din Weg, Male! Ick wurr mi in din Stell' doch schaniren, min Umstänn' so uttokrein; 'n Ehr' is dat grad nich, Male!

Das Weib hatte die dicken bloßen Arme in die Hüften gestemmt und sah ihn mit breiter Verwunderung an. Kiek den Musche Nüdlich! sagte sie, langsam zurückweichend, kiek den finen Herrn! Sie brach in lautes Gelächter aus. Holl man din Gesche so 'n Semp, hörst woll? Ein giftiges Glitzern trat in die matten vorgequollenen Augen, wie sie sich dicht an ihn hinanschob. Hein, ick sall man seggen, din Gesche kummt hüt nich, se is 'n beten mit uns' Herrn Maschinisten to Middag gahn.

Dat lügst du, Wiw! schrie der Arbeiter und sprang mit flammendrothem Gesicht rückwärts. Rut! rut! oder ick vergriep mi an di, un — ick mug mi doch nich de Finger smutzig maken! Er faßte nach einem der schweren Schürfeisen. Das Weib stolperte mit vorgehaltenen Händen laut schimpfend nach der Thür, nicht ohne an die großen mannshohen Kessel zu stoßen und sich an den plumpen Sandsteinpfeilern, die das Gewölbe trugen, fast den Kopf einzurennen. Gerade als sie hinausflog, trippelte Gesche, ihr Kleid zusammennehmend, über die Schwelle herein, guckte ihr nach, lachte hell auf und warf sich auf die Kiste neben das Frühstück, das sie ein bischen bei Seite schob. Noch einmal erschien Male's breites Gesicht an der Thür. Gode Unnerhollung! schrie sie hinein; dann verschwand sie.

Gesche lachte nicht mehr. Sie athmete mühsam und ihre Backen brannten.

Du hest woll lopen mußt? sagte der Mann, den Blick zur Seite wendend.

Das Mädchen nickte und strich an ihrer Schürze: Und so hungrig bin ich, ich könnt' dich gleich aufessen, Hein!

Sie griff nach einem Butterbrod und biß hastig hinein, ohne Heinrich anzusehen.

Wo kummst du denn her? Du kummst doch nich vun de Fabrik? fragte er.

Gesche verschluckte sich an einem Brodkrumen und mußte heftig husten. Verwundert, daß er sie nicht ein bischen auf den Rücken klopfe, sah sie zu ihm hin. Er hatte die Augen dicht zusammengezogen und die Hände geballt. Sie nahm ein Butterbrod aus dem Tuche und hielt es ihm vor den Mund: Iß doch, Hein!

Ick hew keen Hunger, Gesche.

Sie glitt von der Kiste herunter.

Die rothe Male hat mich verklatscht, sagte sie.

Ein schwacher Lichtstreif von einem vergitterten Fensterchen her fiel auf sie, auf die zierlichen runden Schultern, die hellen Flechten um die Stirn und das blauseidene Tuch an dem weißen Halse.

Sie senkte den Kopf, denn sie fühlte, wie seine Blicke sie zu erforschen suchten.

Plötzlich zeigte er mit dem Finger nach ihrer Brust: Wat is dat?

Sie deckte sogleich die Hand über die Stelle und versuchte zu lächeln.

Was denn, Hein? Die Rose? Schön, nich? Sie bog den Kopf so tief, daß sie den Duft einathmen konnte. Was kuckst du mich so an? was machst du für Augen?

Er stand auf, schob ihre Hand weg und zog eine dunkelrothe Rose aus ihrem Kleide. Einen kurzen Augenblick starrte er die seltene Blume an; dann warf er sie in weitem Schwunge über des Mädchens Kopf weg in einen der riesigen Kessel voll Schwefelsäure und Kalk.

Mit einem bedauernden Ausruf eilte Gesa an den Tank und hob sich auf die Zehe; aber es war nichts mehr zu erkennen in der tiefen gelben Pfütze.

De kummt nich wedder, sagte der Arbeiter kopfschüttelnd; wat da in föllt, dat kummt nich wedder.

Dann riß er sie weg.

Leg nicht din Arm darop, dat fritt Allens entwei! kiek!

Er hielt ihr eine von grünlichem Rost zerfressene Stahlschnalle hin.

Min Ledderriemen is mal da ringlitscht, und dat is all, wat nahblewen is. Gesa sah nicht hin. Mit hängendem Kopf, wie ein maulendes Kind, hatte sie sich auf den Bock gesetzt, kaute stumm an ihrem Brode und wandte ihm den Rücken zu.

Der Mann verstummte nun auch und ging mit weiten Schritten in dem beengten Raum zwischen den staubigen Kalksäcken und den strohumflochtenen Glaskolben auf und nieder.

Es war so dunstig, daß sie einander nicht deutlich sehen konnten; manchmal mußten sie husten: der laugige Dunst fällt stechend auf die Lungen.

Es schlug Eins.

Die Kleine stand langsam auf und schüttelte die Brodkrumen von ihrer Schürze. Heinrich blieb vor ihr stehen:

Gesche, wonem hest du de Ros'? fing er an.

Ach, Hein, erwiderte sie halb ungeduldig, halb scheu, du bist immer gleich so bös' mit mir. Und was is denn dabei? Der Maschinist hat zu mir gesagt, als wir Alle zu Mittag gegangen sind, er hätt' so schöne Rosen in seinem Glasbauer oben aufn Dach, wo er wohnt, — ob ich eine haben wollt'. Und da bin ich mit ihm gegangen bis an sein Haus und hab' auf Straße gewartet, und er hat mir ausm Fenster eine 'runtergeworfen, in 'ne Tüte.

Het he di nich mit ropnehmen wullt, Gesche?

Ja, sagte sie obenhin, das woll, aber da gehören doch Zwei zu! Ich bin nich mitgegangen, ich hab' auf Straße gewartet. — Sie faßte schüchtern nach seiner Hand. Machst immer aus 'nem Funken 'n Feuer, Hein.

Er nickte düster vor sich hin.

Nu gah man Gesch, se kamt all t'rügg. — Auf der Straße ward es lebendig; die Arbeiter kamen vom Mittagessen, und Gesa schlüpfte hinaus.

* * *

Als sie Abends zusammen heimgingen unter einem Regenschirm, den der Mann der Kleinen vorsorglich über den Kopf hielt, sagte Heinrich nach einer langen Pause: Ick hew

mi dat överleggt, Gesch, du schullst dat Fabriklopen nu opgeben. Uns' Kram is ja binah afbetahlt, un ick denk' -- —

Abbezahlt? Hein, wir haben ja noch die fufzig Mark für das Bett stehn!

Ick weet woll, aber dat verdeen' ick bald alleen.

Nee, Hein, das is nix. Wir müssen ja jede Woche drei Mark abbezahlen, wie kannst das woll allein übersparen? Und warum soll ich nich was mitzu verdienen? Ich thu' es ganz gern, es is ja leichte Arbeit.

Heinrich seufzte, sah sie von der Seite an und schwieg lange. Dann sagte er wie mit plötzlichem Entschluß: Mußt em seggen, Gesch, dat du min Fro büst.

Sie lachte hell auf.

Ach, kommst all wieder mit dem Kram? Weißt ja doch, Hein, es is besser, daß sie es nicht wissen. Sie können Mädchen genug kriegen; sie nehmen keine Frauen an. Und weil ich doch noch nich so alt bin — sie lachte wieder und machte ein paar Tanzschritte unter dem Schirm — und nich so ausseh' wie'n alten Ehekrüppel, nich, Hein? — sie blinzelte ihm mit ihren großen Schelmenaugen zu und gab ihm, da er nicht antwortete, einen kleinen Stoß vor die Brust mit dem Zeigefinger. Hättst lieber Sophi gehabt, oder die rothe Male, was? flüsterte sie, den krausen blonden Scheitel an seine Schulter legend.

Er drückte ihren Kopf mit dem freien Arm, aber seine Stirn war voll Falten.

Nee, nee, dumm Tüg, Gesch! Warum denkst du so wat?

Ach, ich mein' man! Sie blickte verschämt muthwillig vor sich nieder. Ich mein' man, weil die keine Rose gekriegt hat, brach sie plötzlich lachend aus und sprang neckend ein paar Schritte von ihm weg.

Der Mann blieb stehen. Das Licht der Straßenlaterne fiel in sein Gesicht; es sah gequält und angstvoll aus. Er

ballte die herabhängende Hand, starrte die Kleine an und murrte zwischen den Zähnen.

Da kam sie wie ein schnurrendes Kätzchen mit gesenktem Kopfe geschlichen, duckte sich unter den Schirm und wisperte: Min oll Hein!

Er sagte aber nichts, hielt auch die Hand steif und leblos, welche ihre warme Rechte liebkosend umschloß.

Na, willst gornix seggen? flüsterte sie in bittendem Ton.

Hein fuhr fort, sie in düsterm Schweigen anzusehen, ganz fremd und kalt.

Da sank ihr Muth. Zwei helle Thränen erschienen in den lachenden Augen; sie ließ seine Hand los.

Bist immer gleich so bös' mit mir, schluchzte sie auf, immer gleich bös'. Was thu' ich denn? Ich bin ja noch nich so alt, andern Monat werd' ich achtzehn. Kein Mutter und Vater hab' ich auch nich mehr, bloß Sophi, und das is man meine Stiefschwester. Und denn dich, und du bist gleich so bös'. Wär' ich man lieber häßlich, wär' ich man lieber todt! — Ob ich die Rose hab' oder nich — und der Maschinist, was braucht sich der um mich zu bekümmern! Er is ja 'n feiner Herr, was will er von mir, nich, Hein? Und ich hab' ja all mein Theil, nich? Und was kann ich dafür, daß ich nich so häßlich bin, und daß du mich nich mehr leiden magst, und wir sind man erst drei Monat verheirath' — und —

Sie endete mit lautem Weinen, Heinrich hatte sie in den Arm genommen und sprach ihr zu: Lat man, Gesch! nich bös' mit di, Deern, lat man. Du kannst da ok nix vor, aber — —

Ein höhnender Windstoß riß ihm den Schirm aus der. Hand und drängte die Beiden fast von den Füßen. Das Gespräch hörte auf; sie hatten genug mit dem Sturme zu

thun, der mit Schnee und Regen und Hochwasser seinen gewohnten Novemberspaziergang über die geduldige Marschebene machte.

* * *

Den Maschinenmeister Leopold Jäck fror es in seinem gläsernen Vogelbauer, obgleich an diesem klaren Sonntagnachmittage sogar die Sonne in das ehemalige Photographenatelier schien.

Es hatte abgeweht, und der Frost war da. Die ganze Elbniederung, die er von seinem hohen Hausdach übersah, lag in weißlichem Rauhreif; die vielen Wasserläufe und Becken schimmerten mit stumpfem, bleiernem Glanz; auf der dünnen Eiskruste der nahen überschwemmten Wiesen blinkten die blassen Sonnenstrahlen wie tausend scharf geschliffene Schwerter, die nach einem Punkte zielen. Schwarzwimmelnde Menschenscharen strebten zu diesen neu erstandenen Vergnügungsplätzen; eine ganze Straße von kleinen Jungen auf Kreken zog nach den Eisflächen, und hinten im Dunst sah er durch die zu einem Fernrohr gebogenen Finger, daß schon Zelte und Buden, einige erst im Entstehen, andere schon fertig, im Halbkreis umherstanden. Da war eine Zerstreuung in Aussicht, kein Zweifel. Er dehnte sich in seiner braunen Wollenjacke, die ihm als Haustoilette diente, guckte an seinen hagern, in Tricots steckenden Beinen hinunter und stand gähnend von dem Korbsopha auf, um nach seinen Schlittschuhen zu sehen. Er hatte Mühe, sich durchzuschlängeln, denn der sonst kahle, untapezirte Raum war ganz verstellt durch grüne Pflanzen, die in schmucklosen Töpfen zwischen leeren Cigarrenkisten, Haufen von Zeitungen und durcheinandergeworfenen Stiefeln den Fußboden bedeckten. Die Zweige zunächst den Fenstern schienen von der Kälte gelitten zu haben; sie hingen welk, und die Erde war bestreut mit Blättern. Er nahm einen der Aeste auf und ließ

ihn wieder sinken. Verwünschtes Nest! Ich muß machen, daß ich hier fortkomme.

Sein Blick glitt durchs Fenster auf den kleinen verwahrlos'ten Gartenfleck mit dem zerbrochenen Eisenstaket. Die schnurgerade Reihe niedriger Tannen daran war in dem schweren sumpfigen Boden nicht angewachsen; sie standen da wie rostige Pyramiden. Ich muß machen, daß ich hier fortkomme, wiederholte er verdrossen.

Plötzlich leuchteten seine Augen auf und wurden spitz vor Verlangen. Eine zierliche Gestalt ging eben mit hüpfenden Vogelschritten an dem zerknickten Gitter vorüber.

Er riß die kleine Luftscheibe auf und schrie hinunter: Gesa!

Sie war noch in Hörweite; es schien ein Zusammenschrecken durch die schlanken Glieder zu gehen; sie beschleunigte ihren Schritt; den Kopf hatte sie nicht gewandt.

Der Maschinist biß sich ärgerlich auf den Schnurrbart. Die verfluchte kleine Hexe! Sie hat mich sehr wohl gehört, thut aber gar nicht dergleichen! Und doch kokett bis ins Schwarze ihrer blauen Augen. Haha! Natürlich steckt der Bursch dahinter, der lange gelbgraue Kerl, mit dem sie immer läuft! Es soll aber ein Ende haben!

Er zog hastig einen Rock über sein Wollencostüm, schloß ein Schubfach auf und nahm eine Anzahl Geldstücke heraus, die er, ohne sie zu zählen, in seine Hosentasche gleiten ließ.

Soll wohl noch zahm werden, soll wohl noch pariren! Warum macht sie mir denn Fensterpromenaden?

Er lachte zuversichtlich, während er an den Stöcken nach einer Blume suchte. Da er nichts Buntes mehr fand, steckte er endlich ein Lorbeerzweiglein ins Knopfloch. Dann betrachtete er noch einmal sein hübsches, beutesüchtiges Gesicht im Spiegel, wobei er beständig seine trocknen Lippen mit der Zunge befeuchtete, und schoß mit den klappernden

Schlittschuhen am Arm die vier Treppen hinunter, der Richtung nach, welche er das Mädchen hatte einschlagen sehen.

Die scharfe Luft trieb ihm das Wasser in die Augen, so daß er den Kneifer, den er Sonntags trug, alle Augenblicke herunterreißen und putzen mußte. Er stampfte beim Gehen auf den hartgefrorenen Boden, um die erstarrten Füße warm zu bekommen, und als ihm der Spazierstock, den er wie einen Spieß quer unter den Arm gesteckt, um die Hände in den Rocktaschen halten zu können, mit lautem Schimpfen hinterrücks heruntergeschlagen wurde, und die alte Frau, die das gethan, ihm noch gar eine Faust zumachte, als er sie zur Rede stellen wollte, da dachte er ans Umkehren. So ein altes Weib bedeutet Unglück. Das schöne Wild war nicht mehr zu erblicken. Er blieb stehen und überlegte. Da war es ihm, als sähe er den Arbeiter, den Nebenbuhler — er mußte lachen, daß er das sein wollte, der Bauerntölpel — am Straßenrande vorübergehen. Oder war er es nicht? Jedenfalls war es ein baumlanger, in den Schultern etwas gebückter Mensch, der da ging und die Beine hob, als schreite er über lauter Maulwurfshaufen weg, so ein richtiger Bauerngang. Gewiß, das war der Bursch mit dem trotzigen Gesicht und den gelbgrauen Haaren, der die arme Gesa an der Kette hielt. Wenn er nur nicht so unbequem starke Glieder gehabt hätte! Aber er mußte es ihm trotzdem eintränken; er wollte es ihm schon zu verstehen geben, ohne Worte, daß er für ihn nichts war, als ein Klumpen Straßenkoth. Auch das Mädchen mußte das einmal einsehn. Mit einem Schwung drehte er sich auf dem Absatz um und stolzirte nach der Gegend, wo die Zelte aufgebaut standen, — dort mußte sie zu finden sein.

So eilig war er, daß er auf dem übergelegten Brette am Rande der Eisfläche fehl trat und mit dem Fuß in eine seichte Wake gerieth, zum lauten Ergötzen der Bummler und

Straßenjungen, die einen beweglichen Doppelkranz um das Becken bildeten und sich lärmend und zudringlich zum Anschnallen der Schlittschuhe oder zum Schieben der größeren Miethskreken gegen einen festen Stundenpreis erboten.

Der feine Stiefel war von dem Eiswasser durchfeuchtet — fatal und ungesund. Vielleicht sollte er doch umkehren? Aber das Menschengewühl, das Gelächter, die Musik und vor Allem die blanke Angel in den Augen der hübschen Gesa hielten den Hecht zu fest. Man konnte sich ja in der nächsten Schenkbude trocknen, etwas Warmes genießen, vielleicht gar warm tanzen. Leopold Jäck ging unbekümmert und mit gewohnter Flottheit in die größte und stattlichste der Bretterbuden, auf der eine große Hamburger Flagge im Nordwind flatterte. Es war fast dunkel in dem mit Menschen, Cigarrendampf und Grogdunst eng gefüllten Raum, die langen Holztische dicht besetzt, mit Mühe ein Platz zu finden. Unablässig ließ er die Augen herumgehen, sah aber nicht, was er suchte. Sie saßen nämlich weit hinter seinem Rücken in dem etwas erhöhten engen Verschlage, der für die Musiker bestimmt war, die augenblicklich im Freien spielten. Zudem waren sie halb versteckt durch die von der Decke niederhängenden rothen Vorhänge, welche diesen Raum von dem großen schieden. Dorthin hatte Heinrich einen Tisch und zwei Stühle getragen; sie saßen nahe beisammen, warm vom genossenen Vergnügen und zufrieden, nicht in dem dichten Gedränge zu sein. Die jungen Männer in der Nähe, die sie in ihrem Verstecke sehen konnten, verwandten kein Auge von dem jungen, anmuthigen Gesichte, das sich unter den fröstelnden oder gedunsenen übrigen wie ein frischer, eben reifer Pfirsich unter verrunzelten oder aufgequollenem Backobst ausnahm. Sie trug das knappe blaue Kleid, das gelbliche Kopftuch am Arm, wie eine Dame, bewegte sich zierlich und lachte doch zu jedem Bissen, den sie in den

Mund schob, und zu jedem Wort, das ihr Begleiter sagte. Sie schien übrigens zu wissen, daß ihr das Lachen gut stehe, und den Wiederschein davon auf seinem Gesichte zu suchen, das wohl auch jung, aber fahl und verblichen von ungesunder Arbeit wie ein Schatten neben ihr aussah. Doch hatte das Wohlbehagen des Augenblicks und das Wohlgefallen an ihr ihn weich und heiter gemacht, und er lächelte oft, wie er auf sie niedersah und das lange blonde Haar aus der Stirn und den Augen schüttelte. Wie er sich tief hinunterbog, um besser zu hören, faßte sie ihn schelmisch am Schopf: Komm mal her, Hein, siehst ja aus wie'n Ruugputtel! 'n büschen glatt machen, du Werbund!

Gehorsam hielt er den Kopf hin, und ihre niedlichen Finger fuhren ordnend darüber.

Plötzlich aber zog sie die Hand aus seinem Haar, drehte sich weg und erröthete bis in die Halskrause. Er blickte mit noch gesenktem Kopf wartend durch die Haarbüschel, aber die Finger kamen nicht wieder. Nun richtete er sich auf und sah sich um: Wat is denn, Gesch?

O, nix, sagte sie ein bischen gezwungen; wollen wir nich mal wieder aufstehn?

Ja, das wollte er gern, aber er wollte auch wissen, warum Gesa so roth geworden sei.

Ach, ich dacht' man, es könnt' uns Einer sehn, erwiderte sie ausweichend und bemüht, ihres Mannes Augen, die mißtrauisch umhersuchten, von einer bestimmten Richtung abzubringen.

Sie wollte gern noch etwas Punsch trinken, fiel ihr ein. Sie traten an den Schenktisch. Gesa trank zuerst, das Glas weit von sich haltend und den Körper zurückgebogen, damit kein Tropfen aufs Kleid falle. Dann reichte sie Heinrich das dampfende Getränk. Als er es aber an die Lippen setzen wollte, streifte Etwas hart an ihm vorbei und stieß ihm

das Gefäß aus der Hand. Er bückte sich nach den Scherben, da hörte er ein unterdrücktes Lachen. Als er aufsah, hatte Gesa den Mund noch verzogen, ward aber gleich ruhig. Das spitzige Lachen hinter ihm dauerte fort; da fuhr er mit verändertem Ausdruck herum. Im kurzen braunen Winterrock, den Kneifer auf der scharfen Nase, den Hut ein bischen schief, die blanken Schlittschuhe am Arm, so stand der Maschinist hinter ihm und guckte spöttisch an ihm vorbei.

Schade um das Getränk, nicht wahr, Gesa? sagte er über Heinrich hinwegsprechend in vertraulichem Ton; aber trösten Sie sich, Kind, ich bringe Ihnen gleich ein anderes Glas.

Klesecker starrte sie an, dann den Maschinenmeister; der Denkfaden war ihm abgeschnitten — wie sprach denn der mit ihr? Gesa war dunkelroth geworden und machte sich mit ihren Kleiderknöpfen zu schaffen.

O, Sie brauchen sich nicht zu zieren, mit mir doch nicht, lachte Jäck dreist; alte Bekannte wie wir, nicht wahr, Gesa?

Eine herandrängende Menschenwoge riß ihn plötzlich von den Füßen, und er sah sich verdrießlich weit in eine Ecke gedrängt. Er kämpfte und stampfte, kam aber nicht heraus.

Der Arbeiter blickte noch immer wie ein Versteinerter nach dem Fleck, wo er gestanden. Gesa faßte seinen Arm und rief ihm ins Ohr:

Wollen wir nicht hinaus?

Er schüttelte sie ab; das Blut brannte ihm in den Backen; auch die Augen waren unterlaufen davon.

Wat het he seggt? Het he Strit söcht? Ick bün dar! ick bün dabi!

Er keuchte und war kaum verständlich. Gesa zog ihn auf eine Bank nieder und flüsterte ihm ins Ohr; er stierte mit drohendem Blick ins Leere und schien nicht zu hören.

Auf einmal sprang er empor und mit einer Art Wuth auf einen jungen Menschen zu, der in schwerem Schlaf in einer Ecke dicht vor ihm an der Wand saß. Das bläuliche Gesicht war widerlich erschlafft, alle Muskeln gestreckt, der Mund offen, der Kopf weit auf die Seite geneigt und überhängend.

Undögt! Rut mit di! schrie Klefecker und rüttelte ihn derb an der Schulter. Der Trunkene glotzte stumpfsinnig empor, seine Augen sahen ganz weiß aus; er wischte sich mit dem Handrücken das Wasser vom Munde; eine Spur von Bewußtsein färbte sein Gesicht mit schwacher Schamröthe. Er versuchte schwerfällig aufzustehen; aber die Bank, auf der er ganz allein gesessen, schlug hoch empor und dann um, und er stürzte polternd zu Boden. Lautes Hurrahgeschrei begrüßte den Fall. Klefecker wollte ihn emporreißen.

Laß ihn doch, Hein, bat Gesa, was machst du immer fürn Lärm gleich! du kennst ihn ja gar nicht.

Aber Klefecker war in einer wilden Zorneslaune, die sie nicht begriff.

Ick kenn' em! he dögt nix! he het mi beschummelt! rief er so laut, daß es durch die ganze Bude schallte und das Gläserklappern und Gelächter übertönte. He het seggt, sin Mudder liggt opn Dod, un ick hew em bi uns' Herrn Vorschuß utmakt. Rut mit em!

Bitte, bitte, Hein! jammerte die junge Frau. Eine Bewegung kam in die an den Tischen Sitzenden. Sie standen auf und drängten zu dem Arbeiter hin, Einige zustimmend, Andere murrend. Eine kreischende Weiberstimme rief:

Sin Mudder liggt op'n Dod, dat is de Wohrheit! un he het sick blot 'n beten hier vermuntern wullt! Wer will wat vun min Broder? Dar bün ick ok noch bi! — Der Kopf der rothen Male tauchte neben Klefecker auf; dröhnend stimmte sie in das Gelächter ein, das ihre Worte erregt hatten.

Gesa machte noch einen Versuch, ihren Mann fortzuziehen; er focht heftig mit den Armen, wiederholte seine Anklagen und schien am Boden festgewachsen. Ihre Hand schüttelte er ab, wie die eines kleinen, lästigen Kindes.

Da drückte sie sich mit angstvoller Miene die Finger in die Ohren und arbeitete sich durchs Gedränge hinaus.

Dabei fiel ihr ein, wie sie schon als Kind Nichts ärger hatte schrecken können, als lautes Wortgezänk, und wie oft sie sich zitternd von ihrem Suppenteller weggeschlichen und unter die Bettstatt verkrochen, wenn Vater und Mutter sich böse Worte gaben. Mit gesenktem Kopf und klopfendem Herzen ging sie draußen zwischen den Schlittschuhläufern umher, wagte nicht zu horchen, noch sich weiter zu entfernen, und drückte sich zuletzt an die Außenwand der Bude, die Hände gefaltet und die Augen voll unmuthiger Thränen.

Auf einmal strich eine Hand heiß über die ihrige. Sie flog ein bischen zusammen, zog die Hände unter ihr Tuch und senkte das runde Kinn noch tiefer.

Bist du den Burschen endlich los, Gesa? fragte eine flüsternde Stimme; sieh mich doch mal an, Kleine.

Er hob keck das weinerliche, erröthete Gesichtchen empor und streichelte ihre Wange.

Sie schüttelte den Kopf, that aber sonst, als habe sie die Berührung gar nicht gefühlt.

Welchen Burschen, Herr Jäck? fragte sie kläglich.

Na, der eben drinnen mit dir aß und trank; ihr hattet euch ein hübsches Versteck ausgesucht!

Ach je, das war doch kein Bursch — Gesa lachte.

Mußt nicht immer mit Dem laufen, Schatz; paßt ja gar nicht zu dir!

Die junge Frau riß die Augen auf, als sei das gar kein Deutsch, auch die vollen frischen Lippen blieben vor

Verwunderung offen. Dann aber schien sie sich zu besinnen und lachte überlegen wie Einer, der es besser weiß.

Es ist ja mein — Bräutigam, Herr Jäck.

Bräutigam! auch gut! mir gleich, — wie du's nennst! Wenn er nur weg ist, wenn du nur jetzt mit mir im Schlitten fahren kannst.

Was denken Sie wohl! Das leidet er nicht; er ist ja drinnen.

Da drinnen bloß? Ach so! Das ist fatal. Ich hatte recht gehofft, du würdest heute ein bischen lieb zu mir sein.

Sie lächelte verlegen und geschmeichelt. Dann wieder horchte sie mit zusammengezogener Stirn auf den Lärm der Streitenden und die donnernden Faustschläge aus der Bretterbude.

Ist das er, der da so schreit? Komm, Kleine, komm weg von hier! Diese rohen Auftritte sind nichts für dich. Ich hasse sie auch.

Er hatte ihre Hand ergriffen und zog sie mit.

Aber ich muß nun wieder hinein, murmelte sie schwach und widerstrebend.

Nachher, nachher! wenn's wieder ruhig ist! Was sagst du wohl zu solch einem Schlitten, Gesa?

Mit der Begehrlichkeit eines naschhaften Kindes blickte die Kleine auf das vornehme Gefährt mit der rothgefütterten Pelzdecke. Sie war selber glühend roth und sah erwartungsvoll zu, wie der Kutscher die Decken zurückschob, der Maschinist hineinsprang und ihr dann ritterlich die Hand bot, damit sie folge.

Einen Augenblick noch zögerte sie. Der Versucher ward fast ungeduldig.

Komm doch, liebes Kind, schöne, kleine, eigensinnige Person! drängte er. Ich will dich ja nicht entführen, wir

kommen ja wieder! Nur ein bischen mehr ins Freie möchte ich; hier sind die vielen Leute; man wird so beobachtet!

Mit einem Ruck zog er sie neben sich und gab dem Kutscher das Zeichen.

Er weiß ja nichts, lachte er, während er den Arm leicht um sie legte und ihr die schöne warme Decke über die Schulter hinaufzog; was weiß er? Und warum sollte ich dich nicht ebenso gut küssen dürfen, wie er?

Gesa fuhr mit der Hand nach ihrer Wange, als sei sie gebrannt; er hatte sie geküßt.

Nein, nein, das nicht! stammelte sie und versuchte fortzurücken; ich muß ihm treu bleiben, ich muß — —

So, mußt du das? — Es war ein spöttelnder Ton in den Worten und ein spöttisches Zucken um die Mundwinkel, während seine Blicke über das Mädchen hinfuhren, wie über ein sicheres Eigenthum, und sein Arm sie fest an sich drückte.

Ja, sieh, Gesa, das küsse ich dir auch nicht ab! Er bog ihren Kopf zu sich und ließ ihre Lippen nur los, um ihr Worte zuzuflüstern, die sie in eine Art Lähmung versetzten.

Als sie freikam, stieß sie einen erstickten Schrei aus; der Kutscher sah sich um: Wohen?

Der Maschinist richtete sich in die Höhe, um mit ihm zu sprechen; da raffte sie sich plötzlich auf, nahm ihre Kleider zusammen und flog wie ein Ball aus dem Schlitten hinaus auf einen Haufen zusammengefegten Schnees.

Sie war gleich wieder auf den Füßen und maß mit den Augen die Entfernung bis zu der großen Schenkbude; hinter ihr schrie und schalt der Maschinist. Sie lächelte und nickte zurück zu ihm, lief aber, so eilig sie auf dem glatten Boden vermochte, dem dichten Menschenknäuel zu. Aus der Thür der Wirthschaft stakte mit weiten Schritten und steifen Knieen Heinrich Klefecker, als wate er durch

nassen Sand; das plumpe Weib, das auf ihn einredete und mit dem Finger auf Gesa wies, war die rothe Male; höhnische Schadenfreude belebte die stumpfen Züge. Sein Kopf hing auf die Brust; er sah erdfahl aus und alt, mit vielen Furchen und Falten, die das bleiche Schneelicht unbarmherzig enthüllte.

Du siehst bös' aus, Hein, entfuhr es der Athemlosen, als er nun, ohne zu sprechen, an sie herantrat und hart ihren Arm ergriff.

Sie drehte an ihrem Tuche und fuhr verwirrt fort: Woll'n wir noch nich weg?

Dat is woll all lang Tied, erwiderte er; sein forschender Blick war wie eine Drohung.

Du kukst mich ja an, als hättst mich lang nich gesehn, sagte sie mit einem Versuch zu scherzen. Sie streichelte furchtsam seine große, kalte Hand, die er ihr selbstvergessen überließ.

Nun aber riß er die Finger los und schlug die ihren derb und heftig bei Seite.

Sie wich entsetzt zurück und hob die geschlagene Hand in die Höhe, ins Licht einer eben angezündeten Laterne. Ein schmerzliches Erstaunen lag in den getrübten Augen; die Lippen bebten wie bei einem Kinde, das gleich in Weinen ausbrechen will. Solch eine kleine, weiche Hand! Der Maschinist hatte sie noch eben geküßt und bewundert, und Heinrich schlug sie!

Warum?

Das Mitleid mit sich selbst wurde plötzlich so groß, daß sie zu schluchzen begann und in sich hinein wimmerte über ihre Jugend, ihre Verlassenheit, den verlorenen Sonntag, den eisigen Wind und ihre müden, wehen Füße.

Er hörte aber nicht hin, schien es gar nicht zu wissen, daß sie da gehe.

In einem Wagengeleise glitt sie aus; das schien ihn zu wecken. Er half ihr auf und behielt sie im Arm, wie sie weiter gingen. Die starken Stöße seines Herzens sprachen von innerem Kampf. Seine Augen waren trocken und glänzender als sonst; auf den hagern Backen brannte nun ein ungewohntes Roth. Manchmal sah er sie eindringlich an, öffnete auch den Mund, als ob er Etwas sagen müsse, schüttelte aber wieder den Kopf und seufzte:

Arm lütt Dammelke!

Sie nahm das für ein Schmeichelwort, lächelte schon halbgetröstet und streichelte an ihm herum, was er sich ohne Widerstreben, aber auch ohne Dank gefallen ließ. Doch wurde er allmählich machtlos und warm und ließ sich mitziehn, als ob er nicht das Herz voll habe.

Zuletzt wagte sie es, ganz siegesgewiß zu sagen: Weißt, Hein, ich bin ausm Schlitten gesprungen im vollen Fahren.

Er wurde sogleich wieder fremd, ließ ihre Hand frei und erwiderte: Ick weet.

Nach einer Pause setzte er kalt hinzu:

Worum?

Weil ich dich von weitem sah und nich wollte, daß du warten solltest, sagte sie eifrig und unbefangen.

Worum büst du denn erst mitgahn? bemerkte er noch kälter.

Ach, so'n feinen Schlitten! weißt, mit Tigerdecken, Hein, — in so'n hab ich noch nie gesessen.

Schad, dat du nich länger bleewen büst, knirschte er zwischen den Zähnen.

Nee, Hein, höchstens zehn Minuten, fiel sie ein, ich werd' dich doch nich stehn und warten lassen?

Sie sah ihm grade in die Augen mit ihrem freundlichen, hellen Gesichtchen.

Auch ein schärferer Seelenkenner als Heinrich Klefecker hätte in diesen weichen, sanften Zügen nichts Andres gefunden, als die Ueberzeugung, sich sehr gut und liebevoll benommen zu haben, und ein bischen Kränkung darüber, daß ihr Mann das nicht anerkannte.

Wat Swattes bliwt nich an ehr besitten, murmelte er; und dann, nach einer Pause, in ganz anderm Tone: Täuw, du! Wi drapt uns noch.

Was sagst du? fragte sie mit einem erschrockenen Blick auf seine geballte Faust.

O nix, ick freu' mi blot, dat wi to Hus sünd.

Das Kellerfenster leuchtete heut nicht in die Mitternacht hinaus. Auch als die Beiden schon in ihrem Stübchen waren, blieb es noch dunkel darin.

Klefecker hatte sich müde auf einen Stuhl gesetzt; Gesa war hinausgegangen, um Streichhölzer bei der Hauswirthin zu holen, und hatte sich wohl festgeschwatzt.

Wie er so in trübem Brüten nach dem Fenster sah, bewegte sich Etwas draußen; ein dunkler Gegenstand duckte sich, wie es schien, geräuschlos vor der Scheibe nieder. Ein Gesicht erschien an dem Glase, das Weiße der Augen schimmerte deutlich hervor. Dann kam ein regelmäßiges Klopfen mit dem Knöchel und der wohlverständliche Ruf: Gesa, bist du allein?

Mit einem wilden Sprung war Klefecker vom Stuhl auf, die Treppen in die Höhe und draußen vor der Thür. Aber wie er auch seine Augen anstrengte, das Kellerloch vor dem Fenster war leer; er stieg zum Ueberfluß noch hinunter, aber vergeblich. Eben erhellte sich die Stube, die er bis in jedes Eckchen übersehen konnte. Seine Frau trat mit der angezündeten Lampe herein, sorglos und hübsch anzusehn. Er nahm sich in Acht, sie zu erschrecken, kletterte aus dem Loch und sah sich auf der Straße um, die

ganz verlassen schien. Soviel Zeit nun auch schon verstrichen war, er durchsuchte jeden Thorweg, jeden Hauseingang. Sein Herz war wie ein Gefäß, das zerspringen oder überlaufen mußte vor ohnmächtigem Haß.

Als er endlich nach Hause kam, war Gesa beleidigt.

Warum bist denn wieder weggerannt? sagte sie ärgerlich; das Abendbrod is all lang fertig.

Er gab keine Antwort und setzte sich schaudernd und zähneklappernd in eine Ecke.

Wat hest du blot, Hein? Du bewerst ja so! fragte sie freundlicher.

De Dod löppt öwer min Graf, Gesch, sagte er dumpf; dat gütt mi bald kolt, bald heet dörch de Knaken — de Dod löppt öwer min Graf. —

Die ganze Nacht lag er so, schlaflos, zusammenschaudernd und manchmal leise stöhnend in seinem Bette.

Gesa wachte davon auf.

Du kriegst 'n fixen Snuppen, sagte sie, sich die Augen reibend.

Ja, ja, 'n Snuppen, wiederholte er, slap du man, Gesch.

Nee, Hein, ick mak di 'n Tass' Thee, ick stah op; du büst ja as 'n Isklumpen.

Sie war gleich aus dem Bett und zündete Licht an; es war halb Drei. Als er den heißen Fliedertrank herunter hatte, ward er stiller und schloß die Augen. Gesa hörte ihn noch ein paarmal stöhnen, dann fiel sie in schweren, festen Schlaf.

Als sie wieder erwachte, brannte Licht im Zimmer; im Schein der kleinen Küchenlampe sah sie ihren Mann angekeidet am Tisch sitzen und einen Brief lesen. Er schien gesund zu sein.

Hein, was machst du da? rief sie, sich aufstemmend; was is denn die Uhr?

Der Mann drehte sich schnell nach dem Bette hin; dabei fegte er mit dem Ellbogen die Lampe vom Tisch, die auf dem Boden zersplitterte, während der Docht noch fortschwelte.

Wart, wart! ich helf' dir, Hein, rief Gesa dem verdutzt Dastehenden zu; sie sprang aus dem Bette, fuhr in einen Schuh und trat die qualmende Schnuppe aus, schrie aber sogleich auf: Mein Fuß! ich hab 'nen Splitter im Fuß.

Der erste graue Morgenschimmer fiel durch die zwei kleinen Fenster mit ihren kurzen Vorhängen und zeigte die Umrisse der vielen Gegenstände in der engen Kammer, den Kochofen, den Schrank und das große Bett, auf dem das junge Weib saß und den nackten Fuß mit beiden Händen hielt. — Draußen war es schon lebhaft. Die Hamburger Lerche, der Kummerwagenmann, sang seinen melancholischen Weckruf in den schlaftrunkenen Wintermorgen hinein — auf dem Vorplatz wurden Stiefel gewichst und die Treppen herunter klapperten geschäftige Holzpantoffeln.

Wir haben die Zeit verschlafen, dachte Gesa erschreckend; da kam ihr Mann mit einem Licht wieder zur Thür herein. Die Frau, von der sie das Zimmer abgemiethet hatten, folgte mit einer Todtenvogelmiene und einem Lappen alter Leinwand.

Ji ward mi noch dat Hus ansteecken, dat segg ick, knarrte sie, während sie sich kopfschüttelnd, aber hülfbereit über den klaffenden Riß an der weichen Sohle hermachte.

Au! au! machte die Verwundete bei jeder Berührung und zog endlich den Fuß ganz zurück.

Ueber die harten Züge der Alten stahl sich ein Lächeln, das fast wie Weinen aussah.

Min gode Deern, sagte sie, du weetst noch nich, wat de Minsch uthollen kann. Warr man erst so olt as ick, denn büst du 't gewennt.

Erschrocken sah das junge Weib auf die trüben, triefenden Augen, den zahnlosen Mund und den wollenumwickelten Kopf der Alten.

So olt ward ick nich, erwiderte sie zuversichtlich.

Wer nich olt warden will, de mut sick jung ophangen, du Kiekindewelt! sagte die Frau hart; giw din Fot man wedder her.

Und dann zu dem Manne gewendet: En vertagene Deern! Se sünd too god, Klefeker.

Aber ihr Blick auf die Gescholtene war nicht ohne Wohlgefallen, und die hübsche kleine Frau schien auch dankbar für ihre Mühe und Hülfe und lachte, als sie mit der höhnisch klingenden Ermunterung: Nu kannst du gahn und danzen, das junge Paar allein ließ.

Gesa versuchte aufzustehn, fiel aber mit einem Schmerzenslaut wieder zurück.

Nee, Hein, auftreten kann ich nich.

Ihr Mann sah fast zufrieden aus.

Lat man, Gesch! Hüt is dat nix mit de Fabrik, un schadt ok nich. Ick warr Bescheed seggen.

Und dann nach einer Pause:

Kiek hier, ick hew 'n groten Breef kregen; ick schull hüt Nahmiddag nah Heide kamen — dat Erbschaftsamt het mi schreewen. Ick stunn erst in Bedenk — nu kann ick reisen. — Er schloß mit einem Seufzer und einem argwöhnischen Blick nach dem Fenster.

Erbschaftsamt? wiederholte Gesa verwundert; sie schien nur das eine Wort gefaßt zu haben.

Wegen min Unkel Asmus, de in'n Harwst storben is; da warr'n woll 'n paar hunnert Dahler rutkamen.

Für uns? Sie schlug die Hände zusammen. En paar hunnert Dahler? I, Hein, freust du di denn nich? Das is ja 'n großes Glück für uns! Denn können wir Alles bezahlen un —

Un du giwst das Fabriklopen op — fiel er in entschlossenen Ton ein.

Ihr aufgeregtes Gesicht ward gleich stiller.

Gott, Hein, was soll ich denn aber den ganzen Tag zu Haus thun?

Wat anner Frugenslüd doht, sagte er kurz.

Ha, Andere haben Geld; wir haben ja nix.

Sie guckte sich herausfordernd in der schlechten Kammer um und wies mit dem Finger auf die löcherigen, unebenen Dielen.

Immer so allein hier sitzen, da wächst Einem ja der Mund zu, murrte sie.

Heinrich legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte in verzweifeltem Ton: Ick mut nu gahn; erst op Arbeit un denn nah Heide. Dat kann'n paar Dag duern, bet ick wedder kam. Din Fot is slimm; gah nich rut, gah nich in de Fabrik, bet ick t'rügg bün! Verspreek mi dat, Gesch! — Ein gurgelnder Laut von verschluckten Thränen machte seine Worte undeutlich.

Wenn't nich gor too lang duert, erwiderte sie leichthin.

Un wenn he nu herkummt — — stotterte er.

Sie lachte auf. He ward sick höden!

Aber das kummervolle Gesicht schien sie plötzlich zu rühren.

Geh mit Glück, Hein, sagte sie weicher, vielleicht kriegst das Geld gleich mit.

Dat kann woll sinn.

So schieden sie.

Kaum war er fort, so trieb eine unklare Regung das junge Weib ans Fenster, um ihn noch zu sehn. Sie hinkte mühsam und ohne auf ihren Anzug zu achten durch die Stube, riß das Fenster auf und sah hinauf.

Eben kam er vorüber.

Hein, was macht dein Schnupfen? Den hab' ich ganz vergessen! rief sie.

Ja, ja, de Snuppen! erwiderte er, flüchtig hinunterblickend, dann ging er weiter.

Sie folgte ihm mit den Augen und schloß das Fenster langsam, obgleich es sie fror in ihrem Nachtjäckchen

Eine Stunde später aber saß sie schon eifrig plaudernd und strickend in der Küche der Wirthin. Die zu erhebende Erbschaft und was man mit dem Geld Alles anfangen könne, bildete einen unerschöpflichen Unterhaltungsquell, und Gesa schmeichelte die Vorstellung, durch diesen Glückszufall in der Achtung der Alten, die sie immer wie ein dummes Kind behandelt hatte, hoch gestiegen zu sein. Das Erbschaftsthema reichte auch noch für den folgenden Tag und dann — wurde es abgelös't durch ein anderes, nicht minder wichtiges und bedeutsames, — wichtig und bedeutsam nicht nur für die beiden Frauen, sondern für die ganze Bevölkerung dieses Stadttheiles und noch darüber hinaus.

Der Maschinist Leopold Jäck war verschwunden.

Am Montag war er wie gewöhnlich zur Mittagsstunde aus der Druckerei gegangen, wahrscheinlich als Letzter, denn Niemand hatte ihn hinausgehen sehen; doch war er Vormittags da gewesen und nichts Ungewöhnliches an ihm bemerkt worden.

Am Nachmittag war er ausgeblieben, was hie und da schon an Montagen vorgekommen war und von dem Fabrikherrn mißbilligend verzeichnet, aber nicht weiter beachtet wurde. Als er auch am Dienstag nicht erschien, ward um zwölf Uhr das alte Factotum Ribe mit dem verstümmelten Arm in seine Wohnung geschickt. Ribe fand die Thür verschlossen und keinen der Wirthsleute daheim. Daraufhin ward die Anzeige bei der Polizeibehörde erstattet, die Wohnung, deren Schlüssel er mit sich genommen zu haben schien,

im Namen des Gesetzes geöffnet und — leer gefunden. Nicht etwa ausgeräumt, aber doch verlassen. Das Bett in der einstigen Dunkelkammer des Photographen war zerwühlt; die Wirthin sagte aus, der Herr sei am Sonntag erst spät in der Nacht heimgekehrt, habe am Montag seine Wohnung aber früh verlassen, ohne daß sie ihn gesehn. Da der Schlüssel nicht an der Thür gesteckt, so habe sie nicht hineingekonnt, was auch schon öfter geschehen. Der Herr sei mit ihr sehr „von oben herunter" gewesen; Vorstellungen seien da übel angebracht. Sie habe eben gedacht, beim Nachhausekommen werde er schon rufen, wenn er sein Bett gemacht haben wolle. Da er dann am Dienstagmorgen nicht zum Vorschein gekommen sei, habe sie es ihrem Mann gesagt — der habe auch von „Anzeigen" gesprochen, habe aber noch ein paar Tage warten wollen; er wolle dem Herrn, der vielleicht bald zurückkomme, keinen Aerger bereiten; das dumme Logis stehe so wie so meistens leer; es habe auch Niemand gern mit der Polizei zu thun. Als man ihr bedeutete, das sei eine verdächtige Aeußerung, gerieth sie in großen Zorn. Sie habe viele Kinder, und ihr Mann sei Briefträger, ob sie da Zeit hätten, hinter so Einem herzulaufen, der alle Nächt durch „schwierte" und seine Wäsche einer Anderen gebe, grade als ob sie ihm seinen feinen Kram nicht gut genug plättete!

Dabei riß sie seine Kommodenschiebladen auf und enthüllte ein wüstes Durcheinander von frischen und gebrauchten Wäschestücken, Kuchenresten, bunten Cravatten und Pomadeschachteln; auch etliche Goldstücke klimperten lose darin. Der Beamte verwies ihr solche Eigenmächtigkeit; dann versiegelte er die Kommode, den Schrank und einen halbgeborstenen Koffer, dessen Inhalt aus durchlöcherten Strümpfen und zerlesenen Romanen bestand. Der Raum sah fast aus wie nach einer fluchtartigen Entfernung des Bewohners. Aber

dann hätte er doch wohl sein Geld mitgenommen? Nun, viel war auch nicht da — die drei Goldstücke und die kleine Münze konnte er bei seiner unordentlichen Lebensführung vergessen haben. Aber auch die Uhr war da. Sie lag zwischen den Blumentöpfen, die auf einige halbzerrissene, durchweichte Liebesbriefe gestellt waren. Das Gehäuse war geöffnet, der Schlüssel daneben, als wäre sie so nach oder vor dem Aufziehen liegen geblieben. Sie stand auf Neun, ging aber weiter, als der Beamte sie anrührte; sie schien von der Kälte stehen geblieben zu sein, und ihr war Nichts abzufragen als etwa das Eine: warum hat dich dein Herr nicht mitgenommen? Ein Grund für plötzliche Abreise war nicht zu entdecken; trotzdem telegraphirte man nach allen Seiten, zuerst nach Pirna an den dort lebenden Onkel; es fand sich ein Brief in einer Rocktasche steckend, aus dem man seine Adresse erfuhr.

Die Wirthsleute wurden sorgfältig überwacht und in den Bier- und Tanzlokalen Nachforschungen angestellt, die kein festes Resultat ergaben. Er war bekannt überall, der etwas aufgeblasene junge Herr mit sächsischem Dialekt und geputzter Kleidung, einer der besten Kunden und ein großer Liebhaber der Damen. Es ward sogar ermittelt, in welcher Wirthschaft er in der Sonntagsnacht bis zwölf Uhr getanzt hatte; dort aber hörte jede Spur auf. Von seiner Heimathsstadt lief ein dicker Brief des Onkels ein, der in betrübter Geschwätzigkeit meldete, sein Neffe sei nicht nur nicht in Pirna, sondern habe schon seit zwei Monaten kaum Etwas von sich hören lassen, und die Braut wolle nichts mehr von ihm wissen, wenn er nicht bald einen andern Weg einschlage.

Zum Schlusse empfahl er „der guten und reichen Stadt Hamburg“ feierlich, seinen Neffen und Schwiegersohn wieder herbeizuschaffen. Hamburg habe leider im Binnenlande den Ruf einer sehr verderbten Stadt — er habe das nie glauben

wollen, da er selber einmal auf dem Vorgesch in Arbeit gestanden — aber für den Leopold Jäck sei Hamburg freilich verantwortlich; der werde von ihr zurückgefordert.

Nun erschienen täglich Zeitungsartikel unter der Ueberschrift: „Verbrechen oder Unglücksfall?“ Die Wirthsleute wurden auf einige Tage verhaftet, aber bald wieder entlassen und statt der Menschen einmal die breiten und schmalen Wasseradern dieses Gebietes befragt. Freilich, ihrer sind viele; und dann noch die Teiche, Becken und Gräben. Es half nichts; es kam keine Antwort; der Maschinist war und blieb verschwunden.

Verschwunden! Ein unheimliches Wort. Es bedeutet: umgekommen! todt! aber es fügt dazu noch das Gespenstische des Zweifels, das Grausen der Ungewißheit. Es lag wie ein Todesschatten über der ohnehin winterlich traurigen Gegend des Hammerbrooks. Die Männer unterhielten sich nur von der unbegreiflichen Thatsache, daß ein Mann, ein erwachsener Mensch, aus ihrer Mitte verloren gegangen war, wie ein Stück Handwerkszeug, wie ein Blatt Papier, das der Wind wegbläs't, und das nicht wiedergefunden wird. Die Frauen warfen scheue Blicke um sich, sobald es Abend ward, und wenn sie auf dem Nachhauseweg eine Brücke betraten, hörten sie auf zu schwatzen und zu kichern und schauten mit ängstlich forschenden Augen in das Wasser der Fleete, in die offenen Stellen zwischen den morschen grauen Eisschollen und flüsterten von ihm und wunderten sich, ob er wohl hier liege? oder wo sonst? und schauderten bei dem Gedanken, daß er vielleicht an derselben Stelle liege, wo einst die Elzmann ihren Sohn ertränkt hatte, und schüttelten den Kopf, daß es je herauskomme, und erzählten sich, daß selbst die flachen Gräben am Ausschlägerweg durchsucht und sogar abgelassen worden, und wußten auch von einem alten, fremden Mann, dem einzigen Verwandten, der bei allen

Behörden umherlaufe und mit gerungenen Händen flehe, sie möchten ihm seinen Sohn und seiner armen Tochter ihren Bräutigam wiedergeben, und wenn sie das nicht könnten, so wolle er Gott bitten, daß die Türken Hamburg eroberten und an allen vier Ecken anzündeten. Dieser Sagenkreis um den Verschollenen erweiterte sich von Tag zu Tag.

Die Stillste bei all diesen Gesprächen war Gesa. Aber ihre Augen starrten groß und weit offen beim Zuhören, und wenn es an den dunklen Fleeten vorbeiging, klammerte sie sich an den Arm einer Kameradin. Die wilde Male machte sich einmal den Spaß, in der Dämmerung plötzlich wie eine Katze hinter einer Heckenthür hervorzuspringen, um sie zu erschrecken. Dies gelang ihr so gut, daß die Furchtsame fast in Krämpfe verfiel und sich stundenlang mit heftigem Weinen quälte. Ein zweites Mal, als ihr die Elster mit den verschnittenen Flügeln, die frei in der Druckerei umherlaufen durfte, unvermuthet krächzend auf den Nacken flog, wiederholte sich dieser Anfall.

Seit dem Tage, da sich Gesa den Splitter in den Fuß getreten hatte, schien sie verändert. Ihre Backen hatten die weiche Rundung, die blumenhafte Frische verloren; die Augen lagen matt und schwarzgeringt in den Höhlen; nur wenn von dem Verschwundenen gesprochen wurde, kam ein ängstlicher Glanz hinein. Die Kameradinnen brachten plumpe und spitzige Neckereien vor, um ihre Niedergeschlagenheit zu erklären. Bald war es die Trauer um den Maschinisten, der ihr so offen den Hof gemacht hatte, während der neue, ein trockener Engländer, sie gar nicht beachtete. Bald sollte es die Sehnsucht nach ihrem Schatz, Heinrich Klefecker sein, der noch immer nicht wiederkam. Er war nun bald vierzehn Tage weg und wußte noch nicht einmal, daß der Maschinenmeister der Druckerei vermißt wurde. Gerade an dem Montag, da der Sachse Morgens zuletzt im Geschäft gewesen,

war Klefecker der Erbschaft wegen nach Heide gereis't. Schreiben war weder ihre noch seine Sache, doch hatte sie durch einen andern Arbeiter erfahren, daß er dem Fabrikherrn sein Fortbleiben angezeigt und entschuldigt hatte. Sie war nach acht Tagen auch wieder zur Arbeit gegangen, — hätte ihr Mann gewußt, daß er so lange aufgehalten würde, so hätte er kein Versprechen verlangt. Und auch nicht, wenn er gewußt hätte, daß Herr Jäck verschwinden würde, dachte sie und fühlte dabei eine merkwürdige Ruhe und Sicherheit über sich kommen. Vielleicht wußte ihr Mann doch durch die Zeitung, was hier passirt war. Es wurde ihr aber unbehaglich bei dem Gedanken, daß sie ihn darnach fragen solle. Heinrich hatte den Herrn nie leiden können, — er würde sich vielleicht über sein Verschwinden freuen — und sie meinte, das könne sie nicht gut mit ansehen. Der arme feine Herr war ihr so gut gewesen. Er hatte ihr Worte gesagt, wie noch kein Mensch, und wie er sie geküßt hatte! Recht zum Todtlachen! Wenn das ihr Mann gewußt hätte! Und so feine Stiefel hatte er getragen und so goldene Hemdknöpfchen, und immer was Frisches im Knopfloch. Ach, die Blumen in seiner Wohnung, die sahen elend aus! Sie hatte oft hinaufgucken müssen, wenn sie vorbeiging, und ihre guten Augen erkannten deutlich, daß Alles verwelkt und erfroren war. Nur eine große Kalla stand noch grün und trug sogar eine ihrer seltsamen schlanken weißen Blumen in der verkommenen Gesellschaft. Von dieser Blume träumte ihr. Gesa knieete auf einem Grabe, und eine Stimme sprach heraus: De Dod löppt öwer min Graf; und als sie sich in Angst gebadet umsah, kam die weiße Kalla hergeschritten und stellte sich auf den Hügel. Sie hatte aber ein Gesicht, und das war so gräßlich, daß Gesa mit einem rettenden Schrei erwachte. Was für ein Gesicht? Sie versuchte, als sie wach war, es sich noch einmal vorzustellen, aber sowie

sie nur einen Schimmer davon erhaschte, hielt sie sich die Augen zu und hätte beinahe wieder aufgeschrieen. Vor Male, die sich oft vertraulich an sie drängte, um von dem Verschwundenen zu schwatzen, bezeigte sie eine Furcht, die alle Mädchen in der Fabrik lachen machte.

Böse Träume bei Nacht und eintönige Arbeit bei Tage, — die Zeit ward ihr lang. Und wenn Heinrich zurückkommt, dachte sie, wer weiß, am Ende muß er auch noch auf die Polizei, als Zeuge, wie wir Alle, obgleich sein Herr ausgesagt hat, daß er abgereis't ist, als der Herr Jäck noch da war, und obgleich Alle wissen und bezeugen, daß sie nie ein Wort zusammen gesprochen haben.

Am Freitag der zweiten Woche, es war gegen Feierabend, rief ihr die rothe Male vom Fenster her zu, Klefecker sei zurück; sie habe ihn gerade ins Contor der Fabrik nebenan gehen sehn. Sie schrak zusammen und freute sich dennoch; ihre Hände zitterten, wenn sie die Bogen darreichte, und sie wäre fast mit den Fingern unter die Walzen gerathen. Als aber die Arbeit aufhörte, ging sie beinah zögernd die Treppen hinunter und strich ein paarmal an den Häusern hin, ehe sie in die Thür nebenan zu treten wagte. Dort lag das Contor der chemischen Fabrik; sie kannte die Thür sehr genau und das schmale Milchglasfenster mit der Inschrift „Büreau", durch das sie die Gestalt ihres Mannes wie einen dunklen, undeutlichen Schatten erkennen konnte.

Die Thür war angelehnt; sie hörte eben Heinrich's Stimme:

Ja, Herr, ich kann gleich mitgehn.

Und dann die Stimme des Principals:

Das ist mir lieb; ich war recht in Verlegenheit; unsere alte Niederlitz ist gerade zur Unzeit krank geworden. Der Besuch ist unaufschiebbar; die Leute gehen nach Samoa, wissen Sie, — schon übermorgen. Meine Frau und die

Mädchen sind voraus, — schlimmstenfalls hätte ich zurückbleiben müssen. Aber so ist mir's natürlich lieber. Das ist der Hausschlüssel. Und der hier schließt die kleine Stube neben der Hausthür auf. Na, Sie haben ja schon mal bei uns eingehütet. Sie finden Alles, was Sie brauchen; ich habe das Zimmer für alle Fälle in Ordnung bringen lassen, Licht, Feuerung, Alles da. Nur Abendbrod müssen Sie sich mitnehmen; Theekessel, Kaffeekanne ist da — morgen Vormittag gegen elf kommen wir zurück. Guten Abend, Klefecker.

Gesche schlich weg, ehe die Beiden heraustraten, denn sie gingen zugleich. Sie hörte das Umdrehen des Schlüssels an der Hausthür und die Schritte der Männer, die in entgegengesetzter Richtung nach der Stadt zugingen. Sie hatte die Hände fest in ihr Tuch gewickelt, aber die Luft blies hindurch, daß ihr die Haut fror, als gehe sie nackt und bloß. Ein paar Thränen waren ihr in die Augen getreten, als sie gehört, daß Heinrich, der so lange fortgewesen war, der ihr noch nicht einmal guten Abend geboten hatte, sich da ohne Widerrede zu einem Einhüterdienst verdingte. Die Thränen standen noch auf den Wangen, und der Wind fuhr eisig darüber hin. Mit gebeugtem Kopf und immer schwererem Schritt ging sie ganz mechanisch, ohne Bewußtsein oder Willen. Plötzlich blieb sie stehen, überlegte und kehrte um. Nun war es, als ob eine innere Macht sie vorwärts treibe; sie eilte schnell und schneller; durch die Große Allee, in deren alten Ulmen der Schneesturm heulte, und dann den Glockengießerwall entlang, zwischen den dampfschnaubenden klingelnden Pferdebahnwagen hindurch bis zum Eingang der Ferdinandstraße.

Dort gleich neben dem Zuchthaus war es, dort lag das Haus seines Fabrikherrn. Von dem Gefängniß mit den kleinen blinden Maulwurfsaugen wendete sie schnell die Blicke

ab, lief quer über das nasse Pflaster und versuchte, in das kleine Fenster neben der Hausthür zu sehn. Das war ja das Einhüterstübchen.

Es lag aber doch zu hoch über dem Trottoir; nur ein Lichtschein war erkennbar und die helle Hinterwand, an der ein schwarzer Schattenriß hinflog. Das mußte er sein.

Sie hob sich auf die Zehe, und der Wind blies ihre Kleider auf, als wolle er sie hineintragen, während eine Flut von Thränen ihr übers Gesicht und in das Halstuch rieselte.

Ein vorübergehender Schutzmann fragte sie mitleidig spottend: Sall ick di 'n beten in de Höcht bören, dat du beter in dat Finster kiken kannst, min Deern? und streckte schon die kräftigen Arme nach ihr aus — da besann sie sich, wischte sich die Augen und kehrte langsam um auf dem durchweichten Wege.

Einmal schrie sie auf und sprang bebend seitwärts: sie hatte eine Hand auf ihrer Schulter gefühlt, und als sie sich umsah, gewahrte sie den verschwundenen Maschinenmeister, der regungslos und aschgrau vom Kopf bis zu den Füßen — nur über die Stirn lief ein rother Streif — zu ihr hinstierte. Entsetzt schlug sie ihr Tuch über die Augen, aber sie konnte es nicht lassen, sie mußte noch einmal hinsehen. Da war es ein Baum, auf den das rothe Licht einer Laterne an der Straße fiel; aber ihr bebten die Kniee, wie sie weiterlief, und die grünen, blauen und rothen Lichter des Lübecker Bahnhofs tanzten vor ihren Augen.

Manchmal sah sie blitzschnell, wie ein Bild, das an ihr vorübergezogen ward, Heinrich in dem Dielenstübchen sitzen, die langen Glieder viel zu groß für den engen Raum — und sie wunderte sich, ob er wohl auch soviel an den verschwundenen Maschinenmeister denke. — Ja, das that er, aber anders als sie vermuthete.

Er hatte dem Principal sein Handkofferchen auf den Venlooer Bahnhof getragen und war dann mit schnellen Schritten nach der Ferdinandstraße gegangen, hatte in dem Dielenstübchen Feuer und die Lampe angezündet und sich nun auf den niedrigen Strohstuhl gesetzt, der unter seiner Last aufstöhnte. Er hatte freilich ein anderes Gewicht, als die dürre, verschrumpfte Einhüterin Niederlitz, die sonst auf dem Stuhl saß, wenn die Famlie verreis't war.

Bei jeder Bewegung ächzte und wimmerte der alte Stuhl, als wolle er den Mann abwerfen. Dem ward es endlich zu viel. Er stand auf und setzte sich auf einen Holzstuhl mit steifer Lehne, langte seine sandgraue Mütze her und drehte sie in den Händen, wohl eine halbe Stunde lang. Wenn es seiner Frau, die zu dieser Zeit draußen stand, geglückt wäre, hineinzusehn, sie hätte vielleicht gelächelt statt zu weinen, so schläfrig unbedenklich sah die Geberde aus. Zuletzt entfiel ihm die Mütze; sein Kopf senkte sich auf die Brust; er that ein paar schwere Athemzüge, wie Einer, der das Schlafen erst einmal probiren will, und dann immer ruhigere, tiefere, als müsse er sich satt trinken nach langem Dürsten. Die Wärme des kleinen Raumes nach der feuchten Kälte draußen hatte ihn eingeschläfert.

Plötzlich zuckte er zusammen; an der Thür war die Glocke gezogen worden. Er zitterte so, daß der Stuhl, auf den er den Arm gelegt hatte, ins Schwanken gerieth und er Mühe hatte, sich auf die Füße zu stellen. Die Glocke ertönte von Neuem. Nun ergriff er mit einer Art Heftigkeit die Lampe, riß die Thür auf und fragte mit heiserer Stimme, wer da sei. Es war die Zeitungsfrau mit den „Hamburger Nachrichten". Er öffnete die Thür des Windfanges, und die spitznäsige Neuigkeitsträgerin mit dem zerdrückten schwarzseidenen Hute schaufelte sich auf die Diele.

Sie guckte hell und neugierig unter dem breiten Hutrande vor, schüttelte ihre triefenden Röcke ohne Rücksicht auf die sauberen Marmorfliesen und lachte wichtig mit ihren beiden Zahnlücken.

Na, morgen fröh um soß is dat ja nu!

Wat is morgen fröh?

Denn ward he ja nu afmurkst — Se weeten doch — Timm, de Mörder Timm! J, dat weeten Se nich? Herrjes, Mann, wo kamt Se denn her? Hier gliek dichtan, in 'n Hoff vun't Tugthuus; Gerechtigkeit mut sin, sünst kunn ja Jeder kamen! Wenn Se Klock soß opwakt, denn beden Se man ok 'n Vadderunser vor sin arme Seel. He wör 'n hübschen Minschen, grad so rank un slank as Se.

Die Zeitungsfrau ging und schlug beleidigt die Thür hinter sich zu — der ungeschliffene Mensch hatte sie nur angestarrt, aber kein Wort auf ihre interessante Erzählung erwidert.

Er stand noch auf den Fliesen, sah ins Leere und hielt sich mit der Hand am Thürpfosten fest.

Darum also war der Fabrikherr fort mit Frau und Töchtern! Eine Hinrichtung gab es hier! In der stillen, vornehmen Ferdinandstraße! Die Nachbarschaft des Todescanditaten hatte sie vertrieben, und sie hatten ihn, Klefecker, ausgesucht, in der letzten Nacht des Verurtheilten das Haus zu hüten.

Dichtan! dicht nebenan. Ja, ja, dort lag das Zuchthaus. Mit einem plötzlichen Impulse riß er die Thür auf, als wolle er hinausspringen, fort von hier, aus dem Hause, gleichviel wohin. Aber die hochaufflackernde Lampe mahnte ihn: Hierbleiben! Feuer und Licht verwahren; das Haus hüten, wie er versprochen; der Principal hat sich auf ihn verlassen, weil er weiß, daß Klefecker zuverlässig ist. Er

schloß langsam die Thür, schützte die Flamme mit der Hand und ging entschlossenen Schrittes in das Stübchen zurück.

Ja, nun kannte er die Geschichte, nun fiel sie ihm ein, die Geschichte des Timm, des Raubmörders. Ein altes, reiches Ehepaar hatte er erschlagen und war mit ihrem Geld geflohn. Was ging das ihm an? Er und Geld nehmen? Er sah seine Hände an. Nie einen Pfennig! Sie waren rein. Rein?

Das Echo seiner eigenen Gedanken schreckte ihn, als sei das letzte Wort, von fremdem Mund gesprochen, laut durch das Zimmer gehallt. Er sah sich argwöhnisch nach rechts und links um — war hier noch Jemand außer ihm? Dort in der dämmerigen Ecke hinter dem Bett schien sich Etwas zu bewegen, huschte etwas auf und ab, dunkel und hell — was war das? Er schob das Bett zur Mitte des Raumes, zwängte sich an der Wand durch und stand nun neben dem alten bunten Kattunvorhang, der die tiefe Ecke halb verhüllte, aus welcher ihn ein Menschengesicht ansah. Er fuhr zurück, runzelte die Stirn und streckte die Hand darnach. Sie stieß an kaltes Glas, er that einen tiefen Athemzug — nur ein Spiegel! Aber war denn das sein Gesicht? Dies bläuliche, verzerrte Gesicht mit dem gesträubten Haar — den aufgerissenen Augen? Und was für ein Strich war das da, gerade unter dem Kinn, der den Kopf vom Rumpfe trennte? Nein, nein, das war nicht er, das war der Raubmörder, der nebenan im Gefängniß hinter den vergitterten Fenstern auf den Morgen wartete, auf seinen letzten. Wie kam der hierher in das Glas?

Er zog sein blaues Taschentuch hervor und begann an dem Spiegel zu reiben, hastig, immer schneller; er fühlte ihn warm werden unter seinen Fingern, aber das Bild mit dem durchschnittenen Hals verschwand nicht, obgleich es all seine Bewegungen nachahmte.

Es war doch sein eigenes Gesicht! so würde er aussehn, wenn — —

Er schob schnell den Vorhang über den Spiegel, aber die Schnur, die ihn zusammenhielt, war morsch und zerriß in seiner derben Hand, die staubigen Falten sanken auf den Boden, und nun stand er dahinter in voller Größe, der schreckliche Mensch mit dem durchschnittenen Hals — „grad so rank un slank as Se!“ Was half es, daß er nun auch deutlich den Sprung in dem verblichenen Glase sah? Was half es, daß er mit ungeschickter Eile sich bemühte, den Spiegel umzudrehn und gegen die Wand zu lehnen? Das Bild folgte ihm, wie er mit zitternden Gliedern wieder zwischen Bett und Wand hindurchkroch; es stand in seinen Augen, so fest er die Hände dagegen drückte.

Er war jung und stark. Er biß die Zähne aufeinander, nahm die Hände von den Augen und sagte mit fester Stimme:

Ick bün keen Raubmörder. Wat geiht he mi an!

Er strich sich die Stirn wie in großer Müdigkeit.

Villicht het mi dat drömt! Villicht is 't all nich wohr. Un morgen wak ick op un gah nah min Gesche, un se weet vun nix, un he geiht ut de Dör wie alle Dag mit sin verdammten Prükenkopp un sin gläserne Ogen und redt ehr to, se wör noch god nog för mi, wenn —

Er sprang auf, ballte die Faust und lief mit dröhnenden Schritten auf und nieder. Nee, nee! dat nich! Denn mut ick em noch mal dotslagen.

Er sah sich nicht um, scheu und schreckhaft wie zuvor, obgleich er das Wort laut gesprochen hatte. Er schien wie befreit von aller Furcht. Er konnte sogar essen und trinken und sich dann in den Stuhl zurücklehnen, um ein bischen zu schlafen, fest und traumlos wie ein glücklicher Mensch. Wohl lange Stunden.

Glockenschläge weckten ihn, Thurmglocken; sie durchdröhnten ihn, als ob ein schwerer Hammer sie ihm auf den Kopf zähle.

Fünf Uhr! fünf Uhr! noch eine Stunde Leben.

Wer denn? Er? Nein, nicht er — der Raubmörder hinter jener Wand.

Wat geiht he mi an! flüsterte er mit zuckenden Lippen.

Er fühlte in die Taschen, zog halb bewußtlos einen kleinen Gegenstand hervor und drehte ihn im Licht der sterbenden Lampe. Ein flacher Knopf, braun, ein Faden daran und ein ganz kleiner Fetzen braunen Tuchs. Der Rock war ja auch braun gewesen. Ein unausstehliches, herausforderndes Tabaksbraun, wie es kein andrer Mensch trug. Daran hatte er ihn ja gleich erkannt, als er an dem Unglücksmontag zu ihm in die Fabrik kam und sich nach dem „hübschen Fräulein Gesa" erkundigte. Und die Heuchlerfratze, mit der er ihn zur Rede gestellt: ob er's auch ehrlich mit dem Mädel meine? Und als er ihn angedonnert: Se is min Fro! wie ihm da der Hohn frech entgegengelacht hatte! Und da, da war's geschehn, da hatte er ihn an diesem Knopf gepackt und zu Boden gerissen, und der Knopf war in seiner Hand geblieben, er wußte nicht wie, lag nachher in seiner Tasche, er wußte nicht durch welchen Zufall. Der Knopf kannte die ganze Geschichte; er durfte nicht länger da sein. Schnell neues Holz auf das Feuer und Kohlen, Kohlen, daß es lodert und prasselt, ein rechtes Hexenfeuer, und dann den Verräther hinein, ehe er den stummen Mund aufthut. — Er glühte eine Weile, eine deutliche runde Scheibe; dann flog die beinerne Masse als ein Aschenstäubchen in die Höhe und sank zerstiebend auf die glimmenden Scheite. Der kommt nicht wieder. Aber wie er sich umdrehte, sah ihm das Bett so sonderbar aus, das gerade viereckige Bett. War

es nicht ein Tank? So einer wie die, worin man Borax macht? So einer wie der — —

Er mußte hingehen und es befühlen. Richtig, weiche Kissen, die seinem Drucke nachgaben, Alles trocken und warm. Und doch, wenn er zurückging, kein Bett, sondern ein Kessel voll Schwefelsäure, und was sonst noch darin ist? — —

Er stieß einen Schrei aus — der Kessel war zersprungen, in zwei Hälften geborsten, und eine Knochenhand reckte sich nach ihm — ein zerspaltener Schädel glotzte über den Rand — ja das Schürfeisen war ihm so nah zu Händen gewesen.

Die Lampe erlosch; er stand im Finstern inmitten eines gespenstischen Gewimmels. Wieder drei Glockenschläge; es ist dreiviertel auf sechs. Nun wird er schon angekleidet sein, sein letztes Brod essen. Woran er wohl denkt? Ob er betet? Er begann mechanisch das Vaterunser herzusagen, bis er an die Stelle kam: Und vergieb uns unsere Schuld. Da seufzte er tief auf, schüttelte den Kopf und begann von vorn. Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben — — Nee, nee, ick kann nich, stöhnte er qualvoll, Em nich, dat kann uns' Herrgott nich verlangen.

Dann packte er seine Sachen zusammen, Alles im Dunkeln, griff nach seiner Mütze und lief zum Hause hinaus, ehe es sechs schlug. Er schob den Schlüssel unter die Hausthür hinein und eilte durch den dunklen Wintermorgen vorwärts über die leeren Straßen, dem Hammerbrook zu und dann weiter nach Bullerhude. Eh' er sich selber recht besann, stand er in dem Kellerstübchen vor dem Bette, in welchem Gesa noch schlief; er sah in der Dämmerung die weiße Schulter schimmern und den nackten Arm, der aus dem Bett hing. Sein Stöhnen dicht über ihrem Ohr erweckte sie.

Hein, bist du da? rief sie auffahrend. Ihre Arme griffen nach ihm; sie umfaßte sein fieberheißes, knochiges Gesicht und zog es auf das Kissen nieder. Aber er richtete sich wieder auf, ohne sie zu küssen.

Gesche, ick gah! ick mut weg!

Weg vun mi?

Ja! ja!

Wohen?

Ick weet nich!

Warum?

Ick hew dat dahn, Gesche, ick hew dat dahn! jammerte er auf, das thränenüberströmte Gesicht in ihren Busen drückend.

Ach, Hein! Ach, Allmächtiger! Sie ließ ihn nicht los, aber ihre Fingernägel gruben sich tief in ihre weichen Hände. Wat fangst du an! wat fangst du an!

Ich weet nich! Nah Cuxhaven, nah Amerika.

Ach, warum büst du wedder herkamen?

Ick wull di noch 'mal sehn!

Er umklammerte sie enger und heftiger. Min Kind! min Gesch! se kriegt mi! ich glöw, Male weet wat, se will Geld vun mi, se het mi 't seggt, as ick gistern t'rügg kamen bün! Ick mut weg, un ick kann nich!

Sie wischte ihm mit den Händen die Thränen ab und stammelte: Ick kam nah — wenn ick — wenn ich antrocken bün.

Ach, Gesch, wohen?

Wo du hen geihst.

Ach, Gesch, du findst mi nich.

Ich find di! Hein! Hein! harst du 't doch nich dahn!

He sleit mi wedder dod, sallst sehn, sagte er dumpf.

An der Thür fragte er noch einmal unsicher: Un du, Gesch?

Ick kam.

Du kummst mi nah?

Ja, Hein.

Nah Cuxhaven, ja?

Ja, Hein, wo du hengeihst.

Er kehrte hastig an ihr Bett zurück.

Ach, Gesch, dat Geld, ick bün so verbiestert! Ick hew't ja all in Heid' in twee Bündels makt.

Er zog ein Päckchen aus seiner Brusttasche. Wies' dat Keinen! 't sünd veerhunnert Mark — vun de Erbschaft —

Ja, aber nu gah! gah weg! Sie drängte ihn von sich, ick — ick — weet nich, wo ick bün — sie verbarg ihr heißes Aufweinen in die Kissen. — —

Wohin nun? Hinweg, weit! weit! Auf ein Schiff und hinaus!

Es war noch immer halbdunkel auf den Straßen, und er kam leicht vorwärts, obgleich er den graden Weg, der ihn an den zwei Nachbarfabriken vorbeigeführt hätte, ohne festen Vorsatz vermied. Seine Beine gingen wie von selbst den Weg zu den Quais, zum Hafen. In der Hand trug er die Tasche mit seinen Habseligkeiten, auf der Brust die Hälfte des ererbten Geldes. Am Venlooer Bahnhof bog er ein; es fuhr ihm durch den Kopf, gleich hier den Zug zu besteigen und nicht eher wieder zu verlassen, als bis er in Cuxhaven sei. Es mußte gerade Zeit sein, hatte eben sieben geschlagen; Fußgänger und Wagen eilten der Halle zu.

Woll'n Sie noch mit? sagte ein rasch vorüberschreitender Reisender, der ihn mit scharfen Blicken überstreifte.

Klefecker schüttelte unwillkürlich den Kopf; nein, nein, er wollte nicht; der Gedanke an die vielen Menschen, die ihn Alle so ansehen konnten, wie der Hafenofficiant eben, erregte ihm Angst. „Straße zur Elbbrücke und nach Harburg" las er und bog ohne Besinnen in den menschenleeren Weg ein.

Hier endlich war es einsam, wenn auch nicht still. Der Nordweststurm, der schon seit Tagen gewüthet, empfing ihn mit gellendem Pfeifen und Brausen hier auf dem schmalen, niedrigen Elbwärder, wo nichts seine Gewalt abschwächte. Er war zuweilen hier gegangen in Sommer- und Herbsttagen, wenn der Wind schwer ist von dem Duft des fetten Grases, den er oft meilenweit stromabwärts trägt und so dem seemüden Reisenden das vertraute Bild der grünen Triften und der behäbigen, wiegend hinwandelnden Marschkühe vor die Augen zaubert. Das war „vorher“ gewesen, Alles „vorher“. Jetzt schien es, als habe er sich auf diesem Wege in die Gewalt von tausend Teufeln begeben, die ihm den Hut herunterrissen, ihm seine Haare ins Gesicht schlugen, die ihm die Haut mit scharfen Nägeln zerkratzten und ihm die Augen mit blendendem Eisstaub, die Ohren mit zischendem Geheul füllten. — Aber unter diesen wilden Angriffen fand er seine Jugend und Stärke wieder. Er trat fest auf wie früher, ehe die Angst über ihn gekommen war, nahm den Hut in die Hand, der auf dem Kopf nicht halten wollte, machte sich steif in den Knieen und kämpfte sich Schritt für Schritt weiter bis an die Elbbrücke, die ihm von Ferne her, umdonnert von den rasenden Wellen, umtanzt von den schreienden Sturmgespenstern, den weißen spitzflügeligen Möwen, mit sonderbarer Gelassenheit nur leise zu schwanken schien. Als er sie betrat, war es freilich, als setze er den Fuß auf ein vom Sturm mißhandeltes, in allen Segeln zischendes, im Tauwerk ächzendes, in den Planken knarrendes Schiff. Die Betäubung des Schwindels kam über ihn, und der seltsame Rhythmus des Sturmes, dies stoßweise Athmen, dieser bald schnellere, bald langsamere Takt regierte seinen Herzschlag wie eine Uhr. Der grelle kurze Schrei der Locomotive dicht neben ihm zerriß den Nebel, der sich um sein Hirn legte; — nur durch das Gitter

geschieden, jagte das rothäugige, funkenwerfende Ungethüm mit den schwarzen Fittichen an ihm vorbei, wie besiegt und auf der Flucht vor den empörten Wassern.

Der einsame Flüchtling zitterte, als er hinter einem der gewaltigen Brückenpfeiler wieder hervortrat; die Klarheit brachte ihm Alles zurück: das Grauen der Nacht, die Furcht vor den fremden Gesichtern, von denen jedes einem Feinde gehören konnte. Seine Schuld hing auf ihm wie ein schwerer Sack voll widerlichen Unraths, und er war sonst ein reinlicher Mensch gewesen, so weit es anging. Er sehnte sich, ja, er hoffte noch, einen Ort zu finden, wo er die scheußliche Bürde abwerfen könne. „Wo mi Keiner kennt! Wo mi Keiner kennt!" — Wenn er nur erst in Harburg wäre!

Auf Wilhelmsburg begegneten ihm Arbeiter, darunter ein junger Bursche und ein Mädchen. Er hatte sie im Arm; der Wind blies sie hin und her, und Beide lachten hell hinaus. Klefecker drehte den Kopf nach ihnen und sah ihnen nach. Wie hatte Gesche lachen können! Aber jetzt, jetzt geht das doch nicht mehr — wenn ihr Mann — Eine Ahnung davon, daß Etwas für immer vorbei sei, auch wenn er glücklich dorthin komme, „wo ihn Keiner kennt", machte seine Augen dunkel.

Auf der zweiten Brücke, dicht vor Harburg überkam ihn wieder Schwindel und Erschöpfung. Das Surren und Klirren der großen Eisschollen, die der Sturm zu selbstvernichtendem Kampfe aufeinanderhetzte, mischte sich mit dem Brausen des Blutes, das ihm heiß zu Kopfe stieg. Seine Füße gingen nicht mehr; die Tasche fiel ihm aus den Händen, und das Blitzen und Flimmern des Wassers zwischen dem schwankenden Eisengeländer der Brücke hindurch verursachte ihm Schmerz. Er hockte mit geschlossenen Augen neben einem Pfeiler nieder. Aber wie ein Schlafender, der unruhig wird, sobald man ihm ins Gesicht sieht, sprang er

gleich wieder auf unter ein paar musternden Blicken. Es war derselbe Officiant, der ihn auf dem Venlooer Bahnhof gefragt hatte, ob er nach Harburg wolle. Jetzt sagte er nichts, aber er schien neugierig zu fragen, warum der Mensch da wohl den ganzen Weg zu Fuß gemacht habe, statt mit ein paar Pfennigen stundenlanges Marschiren bei dem Wetter sich zu ersparen? Als der Wanderer nun wieder freier ausschritt, folgte er ihm erst mit den Augen und ging dann langsam auch in die Stadt, hinter ihm her.

Er sah ihn in einen Bäckerladen treten und beobachtete im gemächlichen Vorüberschlendern durch die Scheibe noch einmal das hagere, verstörte, scheue Gesicht, als ob er es sich recht einprägen wolle.

Klefecker stand wie ein Stock vor der Toonbank unter den Frauen und Dienstmädchen, die von zerbrochenen Scheiben, heruntergestürzten Ziegeln, zerschlagenen Bäumen und verwehter Wäsche schwatzten. Weiter drunten, Cuxhaven zu, sollte es noch viel ärger sein.

Als er endlich an die Reihe kam, sein Brot zu verlangen, rief plötzlich eine helle Stimme aus dem gesprächigen Haufen: Herrjes, Klefecker! wo kamen Se denn her?

Es war, als habe ihn Jemand auf den Kopf geschlagen. Erst als er bemerkte, daß Niemand erschrak, Niemand größere Notiz von ihm nahm, als bisher, und daß die Bäckerfrau ihm das Feinbrot ruhig über den Ladentisch darreichte, gewann er es über sich, nach der Seite zu blicken, von der er angerufen worden. Es war eine große, magere Frau mit scharfen Zügen, sehr sauber trotz des nassen Wetters, die sich da zu ihm drängte. Ein kleiner, derber Junge hing an ihrer Schürze.

Na, kennen Sie mich nich mehr? sagte sie etwas schnippisch, denn er hatte sie in dem Schrecken ohne Gruß

angestarrt. Kommen Sie man mit, Klefecker, hier is das ja so voll.

Sie zog ihn mit auf die Straße, und weil es dort zu windig war, um „das Stehen zu behalten“, wie sie sich ausdrückte, so nöthigte sie ihn in einen engen, schmalen Thorweg, um ihr Gespräch mit ihm fortzusetzen, zu dem er ihr „wie gerufen“ kam.

Ja, sagen Sie Gesche man, — was macht denn Gesche? — wir wären seit 'n Sonnabend hier nach Harburg gezogen, — August, was mein Mann is, hat hier bessern Verdienst als in Elsfleth, hat er, un ich bün auch lieber hier, das is hier doch nich so still. Tanzt Gesche noch immer so viel? Das sollten Sie man nich leiden, ich bün auch man so blaß von das ewige Tanzen. Gott, na, wenn man jung is, nich? Aber nu hab' ich ja 'n Block an'n Bein, nee, drei, vier Blöcke, erst August, was mein Mann is, und denn die Gören! Sie lachte und drückte den Kleinen an ihre Schürze. Das is uns' Aeltester, 'n fixen Jung, man 'n büschen wild. Nich, Guschen? — Der Junge grins'te unternehmend zwischen ihren Rockfalten hervor und schlug sich auf die Stiefel. Ja, er hat all Krempers, sagte die Frau, und jeden Abend sünd sie naß. Ich muß immer einen auf den Kammerbesenstiel und den annern auf den Leuwagenstiel stecken, daß sie man wieder trocknen. So 'n Namenter is das! Er hat auch all 'n Scheibe eingeworfen bei die Nachbaren, mit 'n Schneeball, und eben is der Gläser dagewesen und hat ein' wieder eingesetzt. — Sie drohte dem Jungen und putzte ihm die widerstrebende rothe Nase. Dann flüsterte sie: Aber er bringt mir jeden Pfennig, den er schenkt kriegt, un das thun nich alle Kinder in unse Klasse! Die haben ja all manchmal Kniffe in 'n Kopf und denken: willst dir da Boltjes oder Stickbeeren für kaufen. Nee, das thut er nich, keinen Pfennig. Und er weiß auch all,

daß fünf Pfennig mehr is als ein Pfennig und zwei Pfennig, und er is doch man noch klein, un sein Verstand is auch man noch klein; er is ja man erst fünf! Aber er is so 'n kleinen Dicken, nich? — Sie drückte ihn tüchtig, aber er verzog keine Miene. So 'n kleinen dicken Kopf und so 'n kleine dicke Schultern — so 'n Stämmigen is das, nich?

Klefecker hatte bis dahin kein Wort zu erwidern brauchen, aber die Ungeduld lag ihm doch deutlich auf dem Gesicht, selbst für die unbefangene, redelustige Frau.

Geh hin, Guschen, gieb Onkel Hein die Hand, die rechte, weißt woll, die beste! — sie lächelte erwartungsvoll und stolz über das ganze spitze, blasse Gesicht und schob den Jungen vorwärts, riß ihn aber ebenso schnell zurück: Wo hest all wedder rumklei't? Hest wedder in' Rönnsteen speelt? Du ol asige Jung! — Sie gab ihm einen Klaps auf die schmutzigen Fäustchen. — So 'n Hand kannst Onkel nich bieten, die 's ja nich rein!

Der Kleine hatte sein verdutztes Gesicht schnell hinter ihren Rockfalten verborgen; der unglückliche Mann hatte ebenfalls seine Hand zurückgezogen, seine, ach, ganz anders unreine Hand.

Er sah so traurig aus in diesem Augenblicke; sein Gemurmel, daß er gehen müsse, keine Zeit weiter habe, klang so sonderbar, daß die schnelle Frau ihn mit plötzlichem Erschrecken am Aermel faßte: Wo wölt Se denn egentlich hen? Se hent doch nix hatt? Mit min Swester? Mit Gesch? Se wölt doch nich utknipen? Nah Amerika utknipen un min Swester sitten laten? Ihre Stimme wurde immer lauter und kläglicher, ihre Augen immer glänzender und forschender.

Nee, nee, nee! sagte er, heftig den Kopf schüttelnd, aber er war ungeübt im Lügen; auf seinen mageren Backen

brannte es roth. Ick hew Geschäften, ick mut wider mit de Isenbahn.

So—phi—! kummst du noch nich mit dat Swatt—brot? schrie es über die Straße.

Die Frau horchte auf; — Min Mann lurt all op mi, he steiht vor Dör, — kieken Se, dor gans ünnen, wi hewt ok 'n lütten Goren un 'n Kaninchenstall, — min Guschen het allns t'recht makt, — wenn Se blot 'n Ogenblick mit rinkamen wullen, — min tweete Jung is nu dree worden, dree Johr — Ludje, weeten Se.

Adjüs! sagte der Flüchtling fast heftig und wollte ihr den Rücken drehen.

O, ick gah densülbigen Weg, erwiderte sie beleidigt, aber ohne abzulassen, hier geht's nach 'n Bahnhof. Wenn Sie wirklich nach 'n Bahnhof wollen? — Sie sah ihn mißtrauisch an, schlug aber plötzlich in einen herzlichen Ton um: Hein, wenn Se 'mal wat mit Gesche hewt, — se is nich schlecht, se is blot dumm un görig, — aber se holt wat von di, min Jung, dat weet ick, denn worum harr se di nahmen? Vun wegen din Hübschheit doch woll nich — sie guckte sehr offenherzig an ihm auf und nieder, — wegen Geld ok nich, denn du hest ja nix, — wegen din Geschäft — na, min hett 'n beter Geschäft, as Schoster! Da hew ick em doch to Hus un ünner min Opsicht, un dat is god for 'n Mann, he mut ünner Opsicht sin! Jede Mann! — Sie klopfte ihm auf die Schulter: Gah to Hus un verdreeg di mit Gesch, un kumm mal op 'n Sünndagnahmiddag, wir sind immer zu Haus, denn sollst auch mein Deern sehn, was mein Kleinste is.

Sie war endlich fort, — Klefecker hatte darauf bestanden, in eine Querstraße einzubiegen. Aber er wagte nicht, sich umzusehen, aus Furcht, sie käme zurück. Ein stechender, zehrender Schmerz, den er im ganzen Körper fühlte, ob-

wohl er keinen festen Sitz hatte, gesellte sich zu der Angst vor Verfolgung. Die unheimliche schmutzige Bürde, die er trug, ward schwerer mit jedem Schritte.

Weg! weg! wo mi Keiner kennt! dachte er wieder; aber dann sah er Gesa, die den Weg zu ihm suchte, und seine Füße bogen sich, umzukehren und ihr entgegenzugehen.

Nun stand er doch am Bahnhof, lös'te ein Billet vierter Klasse nach Cuxhaven und aß in der kalten, fensterklirrenden Halle sein trockenes Brot; dann war es Zeit zum Einsteigen. In der stummen Gesellschaft von drei rauchenden Bauern und in der lauten Gesellschaft des immer höher steigenden Sturmes und der immer näher heranbrüllenden See vergingen die Stunden wie ein dumpfer Traum. Es war drei Uhr, als der Schaffner: „Cuxhaven, Alles aussteigen", in die Wagen hineinrief. Der Zug hielt am Hafen, und der Wind war so stark, daß er das bloße Verlassen der Wagen zu einer Kraftanstrengung für die Reisenden machte. Ueber Nacht war es noch ärger gewesen. — Ziegelscherben und zerbrochene Aeste lagen auf dem Pflaster, und Sand und Seegras war an den Treppen und in den Winkeln zusammengewirbelt und aufgehäuft worden, um jeden Augenblick von Neuem zerwühlt und in die Luft gestreut zu werden. Der Schornstein einer großen Fabrik war gegen Morgen heruntergestürzt und hatte fertige und halbfertige Kähne der anstoßenden Werft zerschlagen. Die Straße dort war gesperrt, und große Theile des Schlots lagen noch am Boden, während andere weggeräumt wurden. Klefecker sah zum ersten Male den öden Strand, den die wilde Nordsee bespült. Der Hafen erschien ihm klein gegen den von Hamburg, aber in den weißgeflügelten Segelschiffen zuckte der Sturm ganz anders und schien sie mit selbständigem Leben zu erfüllen, als wollten sie mit ihm in die Weite flattern. Und nun erst links hinaus, am Fuß des vogelumkreischten, knarrenden,

bebenden Leuchtthurms! War denn das Wasser? diese schwarzen, undurchsichtigen Berge und Thäler, die aufstiegen, als wollten sie das Land verschlucken und den Himmel einstoßen? Und nun ward ein Thal, wo eben ein Berg war, und nun ward das Thal wieder zum Berge. Es war schwer, darauf hinzusehen und das Gleichgewicht zu behalten; es war schwer, sich zu erinnern, daß der Boden fest stand. Hinter Vorsprüngen der Mauern und in den Thüren standen die Leute aus der Stadt und klammerten sich fest mit einer Hand, um mit schwindelnden Augen durch das Glas hinauszusehen. Alle Stimmen waren verschlungen von der einen übergewaltigen; alle Blicke hatten Ein Ziel, alle Seelen Ein Interesse; auf allen Gesichtern lag die Nähe eines furchtbar lebendigen Ungeheuers, das nach Fraß brüllt. — Noch schwärzer als die dunklen Wellen stand das Bollwerk der „Alten Liebe“ da, wie das rostige Geripp eines Walfisches. Der Himmel wechselte wie das Meer; bald war er lichter, bald dunkler und voll jenes trüben gelben Rauches, den der nordische Poseidon aus seiner Pfeife qualmt. Manchmal zerriß ein Kanonenschlag die Sturmorgelklänge, oder das Nebelhorn heulte seine ängstliche Warnung über die Wellen.

Der Flüchtling mußte sich an den Hausmauern zurückfühlen in die Straßen; Mädchen und Frauen gingen truppweise, um nicht über den Haufen geblasen zu werden, und warfen furchtsame Blicke nach den Dächern. Als ihn der Sturm mit einem Matrosen zufällig in eine Ecke zusammentrieb, faßte er sich ein Herz zu der Frage, ob heut ein Schiff auslaufe. Ja, aber nur eins, ein Kohlenschiff nach Hull; der Kapitän sei gerade in die Wirthschaft dort gegangen, den solle er nur fragen. Klefecker's Gemüth flog auf wie ein Vogel. Er trat in das bezeichnete Speisehaus, das in diesem Augenblicke nur einen einzigen Gast beherbergte. Der Kapitän, ein untersetzter, fremd aussehender

Mann, saß vor einer dampfenden Kohlschüssel und schob von Zeit zu Zeit seinen mächtigen schwarzen Bart bei Seite, damit er ihm nicht den Teller abfege. Klefecker fühlte plötzlich Hunger, bestellte sich etwas Warmes und brachte dann sein Anliegen vor.

Ja, der Kapitän konnte einen Passagier aufnehmen, zwei nicht so gut, aber es würde vielleicht auch gehen. Er hatte schon gestern Nacht fort wollen, war aber des Wetters wegen immer noch hier; nun mußte man heute Abend sehen . . . eine feste Zeit konnte nicht ausgemacht werden, wenn es so beiblieb.

Das war wenig für Einen, unter dem der Boden brennt.

Die Wirthin brachte ihm seinen Kohl mit Hammelfleisch, wie er's bestellt hatte. Es roch appetitlich, aber die Speisen würgten ihn. Der Kapitän stand auf und schob ihm beim Hinausgehen die Zeitungen zu. Gleich der erste Blick fiel auf eine großgedruckte Anzeige, die eine halbe Seite einnahm:

„Zweitausend Mark Belohnung Demjenigen, welcher mir über den Verbleib meines seit dem 28. Februar d. J. verschwundenen Neffen, des Maschinisten Leopold Jäck, irgend welche zuverlässige Nachricht mitzutheilen hat.

Kaspar Dogel, Rentier.
Pirna in Sachsen."

Es flimmerte und flammte ihm vor den Augen; sein Gesicht wurde kalt. Da hörte er auf einmal hinter sich eine laute Stimme dieselbe Anzeige herunterlesen. Hätte er nur den Kopf nicht gedreht. Aber es war, als reiße ihm Einer das Gesicht herum, und seine Augen trafen in die des Hafenofficianten, der das Blatt in der Hand hielt und eben der Wirthin die Bekanntmachung vorgelesen hatte. Er schlug mit der flachen Hand auf die Zeitung: Ja, der wird noch immer gesucht.

Er hat wohl die Kasse mitgenommen, daß sie so achter ihm her sünd, sagte die Wirthin schläfrig.

Nee, dat is nich wohr, rief eine hastige heisere Stimme, die jäh abbrach. Wer hatte ihn gefragt? Glühend roth beugte sich Klefecker auf sein kaltgewordenes Essen; er rührte darin und konnte doch nichts schlucken; der Officiant war horchend näher getreten.

So, Sie kennen ihn persönlich? fragte er obenhin, aber mit den Augen schien er viel mehr zu sagen.

Wen?

Den Verschwundenen, den Jäck?

Nee, den kenn' ick nich; der Ton war ziemlich gefaßt, aber die Stimme zitterte etwas.

Der Officiant nahm einen Stuhl ihm gegenüber und blickte ihm unverwandt ins Gesicht.

Aber sie behaupteten doch eben —

Ick hew blot seggt, wat ick lest hew, — es ging schon leichter von der Zunge.

Sie wollen wohl nach drüben? warf der Polizist so hin.

Ja, ick denk' so.

Von Hamburg ist da bessere Gelegenheit zu, fuhr der Frager fort und zog die dicken Handschuhe aus, um das Glas Grog bequemer anfassen zu können, das vor ihm dampfte. Sie haben sich da einen großen Umweg gemacht. Der röthliche, steife Schnurrbart zuckte unmerklich, so daß die kurzen Spitzen schräg standen. Die rothen Streifen über den Augen, Brauen waren nicht da, zogen sich spähend zusammen, sogar die großen Ohrmuscheln reckten sich etwas, um die Antwort zu hören.

Aber es kam keine. Der Flüchtling schwieg im Gefühl seiner gänzlichen Hülflosigkeit, er maß die Entfernung bis zur Thür wie ein gefangenes Wild und fühlte in die Tasche nach seinem Messer.

Der Officiant lehnte sich gemächlich zurück.

Ihre Papiere sind jedenfalls in Ordnung? Wenn man auf solch eine Reise geht —

Klefecker ließ das Messer fahren und griff nach der Reisetasche; es war freilich Alles da; er hatte bei der Erbschaftssache genug Laufereien deßhalb gethan. Nur sein Arbeitsbuch war in der Fabrik zurückgeblieben.

Der Andere sah diese Bereitwilligkeit mit einer Enttäuschung, die er kaum verbarg.

Lassen Sie nur; wir haben ja noch Zeit bis zur Abfahrt; Kapitän Hammer kommt heut noch nicht hinaus, sagte er abwinkend; na und Sie haben wohl auch keine Eile? — Das erwartete Zusammenschrecken war nicht ausgeblieben. Der Officiant sah fast dankbar aus. Am Ende haben Sie doch Eile, hier fortzukommen? sagte er wohlwollend.

Klefecker sprang auf, nahm seine Sachen zusammen und ging an den Schenktisch, um zu bezahlen. Er hätte sich mit dem Messer auf den Polizisten stürzen müssen, wäre er noch eine Minute länger hier geblieben. Und sollte denn Alles entdeckt, sollte er denn gefangen sein, nur nicht von Dem, nur von Dem nicht, brannte es in ihm.

Auch der Quäler war aufgestanden.

Wenn Sie schon gehn, möchte ich allerdings um Ihre Papiere bitten, sagte er, lächelnd über seine eigene Höflichkeit.

Da wurde heftig die Thür aufgerissen. Ein halbwüchsiger Bursche stürmte herein. Mutter, 'n Boot draußen vor der Alten Liebe; es kann alle Augenblick in Stücke gehn!

Er ließ die Thür hinter sich offen und rannte hinaus, — der Officiant warf einen kurzen, sicheren Blick auf Klefecker, dann lief auch er fort; — Klefecker folgte; die Wirthin riß eine Wachstuchdecke von einem Tische, wickelte sich hinein nnd watschelte den Männern nach. Die Leute liefen Alle nach einer Richtung, dem Leuchtthurm zu. Die

Lampen brannten schon, aber ihr stilles rothes Licht schwamm nur in zersprengten, ohnmächtigen Funken auf den rollenden Bergen und Thälern. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, so daß man zur Noth stehen konnte, doch war das Meer noch immer so laut, daß man einander nicht hörte.

Sie standen in Reihen und Gruppen, hoben die Arme auf und suchten einander zuzuschreien, ohne Erfolg; aber die verstörten Gesichter der alten Männer, die angstvollen Mienen der Frauen und die Kinder, die weinten und schrieen über den Tumult, den sie nicht begriffen, sprachen verständlich genug.

Klesecker drängte sich in einen dichten Haufen; Kapitän Hammer stand auch darin. Er reichte ihm das Glas und führte seine Hand nach der Richtung.

Ja, da sah er es, gar nicht fern; wie ein weißes Papierblatt, bald hinauf-, bald herabgeschleudert, tanzte das Boot, die Segel hoch, auf das alte Bollwerk los, — was hatte es nur dort verloren? Warum waren die Segel nicht eingezogen?

Dat mut Jan Stubbe sin, hörte er Einen dem Andern ins Ohr schreien.

Ja, dat is he!

Wenn dat man god geiht!

Dat geiht min Dag nich god.

Ein lauter Schrei gellte vom Strande auf. Die wild am Bord hin- und herspringende Gestalt hatte nun endlich das Segel halb gerefft, da entriß es der Sturm den erschlafften oder unkundigen Händen, griff in die losgebundene Leinwand und drehte das Boot in rasendem Wirbel um sich selbst.

He is wedder dhun! rief es.

He is dat nich, dat is blot sin Jung; Jan is ja 'n grooten, schieren Kerl, is Jan.

Ick segg di, he is vull.

Und ick segg di, Jan Stubbe is gor nich an Bord, segg ick di.

Ein neuer Schrei unterbrach den Streit; die Segelstange war zersplittert; das Segel hing halb im Wasser; das Drehen des Bootes hörte auf; es neigte sich auf die Seite.

Ein Mann neben Klefecker rief:

Wie möt em rinhalen, Jungens; wer will mit?

He is duhn! rief es dagegen.

't is ja blot de Jung! schrie ein Dritter.

Der alte Fischer, der zuerst gerufen hatte, begann wieder: Un wenn 't ok Jan Stubbe sülwst is, sall de Mann vor unse Ogen versupen?

Das trockne braune Gesicht des Sprechers blickte ernsthaft und vertrauensvoll von Einem zum Andern.

Sünd Ji nich ok all mal duhn west? Wer kann hier seggen: ick nich? — Die hellen muthigen Augen trafen Klefecker, die dringliche mahnende Stimme fuhr ihm durchs Herz. Da war es ihm, als höbe sich der furchtbare Sack von seiner Schulter. Es ging wie ein Zurechtrücken durch seinen Körper. Er warf die Tasche, die er noch immer trug, dem Nächststehenden zu.

Ick! schrie er überlaut. Weiter nichts, aber sie verstanden es Alle. Im Handumdrehen waren sie vollzählig, vier Mann, lauter Fischer, wie der erste, starke Männer mit gefaßten Gesichtern. Wie er als fünfter mit ihnen die Landungsbrücke entlang lief, ins Boot sprang, sein Ruder ergriff und mit ganzer Armkraft in das Wasser stieß, das zäh wie Blei sich ihm entgegenstemmte, ging ein Schein über sein Gesicht, als lebe er von Neuem auf.

Man irrt sich doch manchmal, sagte der Hafenofficiant zu der Wirthin, ich hatte gedacht — — und nun sehen Sie, wie der Kerl zieht.

Es war ein saures Stück Arbeit, dies Kämpfen gegen Strom und Sturm in dem schwachen Boot. Mit schmerzenden Armen und triefenden Gesichtern, wortlos, die Augen hinausgerichtet, dem bedrängten, jetzt vor ihnen verdeckten Fischerboote zu, pflügten sich die Ruderer vorwärts. Die genaue Kenntniß des Wassers leitete sie. Und mitten in diesem Kampf, in dieser Anspannung aller Kräfte erblickte der Flüchtende plötzlich wie in einem Rahmen eine Gestalt, die auf ihn zugeschritten kam. Fern war sie, ganz fern; dennoch erkannte er das blonde Haar und die kleinen Schritte und sah ihre Röcke flattern im Sturm. Sie ging langsam, immer langsamer, einen öden Weg. Ihre thränenrothen Augen hefteten sich in seine, nicht vorwurfsvoll, aber so hülflos, so verzweifelt. Er konnte den Blick nicht ertragen, er hob das Ruder zur Abwehr. Die Gestalt zerrann, als ein Schrei, messerscharf, den Lärm des Sturmes durchschnitt. Das Boot war erreicht; sie waren zur Stelle. Es füllte sich zusehends mit Wasser, an der zweiten Segelstange hing der halbtodte Junge und schrie. Keine Möglichkeit, ihn dort weg zu bringen, durch Zeichen oder Zurufe; er mußte geholt werden. Sie brachten ihre Jolle endlich Seite an Seite mit dem andern Boot. Der alte Fischer stieg hinüber, riß die verkrampften Hände los und hielt den Knaben an sich. Klefecker ließ den Bord des andern Schiffes fahren, an dem er sich aufgerichtet hatte und stand mit gespreizten Beinen, ohne Wank, wie wüthend ihm auch das zerissene Segel ins Gesicht peitschte, bis er den Geretteten aufgefangen und auf den Boden niedergelegt hatte. Einer der Fischer mit einem großen Schiffsmesser wollte über ihn hinwegsteigen, — Klefecker verstand seine Absicht, nahm ihm das Messer aus der Hand und bedeutete, daß er selbst hinüberklettern und die zweite Segelstange kappen wolle; das Fahrzeug war dann vielleicht noch zu retten. Auch der Alte war noch droben. Mit aller

Wucht stieß Klefecker das Messer ein und sprang dann rückwärts. Aber die stürzende Stange mit der herumfahrenden Leinwand hatte ihn dennoch erreicht. Sie riß ihn über Bord und weit hinaus. Der Alte warf ihm auf der Stelle ein Seil nach. Er tauchte in einiger Entfernung wieder auf, die Hände um den Segelschaft gefaltet; das Tau glitt darüber hin und her; er griff nicht darnach. Sie riefen und schrieen. Er lös'te die eine Hand und zeigte auf sein blutüberströmtes, aber fast fröhliches Gesicht. Dann ließ er auch die andere Hand los und versank in die Tiefe, die ihm die grause Last von den Schultern gewaschen hatte.

Behördliche Empfehlungen und Belobungen sowie einige Urtheile der Presse über die Sammlung:

Die Naturkräfte.

Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek.

Aus der großen Zahl von anerkennenden Besprechungen des ganzen Unternehmens, welche der Verlagsbuchhandlung vorliegen, veröffentlicht dieselbe nachstehend auszugsweise eine Blumenlese. Ein flüchtiger Ueberblick derselben dürfte überzeugend darthun, daß das fachmännische Urtheil, seien die Blätter, in denen es sich ausspricht, politische Zeitungen, belletristische, naturwissenschaftliche, pädagogische oder technische Zeitschriften, darin übereinstimmt, daß das Unternehmen ein bedeutendes und wohlgelungenes sei. Diese Allseitigkeit des Lobes erfüllt die Verlagshandlung mit der freudigen Genugthuung, das Ziel erreicht zu haben, das sie sich gesetzt, nämlich eine wahre naturwissenschaftliche Volksbibliothek, eine Vermittlerin zwischen Wissenschaft und Volk, geschaffen zu haben.

Herzogl. bad. Oberschulrath: „Als geeignetes Lehrmittel zur Anschaffung für die Bibliotheken der Mittelschulen wird empfohlen: ‚Die Naturkräfte' ꝛc."

Königl. bayer. Cultusministerium: „Im Verlag der R. Oldenbourg'schen Verlagsbuchhandlung in München ist unter dem Titel ‚Die Naturkräfte' ꝛc. eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek erschienen, welche nach den hierüber erholten fachmännischen Gutachten zur Anschaffung für die Schülerbibliotheken der k. Gewerbschulen, Real- und humanistischen Gymnasien ganz vorzüglich geeignet ist.

Den Schulbehörden wird daher die Anschaffung dieses Werkes für die Schülerbibliotheken anempfohlen."

Königl. bayer. Staatsministerium d. Innern: „. . . . Diese von namhaften Fachmännern verfaßten Schriften dürften sich zur Aufnahme in Bibliotheken der Kreis- und Bezirkscomités des landwirthschaftlichen Vereins, dann in landwirthschaftlichen Ortsbibliotheken eignen ꝛc."

Kaiserl. Königl. österr. Ministerium für Cultus und Unterricht: „Ueber Ihre Eingabe vom 17. Juni d. J. habe ich mich bestimmt gefunden, mittels einer Kundmachung in dem Verordnungsblatte für den Dienstbereich des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht auf das in Ihrem Verlage erscheinende Werk ‚Die Naturkräfte' die Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten zum Zwecke allfälliger Anschaffung für die Bibliotheken aufmerksam zu machen."

Königl. sächs. Cultusministerium: „Auf Ihr Gesuch um Empfehlung des in Ihrem Verlage erschienenen Werkes ‚Die Naturkräfte' läßt Ihnen das k. Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts erwidern, daß das erwähnte Unternehmen bereits den sächsischen Lehrern hinreichend und auch von vortheilhafter Seite bekannt sein dürfte und daß eben deshalb eine besondere Empfehlung nicht nothwendig erscheine."

K. württemb. Cultusministerialabtheilung für Gelehrten u. Realschulen: „. . . . Die ergebenst unterzeichnete Stelle ist beauftragt worden, Ihnen Namens der Ministerialabtheilung zu erwidern, daß die angestellte Durchsicht derjenigen Theile Ihres Werkes, welche dem betreffenden Referenten nicht schon vorher bekannt waren, das allgemeine Urtheil über die Verdienstlichkeit Ihres Unternehmens und die Gediegenheit der Bearbeitung der einzelnen Theile der Naturwissenschaften nach ihrem heutigen Stande von

Neuem bewährt habe. Es wird wie bisher jeder Antrag auf Anschaffung des Werkes oder einzelner Theile desselben für die Schulbibliotheken von Aufsichtswegen genehmigt werden, und wenn Ew. Wohlgeboren einen Wert darauf legen, bei etwaigen öffentlichen Ankündigungen hierauf Bezug zu nehmen, so will Sie die Ministerialabtheilung hierzu ermächtigt haben."

Gezeichnet das Sekretariat.

Karl Müller von Halle sagt in den **Blättern für literar. Unterhaltungen:** „Was die vorliegenden Lieferungen betrifft, so bilden sie einen glänzenden Anfang für das ganze Unternehmen. In einer schwungvollen, edlen Sprache geben sie ihren Lesern einen Ueberblick über das zu behandelnde Thema und führen dann gleich mitten in den Kreis der Untersuchung. Von weitläufiger, schulmeisterischer Gründlichkeit wollen sie nichts wissen. Immer kurz und interessant zu bleiben scheint ihr Hauptgrundsatz zu sein. Aber ebenso entschieden wollen sie auch in keiner Hinsicht der Würde der Wissenschaft etwas vergeben, darum hüten sie sich vor jedem Schein der Oberflächlichkeit.

Deutsche Rundschau: „. . . . Es war daher ein äußerst verdienstvoller Gedanke der Verlagshandlung R. Oldenbourg in München, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, welches als eine wahre Encyklopädie der Naturwissenschaften in gemeinfaßlicher Darstellung angesehen werden muß. . . . . Es genügt die Nennung dieser Namen, um den Werth der Arbeiten hervorzuheben. Wir können unsere kurze Besprechung nicht schließen, ohne der Verlagshandlung unsere besondere Anerkennung für die Ausstattung, sowohl des Textes als der außerordentlich zahlreichen und überaus gelungenen Zeichnungen, auszusprechen.

Frankfurter Ztg.: „Die Verlagshandlung löst das Versprechen ein, das sie in ihrem Programme niedergelegt hat: sie gibt uns von der Hand der ersten Gelehrten des Faches Darstellungen, die geeignet sind, den reichen Schatz des Wissens, den unsere Zeit erworben, jedem nach Bildung Strebenden zugänglich zu machen.

Gartenlaube: „. . . . Wir können darum den Schulen, wie den Familien, das ganze Unternehmen, das ein neuer Vorkämpfer für Licht, Aufklärung und Wahrheit zu werden verspricht, in dringender Weise empfehlen.

Illustrirte Welt: „. . . . Es sind bis jetzt dreizehn Bände dieser Sammlung erschienen, die sich sämmtlich auszeichnen durch eine klare wissenschaftliche Behandlung des Stoffes, eine Art der Behandlung, die nicht nur angenehm unterhalten, sondern vor Allem wirklich wissenschaftliche Erkenntniß fördern will. Dazu ist eine geistig frische, kräftige, nicht zu weit gelehrte und auch nicht zu eng begrenzte Darstellungsart gewählt, die allgemein ansprechen muß."

Literar. Centralblatt von Zarncke: „Die im Verlage von R. Oldenbourg erscheinende Volksbibliothek ist eine der wenigen populären Schriftenfolgen, welche derartig zusammengesetzt sind, daß man jeden neu erscheinenden Band mit einem günstigen Vorurteil zur Hand nimmt. . . ."

Die Presse: „Die altbewährte Firma Oldenbourg hat einen Kreis von gelehrten Schriftstellern zu vereinigen gewußt, wie er die sicherste Garantie für das Gelingen der schönen Encyklopädie ‚Die Naturkräfte' bieten muß."

Die Reform: „. . . . Was wir zum Lobe der früheren Bände des Werkes sagen konnten, gilt auch von den vorliegenden. Es sind Männer der Wissenschaft und von Fach, die uns hier über die wunderbarsten Erscheinungen am Himmel und auf der Erde belehren und in die sie hervorbringenden Naturkräfte nach den Aufschlüssen, welche Beobachtungen und Forschungen der Neuzeit geliefert haben, einweihen und uns mit der praktischen Bedeutung derselben für Industrie, Technologie, Verkehrsleben und Gemeinwohl bekannt machen.

Verlag von

R. Oldenbourg

in München und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Novellenschatz des Auslandes.

Herausgegeben von

Paul Heyse und H. Kurz.

In 14 Bänden.

57 Novellen des Auslandes

in vorzüglicher Uebersetzung.

Jeder Band einzeln

1 M. geb.

Inhaltsverzeichniß

umstehend.

H K

Neuer deutscher Novellenschatz

Bd.: 22

1887